



# Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

<http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks>



This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.

ANTON BETTELHEIM  
BALZAC

~~MS. 5 d. 22~~



~~H/w 510 A. 2~~



10  
128 51  
+



B A L Z A C









..... et avec le Sompert.....

*Jugendbildnis Balzacs*  
*Von Achille Devéria*

**B A L Z A C**

**E I N E B I O G R A P H I E**

**V O N**

**A N T O N B E T T E L H E I M**

**M I T A C H T A B B I L D U N G E N**

---

**C. H. BECK'SCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG**  
**MÜNCHEN MCMXXVI**



Copyright C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung München 1925

DEN SCHUTZGEISTERN MEINES LEBENS  
MEINER SCHWESTER  
CAROLINE VON GOMPERZ-BETTELHEIM  
ZUM 80. GEBURTSTAG  
MEINER FRAU  
HELENE BETTELHEIM-GABILLON  
ZUM 21. OKTOBER



## INHALT

I. Einleitung . . . . .	9
II. Werdezeit . . . . .	34
III. Erstlinge . . . . .	69
IV. Freundinnen . . . . .	103
V. Die Anfänge der Comédie humaine . . . . .	149
VI. In Wien und in Italien . . . . .	177
VII. Die Iliade der Korruption . . . . .	214
VIII. Phantasien und Phantastereien . . . . .	247
IX. Der Aufbau der Comédie humaine . . . . .	288
X. Eva . . . . .	323
XI. Heirat und Ende . . . . .	350
XII. Die Nachfolge Balzacs . . . . .	394
Quellen und Anmerkungen . . . . .	440
Namenverzeichnis . . . . .	469



# I

## EINLEITUNG

In der Nacht vom 17. zum 18. Mai 1799 erlag der siebenundsechzigjährige Beaumarchais in Paris einem Schlagfluß. Zwei Tage später kam Honoré Balzac in Tours, als engerer Landsmann des im nahegelegenen Chinon geborenen Rabelais, zur Welt. Der Lustspieldichter des 18. wurde in der Reihe der Lebendigen abgelöst von dem Sittenschilderer des 19. Jahrhunderts. Beaumarchais hielt im „Barbier von Sevilla“ und in „Figaros Hochzeit“ der Gesellschaft des Ancien régime ebenso kühn als heiter den Beichtspiegel vor. Balzac ließ die ungeheuren geschichtlichen Umwälzungen, die ihm in den kurzen, viel zu kurzen einundfünfzig Jahren seines Lebens vor Augen kamen, Menschen und Zustände des Zeitalters der Revolution, des ersten Kaiserreiches, der Restauration, des Julikönigtums auf der Riesenbühne seiner Comédie humaine in lebensstreuen Charaktertragödien, in Zerrbildern und Phantasiestücken aufsteigen. Familienähnlichkeiten fehlen nicht; noch weniger Gegensätze ihrer Art und Kunst. Die Zeiten haben sich von Grund aus geändert. Das Wesen und die Weltbilder Beaumarchais' und Balzacs unterscheiden sich vielfach wie Alt- und Neufrankreich.

Beide sind Plebejer, beide Kraftmenschen voll Wagemut und Zähigkeit. Widerwärtigkeiten steigern und stählen nur ihre Zuversicht auf den eigenen Erfindergeist, Anfechtungen



wecken ihre verborgensten Fähigkeiten. Heißhunger nach Geld, Macht, Ruhm hat Beaumarchais und Balzac gleicherweise beherrscht, ungemessenes Selbstgefühl den einen wie den anderen noch ganz andere als künstlerische Aufgaben und Erfolge wünschen lassen. Beaumarchais betrachtet seine Chansons und Stücke bloß als Zeitvertreib, als Erholung von den Anstrengungen und Aufregungen einer Hetzjagd nach Millionen; seine Komödien sind nur Zwischenspiele in den verwegenen Spekulationen eines Gründers, der als Waffenlieferant im amerikanischen Unabhängigkeitskrieg, als Reeder und Forstwirt, Fabrikunternehmer, Druckereibesitzer und Verleger großen Stils zeitweilig über eine Jahreseinnahme von 15000 Livres verfügt, einen prächtigen Palast in Paris auführt, mit Kunstschatzen und Gartenanlagen ausschmückt. Auch Balzac läßt, unbelehrt durch heillose Verluste, nicht ab von phantastischen Finanz- und Bauplänen. Vom sechsundzwanzigsten bis zum achtundzwanzigsten Lebensjahre versucht er sich als Verleger, Druckerei- und Schriftgießereibesitzer; einmal wähnt er durch Ausbeutung altrömischer Silberbergwerke in Sardinien Schätze zu heben; kurz vor seinem Ende will er seinen Schwager, einen Pariser Ingenieur, bereden, durch Verflößung billiger Eichenstämme aus Rußland nach Frankreich jährlich 400000 Franken zu gewinnen. Steter Geldklemme nicht achtend, baut er einmal (1838) seine legendäre Villa Les Jardies, richtet er, schon vom Tode gezeichnet, ein paar Jahre nachher für seinen langersehnten Hausstand den Rokokopavillon eines verschwenderischen Finanzmannes des 18. Jahrhunderts wie eine Raritätenkammer her. Angeborener nüchterner Geschäftssinn hält auch Beaumarchais nicht von abenteuerlichen Argonautenzügen nach dem goldenen Vließ zurück; außergewöhnliche Vertrautheit mit allen Listen und Kniffen in Handel und Wandel schützt ihn nicht vor

schwerer wirtschaftlicher Bedrängnis. Und Balzac behütet seine teuer bezahlte Fachkenntnis aller Spielarten von Wucher- und Gaunergenies nicht vor scheinbar unabwendbarem Zusammenbruch. Aus diesen verzweifelten Lagen rettet beide ihr unzerstörbares Naturell, eine jeder Heimsuchung trotzende und spottende Unerschrockenheit — Strengere meinen: niemals verlegene Scharlatanerie. In nachträglichen mörderischen Anmerkungen zu seinen Meistertexten über die beiden sagt Sainte-Beuve: Beaumarchais' geheime Schutzgeister seien Plutus und der Gott der Gärten; Balzac nennt er gelegentlich den Alchimisten, wenn nicht gar den Paracelsus des Romans. In Wirklichkeit handelten beide nach der Lebensregel Napoleons: „Das Wort ‚unmöglich‘ steht nicht in meinem Wörterbuch.“ Gegner und Gefahren führten sie erst auf die rechte Fährte, menschlichem Ermessen nach unerreichbare Ziele reizten den Spürsinn dieser Pfadfinder. Bewußt und unbewußt wichen sie von den herkömmlichen Wegen ab, gaben sie, mit angeborener Witterung für die Zeitbedürfnisse, den Anstoß zu folgenreichen Neuerungen in Kunst und Leben.

Ihre dichterischen Erstlinge — Beaumarchais begann mit Rührstücken, Balzac mit klassizistischen Tragödien — trugen dem einen (im hochmütigen Orakel des Baron Grimm), dem zweiten (im wohlwogenen Rat Andrieux') den gleichlautenden Spruch der Merker ein, sich fortan mit allem anderen, nur nicht mit Literatur zu beschäftigen. Ein Fehlschlag, der Beaumarchais so wenig wie Balzac entmutigte. Ihre Beharrlichkeit wurde wie so vieler anderen Hemmungen auch der verkehrten Anfänge Herr. Sie mußten fremde Muster verlassen, bevor sie selbst Muster schaffen sollten.

In den Schriftsätzen eines Skandalprozesses, als angeblicher Urkundenfälscher und Verleumder vor die Wahl gestellt, gehängt oder bezahlt (*payé ou pendu*) zu werden, siegt Beau-

marchais wie Harlekin, der die Scharwache über den Haufen rennt, als genialer Improvisator. Sein Mutterwitz deckt alle Anschläge habgieriger Erben und bestechlicher Richter auf. In unablässig wechselnden Gerichtsszenen belustigt, reizt, rührt, erschüttert er Leser aller Stände; die Überlegenheit, mit der er alle Töne anschlägt, reißt Voltaire, Rousseau, Bernardin de St. Pierre zur Bewunderung hin; der junge Goethe holt aus einem wohlbedacht eingestreuten romanhaften Reiseabenteuer seinen „Clavigo“. Im kommenden Jahrhundert stellt Theodor Mommsen diese nur zur Selbstverteidigung veröffentlichten *Mémoires Beaumarchais* über alle Gerichtsreden Ciceros. Ein Halsprozeß hat den Absichts- und Ahnungslosen in die Weltliteratur eingeführt, den Streitbaren zu den kecksten Waffengängen Figaros gegen Mißbräuche der Machthaber gerüstet.

Balzac wurde vor dem Bankerott seiner Buchdruckerei nur durch bedeutende Geldopfer seiner Mutter bewahrt. Einen ansehnlichen, durch wucherische Stundung unaufhörlich gemehrten Schuldenrest schleppte er zeitlebens nach. In dieser Bedrängnis nahm er einen nach seinem eigenen Wort sinnlosen Kampf auf: „je combattais la misère avec ma plume.“ „Wie ein Wurm, der ein Loch in einen Balken bohren will“, kommt er sich bei diesem scheinbar unlösbaren Bemühen vor. Von Kind auf unheimlich belesen, hält sich der Anfänger an die schlimmsten und besten Vorbilder. Seine Jugendsünden, reichlich ein Dutzend unter falschem Namen gedruckter Romane, Schauer- und Räubergeschichten, hat er selbst als „ordures littéraires“ stets verleugnet. Allein auch in den ersten, mit vollem Namen gezeichneten Büchern schwankt er unsicher zwischen alten und neuen Lieblingen. Als Humorist und Satiriker versucht er es Rabelais und Sterne gleichzutun; er will als gelehriger Schüler von Lewis' „Mönch“, von Anna Radcliffe und E. T. A.

Hoffmann gruseln machen; er hofft mit den „Chouans“ ein französischer Walter Scott zu werden; er nennt „Louis Lambert“ seinen „Faust“ und „Manfred“. Keine dieser Leistungen brachte Balzac die entscheidende Erleuchtung, die nach seinem Ausspruch ihr Vorbild in dem fallenden Apfel Newtons hat. Wie Kolumbus auf der Jrrfahrt nach altem Märchenland nach San Salvador kam, entdeckte Balzac neue Welten, wo er sie nicht gesucht. Die Ausdehnung und die Zukunft dieses Herrschaftsgebietes ließ er sich nicht träumen, als er mit seinen ersten kleineren Skizzen den Heimatboden betrat. Erst allmählich dämmerte ihm der Gedanke des inneren Zusammenhanges seiner Gesellschaftsbilder auf. Er wurde der Einheit im Zerstreuten gewahr. Er faßt den Plan, wie Dante und Rabelais, Höhen und Tiefen der Mitwelt zu durchmessen. Vereinzelte zeitgenössische Gestalten sammelt er in ein alle Kreise Frankreichs umfassendes Rundgemälde. Mit der Größe der Aufgabe wachsen die schöpferischen Kräfte Balzacs. Er wird der Rhapsode der „Iliade der Korruption“, der Werkmeister der Comédie humaine, der Wegweiser des neueren französischen Sittenromans.

Le roman des mœurs sieht aber nicht nur Taine als „la grande œuvre des littératures modernes“ an. Gustav Freytag hat in seinen „Erinnerungen“ die gleiche Lehre verkündet: „Der Roman, viel gescholten und viel begehrt, ist die gebotene Kunstform für epische Behandlung menschlicher Schicksale in einer Zeit, in welcher tausendjährige Denkprozesse die Sprache für die Prosadarstellung gebildet haben. Er ist als Kunstform erst möglich, wenn die Dichtung und das Nationalleben durch zahllose geschichtliche Erfahrungen und durch die Geistes- und Kulturarbeit vieler Jahrhunderte mächtig entwickelt sind.“ — „Zur Zeit Shakespeares galt das dramatische Schaffen durchaus nicht für vornehm, kaum für

eine ernsthafte Dichterarbeit, ebenso wie in der Gegenwart das Romanschreiben. Und doch ist wohl möglich, daß man in irgendeiner Zukunft für den größten und eigentümlichsten Fortschritt in der Poesie des 19. Jahrhunderts gerade den Prosaroman betrachten wird, wie er sich seit Walter Scott bei den Kulturvölkern Europas entwickelt hat.“

Wie hoffärtig die französischen Literaturmandarinen bei Balzacs Lebzeiten und noch lange nachher sich dieser Einsicht verschlossen, hat einer seiner jüngsten und begeistertsten Lobredner, Brunetière, durch den Nachweis gezeigt, daß die Académie française seit ihrem Bestande (1635) mehr als zweihundert Jahre verstreichen ließ, bevor sie einen Romancier — als ersten Jules Sandeau, als zweiten Octave Feuillet — in ihren Kreis aufnahm. Die Berufensten unter den freien Künstlern seiner Zeit erkannten allerdings weit früher Balzacs überragende Bedeutung. Victor Hugo hat nicht erst in seiner lapidaren Leichenrede (1850) den Schöpfer der Comédie humaine in gleiche Reihe mit Tacitus und Sueton gestellt. Theophile Gautier und Madame de Girardin verschwiegen dem Lebendigen angesichts der Öffentlichkeit nicht, was sie von ihm hielten, und George Sand beugte sich, neidlos wie immer, schon in den vierziger Jahren seiner Überlegenheit mit dem Bekenntnis: „Die unvergänglichen Bücher dieses großen Menschenkritikers sind grundverschieden von dem, was man bisher unter Romanen verstanden hat.“

„Solche Stimmführer der Mitwelt wären auf die Dauer bei der Nachwelt kaum verdrängt worden durch Ketzerrichter, die Mitte der fünfziger Jahre Balzacs Lebenswerk im Namen der Moral lästerten und verdammten. Ihre giftigen Angriffe weckten würdige Abwehr. Nur der Übereifer von Balzacs Widersachern bestimmte 1856 seine Schwester Laure de Surville, in schlichten biographischen Blättern Zeugnis zu legen

für den kindlich guten, großen Mann. Die Absicht der Edlen, die mit beredtem Schweigen Balzacs Witwe schonte, war nur, den Bruder in der Familie und in seinem Freundeskreise, seine heldenhafte Ausdauer in unsäglichen Arbeitsmühen zu zeigen. Bescheiden hielt sie ihre Pflicht für erledigt, wenn es ihr gelingen sollte, dem bewunderten Schriftsteller auch als Privatmann Achtung und Anteil zu gewinnen. „Ihn als Autor zu richten, sind nur die Starken berufen“, so lautete ihr Schlußwort, das prophetisch wurde. Zu den dauernden Ruhmestiteln des jungen Taine gehört sein bald nach dem Büchlein der Schwester 1858 veröffentlichter Essay „Balzac“, der in dem Satze gipfelte: „Balzac ist mit Shakespeare und dem Herzog von Saint-Simon die größte Vorratskammer von Urkunden, die wir über die menschliche Natur besitzen.“

Taines Fürspruch bedeutete nicht nur eine Wende in der Würdigung Balzacs in Heimat und Fremde; sein Kennerurteil bleibt ein seltenes Beispiel fruchtbar fortwirkender, schöpferischer Kritik; es hat noch mehr Geschichte der Erzählungskunst gemacht als gelehrt; seine Studie wurde, ohne daß er das gewollt oder gebilligt hätte, das vielgeplünderte Zeughaus für den streitbaren Nachwuchs der Jünger Balzacs, obenan Zolas und dessen (Taine willkürlich nachgebildetes) Schlagwort vom „document humain“.

Die Balzac-Forschung ist seither nicht mehr zur Ruhe gekommen. Selbst kühle Köpfe, die vor dem Überschwang gefeit sind, um die Wette mit kraft- und kritiklosen Epigonen zu Ehren des „Napoleon der Literatur“ Viktoria zu schießen, können und wollen schwerlich leugnen, daß Balzac in der Comédie humaine ein Kolosseum für Tausende von leibhaftigen Doppelgängern seiner Zeitgenossen aufgerichtet, mit Angehörigen aller Stände und Provinzen, mit Ringkämpfern und Märtyrern bevölkert und auch reißende Bestien mit den

zugehörigen Zwingern, Tierbändigern und Schlangenbeschwörern nicht vergessen hat. Seine Hauptwerke sind aus dem Leben des französischen Volkes, aus der Entwicklung des europäischen Romans nicht wegzudenken. Seine Anregungen dauern bis auf die jüngste Gegenwart weiter. Sein Geist blüht in immer neuen Trieben seiner Schüler und Enkelschüler.

Balzac hat diesen Sieg in stolzen Stunden vorausgesehen. Dann und wann wandelte ihn wohl die Sorge an, ob sein Riesenbau mit der Zeit nicht in Verfall oder Vergessenheit geraten könnte wie die maßlosen indischen Epen Mahabharata und Ramayana. Häufiger trat ihm in trüben Tagen der bittere Trost auf die Lippen: „Wenn ich tot bin, werden sie wissen, was sie an mir gehabt haben.“ Gezweifelt hat er niemals an sich. Kleinlicher Jammer über Undank und Verkennung lag nicht in seiner Art. Von Anfang hatte er die Ahnung seines Wertes. Als Einundzwanzigjähriger in einer Pariser Dachkammer mit der Vollendung einer Cromwelltragödie ringend, schreibt der hungernde Neuling seiner Schwester: „Mein Werk soll das Brevier von Völkern und Königen werden.“ Ein Jahrzehnt hernach hofft er, eines Tages unter die großen Intelligenzen seiner Heimat gezählt zu werden. 1844 erklärt er in der Vertraulichkeit brieflicher Bekenntnisse seiner Geliebten, der Gräfin Eva Hanska-Rzewuska, die 1850 seine Frau werden sollte: „Vier Männer werden in dieser ersten Hälfte des Jahrhunderts ungeheuern Einfluß geübt haben, Napoleon, Cuvier, O'Connell. Ich möchte der vierte sein. Der erste hat vom Blut Europas gelebt, er hat sich ganze Heere eingepfzt; der zweite hat die Erdkugel zu seiner Lebensgefährtin gewählt; der dritte hat ein Volk verkörpert. Ich werde eine ganze Gesellschaft in meinem Haupte getragen haben.“ Diese Selbstverherrlichung wurzelt nicht in Größenwahn, sie gründet sich auf die Überzeugung von der ins Ungemessene wachsenden Be-

deutung seines Berufes: „Heutzutage hat der Schriftsteller den Priester abgelöst“, so schreibt er wenige Monate später (im Juni 1844) einer anderen Freundin. „Er hat die Chlamys des Märtyrers angelegt, er leidet tausend Leiden. Er nimmt die Opferflamme vom Altar und entzündet mit ihr die Herdfeuer des Volkes. Er ist Fürst, er ist Bettler. Er tröstet, flucht, prophetisiert. Seine Stimme verhallt nicht im Schiff eines Münsters, sie dringt mit Donnerklang von einem Ende der Welt zum anderen. Die Menschheit, die seine Herde geworden, horcht auf seine Dichtungen und manches Wort, mancher Vers fällt schwerer ins Gewicht als mancher Sieg. Er hängt nicht mehr von Königen und Großen ab; er empfängt seine Sendung von Gott. Sein Hirn und Herz umspannen die Welt, die er zu einer Familie zusammenfaßt. Ein Kunstwerk darf darum auch nicht mehr das Abzeichen einer Partei tragen. Er sucht nicht mehr die Gönnerschaft eines Geldgewaltigen, er gibt sich keiner Preisgegebenen preis. Tränenbetaute Verse, die Schöpfungen angestrengter fruchtbarer Nachwachen erniedrigen sich nicht mehr zu den Füßen der Macht, sie sind die Macht selbst. Dem Schriftsteller gehören alle Formen schöpferischer Fähigkeit: sein sind die Pfeile der Ironie; sein eigen ist das milde, anmutvolle Wort, das sanft niedersinkt wie Schnee auf die Gipfel der Hügel. Sein eigen sind die Gestalten der Bühne, sein eigen die labyrinthisch verschlungenen Wege der Erzählung und des Phantasiestückes, sein sind die Blüten und Dornen. Er hüllt sich in alle Trachten, er durchschaut alle Herzen, er durchlebt alle Leidenschaften, er errät alle Interessen. Seine Seele will das Weltbild auffangen und widerspiegeln. Die Buchdruckerkunst beflügelt die Zukunft. Alles hat sich vergrößert: sein Wirkungskreis und sein Gesichtskreis, die Persönlichkeit und ihre Sprachgewalt.“



Balzac nimmt mit Recht für die französischen Wortführer der Literatur seiner Zeit andere Redeformen, andere Pflichtkreise, andere Aufgaben in Anspruch als — Rousseau und Diderot ausgenommen — für die Meister des 18. Jahrhunderts. Töne von der Wucht seines Hymnus auf die Sendung des Schriftstellers finden sich bei Beaumarchais so wenig wie bei Voltaire. Ein solches Prophetenamt teilen, in den Hauptgedanken unbewußt eines Sinnes mit Balzac, erst im 19. Jahrhundert Carlyle und Emerson dem Mann der Feder zu.

Selbst dieses grenzenlose Gebiet geistiger Arbeit und Herrschaft genügte Balzac nicht immer. Wiederholt fühlte er den Drang, als Mann der Tat einzugreifen, und nicht an ihm hat es gelegen, wenn er seine Kraft nicht als Abgeordneter, Pair, Minister einsetzen durfte. Menschlicher Voraussicht nach hätte ihm die politische Laufbahn nicht mehr Segen gebracht als Victor Hugo und Lamartine. Leichter noch als unzählige andere unruhige Köpfe ihrer Zeit verfielen die Feuergeister der Dichter der weitverbreiteten Zeitkrankheit Napoleonitis, und es half auch Balzac wenig, daß ihm ein wohlmeinender Warner frühzeitig (1836) den Ausbruch und Verlauf dieses Übels genau beschrieb: „Ein großes Beispiel hat das Jahrhundert zugrunde gerichtet. Seit ein kleiner Unterleutnant der Artillerie aus den Reihen getreten ist, um sich auf den Thron zu setzen, hat ein unglaublicher Rausch der Ehrsucht aller Seelen sich bemächtigt. Jede Intelligenz, die einige Kraft in sich verspürt, will ihr Austerlitz gewinnen und ihre Siegestsäule bauen. Sulla sah mehr als einen Marius in Cäsar. Es gibt wenige Menschen, die in sich nicht mehr als einen Napoleon erblicken. Wir alle, wie wir auch sind, sehen aus der Ferne unserer Geschicke eine Zepferspitze und einen Purpurzipfel auftauchen. Enzyklopädische Köpfe rennen in allen Straßen umher. Man begegnet nur Leuten, die morgens die

Schlacht von Rocroy gewinnen, zum ersten Frühstück Athalie vollenden, nachmittags die Entdeckungen Newtons machen, zur Hauptmahlzeit, wenn man sie schön bäte, die Politik des Kardinals Richelieu improvisieren würden. Ein besonderer Glücksfall wäre es, wenn sie nicht noch in ihren freien Augenblicken Haydn und Mozart entthronen wollten.“ Derselbe Spötter, *Nettement*, sonst ein Anwalt der ersten gelungenen Leistungen Balzacs, erspart auch ihm nicht die Neckerei, daß er, ohne sich lange nötigen zu lassen, Bossuet über Theologie, Cuvier über Erdkunde, Napoleon über die Kriegskunst *Privatissima* halten würde.

Wie eine bedenkliche Bekräftigung dieser Parodie wirkt es, daß Balzac in seinem Zimmer eine Statuette Napoleons hatte, die auf der Degenscheide die Inschrift trug: „Was er mit dem Schwert nicht vollenden konnte, das will ich mit der Feder fertig bringen.“ Ein vermessen Wort, doppelt vermessen angesichts der Stellung, die Napoleon in Balzacs Denken und Schaffen einnimmt. Sichtbar oder unsichtbar scheint er allgegenwärtig in seinem Lebenswerk, hört er zu, wo man ihn nicht selbst reden hört.

Wie Voltaire jahrelang für sein „*Siècle de Louis XIV*“ auffällig alle ihm erreichbaren Gewährsmänner für die Geschichte jenes Zeitalters zu Rate zog, ließ Balzac im Verkehr keinen Zeugen der napoleonischen Tage unbemerkt oder unbefragt. Weniger wählerisch als Voltaire beschränkte er sich bei seinen Forschungen nicht auf Staatsmänner, Heerführer, Kirchenfürsten. Ebenso willkommen, wenn nicht willkommener als Herzoginnen und Marschälle, waren ihm Kundschafter und Troßknechte, Armeelieferanten und Feldgeistliche, Krankenpfleger und fahrendes Volk. Er sammelte Musterproben der Uniformen aller Grade und Truppen. Kleine bezeichnende Anekdoten nahm er ebenso willig auf wie wichtige diplo-

matische Enthüllungen; unter dem ersten Eindruck war nicht vorauszusehen, was die Folge aus solchem Rohstoff formen würde, „Dieu, table ou cuvette“.

Vor allem aber versenkte er sich in Napoleons Ideenwelt. Sieben Jahre lang lag auf seinem Arbeitstisch ein Einschreibebuch, in dem er jeden echten oder vermeintlichen Ausspruch Napoleons, den er las oder hörte, als Glücksfund verzeichnete. Als er eines Tages wieder einmal in Geldverlegenheit war, blätterte er dieses „Wirtschaftsbuch“ auf, in dem er überdies die Stoffe und Urentwürfe seiner eigenen Arbeiten vormerkte. Er zählte seine Napoleonzitate: es waren über 500. Ihre Veröffentlichung konnte somit ein rundes Buch geben, nach Balzacs Urteil das belangreichste Buch der Zeit: „Maximes et Pensées de Napoléon“. Der Dichter, der für seine Publikation keine Anleihe bei fremden noch so großen Geistern zu machen pflegte, verkaufte seine Kollektaneen einem früheren Hutmacher, der in seinem Bezirk als Armenvater eine Rolle spielte und nach der Ehrenlegion lüstern war, um 4000 Franken. Der Ordensjäger hoffte das Ziel seiner Sehnsucht zu erreichen, wenn er die Gabe dem Bürgerkönig widmete: Dedikation und Vorrede des selten gewordenen — vom Napoleonforscher Frédéric Masson als halbe Mystifikation abgewiesenen — Buches rührt nach Balzacs fröhlicher Selbstverspottung (in einem Brief an Eva Hanska-Rzewuska) von ihm her. Bittet er in seinem drolligen Bericht über den kuriosen Handel an diese Vertraute auch den Schatten Napoleons um Gnade wegen der grotesk schmeichlerischen Zueignung an Louis Philippe — den Band selbst nennt er ihr gegenüber eines der schönsten Dinge der Welt; den Gedanken, die Seele des großen Mannes auf Grund seiner Selbstbekenntnisse erfaßt von Balzac. Die „Maximes et pensées de Napoléon recueillies par J. L. Gaudy jeune“, Paris 1838 behandeln in vier Abteilungen 1. Napoleons Grund-

sätze und Gedanken vor dem 18. Brumaire, d. h. die Zeiten, in denen er Republikaner oder Bürger, Untertan oder Untergebener einer vorgesetzten Staatsgewalt war. 2. Alle seine Gedanken über die Kriegskunst, die das Geheimnis seiner Erhebung und der Nerv seiner Herrschaft war. 3. Alle Ideen des Souveräns über die Ausübung der Macht und deren Organisation. 4. Alles, was ihm Erfahrung und Unglück eingegeben hat, der Schmerzensschrei des modernen Prometheus.

In der von J.-L. G...y Jeune unterschriebenen, gedruckten Vorrede macht sich anfangs der wirkliche Verfasser Balzac über den angeblichen Herausgeber lustig. Mit prahlerischem Selbstlob drückt sich J.-L. G...y für sein Sammlerverdienst einen Strahlenkranz auf das Haupt: sein Werk sei für Napoleon, was das Evangelium für Jesus Christus. In den folgenden Gedankengängen kommt desto unverkennbarer Balzacs ernste Überzeugung zum Vorschein: Napoleon sei eine der gewalttätigsten unter allen in der Geschichte menschlicher Reiche bekannten Willenskräfte. Deshalb konnte nichts für ihn bemerkenswerter sein als die Gesetze, nach denen er seine Macht aufgerichtet und aufrechterhalten hat. Von seinem Ausgangspunkt bis zu seinem Gipfelpunkt, vom Thron bis zum Grab habe er zweimal in grundverschiedener Art die ganze Stufenleiter der Gesellschaft durchlaufen und verstanden, alles zu sehen und zu beobachten. Deshalb wird jeder Leser in Napoleons Maximen und Ideen irgend etwas zu seinem Vorteil finden, denn Napoleons Gedanke, scharf wie ein Schwert, sei in alle Tiefen gedrungen. Der Schreckensmann von 1793 und der kommandierende General sind hinter dem Kaiser verschwunden, der Herrscher hat den ehemals Beherrschten Lügen gestraft. Gerade diese Widersprüche zeigen am deutlichsten den Kampf, zu dem er verurteilt war. Vor allem wird die Sammlung seiner Grundsätze die Richtschnur bedrohter Re-

gierungen sein. Niemand hat besseren Instinkt für Gefährdung von Staatslenkern gehabt als Napoleon. Man wird ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er offen gewesen und vor keiner Konsequenz zurückgeschreckt ist. Er hat die Tat verherrlicht und die Idee verdammt. Es steht niemandem zu, Napoleon zu verteidigen oder anzuklagen. Es heißt, ihn vor allem auftreten zu lassen. Der Inbegriff seiner Gedanken ist eine Gesetzgebung für sich, die verworfen oder angenommen werden mag, die aber in ihrer bündigsten Form ans Licht gezogen werden mußte, denn niemand soll vergessen, daß sie die Geheimnisse des größten Organisators der modernen Gesellschaft enthielt.

Keine Fähigkeit Napoleons hat Balzac größeren Eindruck gemacht als diese Gabe, noch so spröde, einander widerstrebende Elemente mit ehernem Griff zu packen, zu gliedern, zu willenlos fügsamen Werkzeugen seiner allmächtigen, das Ganze formenden und beherrschenden Bildnerkraft zu machen. „Organiser est un mot de l'Empire et qui contient Napoléon entier“ heißt es, mit der pseudonymen Vorrede zu Napoleons *Maximes et pensées* übereinstimmend, in einer Pariser Geschichte Balzacs. Dasselbe Wort „Organisieren“ erschöpft auch die Endabsicht der *Comédie humaine*: die Bändigung der Stoffmassen eines ganzen Volkslebens durch einen überlegenen Schöpfergeist nach einem für alle Stände und Stufen mit gleichem Scharfblick vorbauenden Grundriß.

Unausstilgbar, wie im Staatswesen Neufrankreichs, ist die Spur Napoleons in Balzacs enzyklopädischer Sittenschilderung dieser Epoche. Wie wenige kennt Balzac die Wunder und die Frevel des ersten Kaiserreiches. „Der Titan, der, umgeben von Halbgöttern, Europa aufwühlt“, war ihm so vertraut, wie Fouché mit seinen Polizeihunden. Napoleon und seine Leute gehen durch die ganze *Comédie humaine*: Bonaparte begegnet

uns als Feldherr, Regent, Gesetzgeber, als Weltenbezwinger, der Throne stürzt und Königreiche verschenkt, als Abgott und Verderber seiner Soldaten. In „Vendetta“ gibt er korsischen Landsleuten als Konsul Gehör; in der „Femme de trente ans“ hält er seine letzte Pariser Heerschau. Die Fahnen und Adler seiner Legionen ziehen vorüber. Um die Wette mit den Malern und Bildhauern des Julikönigtums sorgt die Comédie humaine für Schlachtenbilder, Statuen, Büsten, Denkmünzen des Gewaltigen; wie die Vendômessäule und die Gruftkuppel im Invalidendom über zwerghafte Fußgänger ragt Napoleons literarisches Monument in Balzacs Lebenswerk hoch hinaus über die Stellen- und Geld- und Weiberjäger der Gesellschaft Louis Philippes. Und wie märchenhaft vergrößert Napoleons Taten unter den Bauern weiter getragen wurden, zeigt der „Napoléon du peuple“ im „Médecin de campagne“: die fabelhaft ausgeschmückte Geschichte seines Lebenslaufes, wie sie ein Landbriefträger, ehemals ein Soldat Napoleons, in einer Scheune hochaufhorchenden Dörflern im Volkston erzählt. Götzendienst oder bewußte bonapartistische Propaganda hat Balzac mit diesen Erinnerungsmalen nicht getrieben. Mit derselben Unbefangenheit enthüllt er in der „Ténébreuse affaire“ die teuflischen Anschläge der napoleonischen Geheimpolizei zur Vernichtung politischer Gegner, zeigt er im „Ménage de garçon“ verabschiedete napoleonische Offiziere, Raubtiernaturen, die im faulen Frieden ungestraft Ungeheuerlichkeiten ausführen, deren Vorschule die Kriegs- und Beutezüge ihres Heerführers waren. Und angesichts der Verheerungen, die das Beispiel Napoleons in dem nachwachsenden Geschlechte, in den Gesinnungen junger Ehrgeiziger vom Schlage Rastignacs verschuldet, fragt Balzac: „Wer wird jemals Napoleon malen oder begreifen können? Ein Mensch, den man mit verschränkten Armen darstellt, und der doch alles gemacht hat; der alles machen konnte, weil

er alles gewollt hat; ein wunderbares Phänomen des Willens, der eine Krankheit durch eine Schlacht heilte und dennoch an einer Krankheit im Bett sterben sollte, nachdem er inmitten von Kugeln und Bomben gelebt hatte. Ein Mann, der ein Gesetzbuch und ein Schwert, Wort und Tat im Kopfe trug. Ein Mann, dem durch ein seltenes Privilegium die Natur ein Herz in seinem Leib von Erz gelassen, ein Mann, der um Mitternacht mit seiner Frau lachen und guter Dinge sein konnte und am Morgen mit Europa spielte, wie ein Mädchen mit dem Wasser im Bade plätschert. Cäsar mit fünfundzwanzig, Cromwell mit dreißig Jahren, dann, wie es in den Grabschriften der Gewürzkrämer auf dem Père La Chaise heißt, braver Vater und Ehemann. Ein Mann, der, gegen alle Gesetze der Schwerkraft, Frankreich als Übergewicht auf der Erde lasten ließ und uns am Ende ärmer zurückgelassen hat als am Tag, da er seine Hand auf uns gelegt. Und er, der ein Reich nur mit seinem Namen in Besitz genommen, verlor am Ende seines Reiches seinen Namen in einem Meer von Blut und Armeen.“

Das Heil des Vaterlandes erwartet Balzac von anderen Mächten:

„Die vierhundert Gesetzgeber, deren Frankreich sich erfreut, müssen wissen, daß die Literatur über ihnen steht“, so heißt es im Vorwort zu den „Souffrances de l'inventeur“. „Die Schreckensherrschaft, Napoleon, Ludwig XIV. und Tiberius, die gewaltigsten Machthaber wie die stärksten Einrichtungen verschwinden vor dem Schriftsteller, der sich zum Stimmführer seines Jahrhunderts macht. Diese Tatsache heißt Tacitus, Calvin, Voltaire, Jean Jacques Rousseau, Chateaubriand, Benjamin Constant, Staël; heute nennt sie sich Zeitung. Voltaire und die Enzyklopädisten haben die Jesuiten gestürzt, die die größte parasitäre Macht der modernen Zeiten waren. Wenn

fünfzehn Männer von Talent sich in Frankreich vereinigen und einen Führer von der Bedeutung Voltaires besitzen würden, müßte der Spaß, den man als die konstitutionelle Regierung bezeichnet und zur Grundlage die dauernde Thronerhöhung der Mittelmäßigkeit hat, bald aufhören.“

Balzac mußte sich nicht, wie Lamartine, während der Wirren von Achtundvierzig, als Retter der Republik versuchen. Er wäre sonst bald seiner Selbsttäuschung über die Eignung eines Schriftstellerkollegiums zur Führung der Staatsgeschäfte inne geworden. Der handgreifliche Irrtum ändert nichts an Balzacs Berechtigung und Befähigung, von seiner Kanzel aus dem Frankreich seiner Tage die Wahrheit zu predigen. Er kannte sein Land genau, er erkannte tiefsitzende Schäden der Zeit, schwer oder gar nicht heilbare Volkskrankheiten vielfach besser, als — von Victor Hugo oder George Sand zu schweigen — Louis Philippe, Guizot und Thiers. Er nannte sich nicht mit Unrecht einen „Docteur-ès-sciences sociales et des maux incurables“. Er hatte seltene Naturgaben durch ausgiebige Studien und selbständig geübte Forschungsmethoden weiter gebildet. Der Umfang seiner Belesenheit war außerordentlich. Sein enzyklopädisches Wissen nahm einen Sachverständigen vom Range Taines wunder. Seine Vertrautheit mit früheren Literaturdenkmälern befähigte ihn, zum Entzücken aller Kenner in den ersten dreißig „Contes drolatiques“ den Ton und Stil Rabelais' nicht als altertümelnder Nachahmer, sondern wie ein ebenbürtiger Zeitgenosse zu treffen und nur sein früher Tod hat, wie soviel andere Entwürfe, die Fortführung des Planes zunichte gemacht, in weiteren siebenzig Contes drolatiques den Wettkampf mit Perrault, Voltaire und anderen Meistern der französischen Erzählungskunst vom 16. bis 18. Jahrhundert in ihrer Sprache und Schreibart aufzunehmen. Er besaß, wie Diderot, die Findigkeit, in Heimlichkeiten verschiedenartiger



Gewerbe, Hantierungen und Kunstfertigkeiten einzudringen. Er hatte sich nicht nur in Geistes- und Naturwissenschaften umgesehen, er kannte Lehren und Irrlehren des Okkultismus, Mesmerismus, Swedenborgianismus. Er überraschte Ärzte und Irrenärzte durch die Zuverlässigkeit der Krankengeschichten in seinen Romanen. Seine Schilderungen der Schikanen im Prozeßverfahren, seine Charakteristiken der Handelsrichter und Anwälte, der Notare alten und neuen Schlages, seine Musterkarten von Maklern und Wucherern sind Dickens ebenbürtig. Seine Bauern und Geistlichen, Groß- und Kleinstädter, die Kreise des absterbenden Hochadels und neu sich andeutende Modetypen, die Helden und die Opfer des napoleonischen Heeres, evangelische Unschuld und Pariser Raubgesindel, die Weltgrößen der Kunst und Forschung und das Ungeziefer der Spione, erhabene Verbrecher und schnurrige Spitzbuben, sie alle hat er, trotz ihres kaum übersehbaren Durcheinanderwimmeln, in hundert und aber hundert Gestalten der Comédie humaine durchweg persönlich so bestimmt geschieden, daß er ohne Überhebung sagen durfte, er habe um die Wette mit dem Standesamt in der Comédie humaine leibhaftige Wesen verbucht. Zu seinem Ergötzen machte, unter dem Eindruck der Bekanntschaft mit seinen Bildern aus dem Pariser und aus dem Provinzleben, überwältigt durch die Fülle seiner Charaktere, ein kluger Kopf allen Ernstes den Vorschlag, die Regierung solle Balzacs Beobachtungen ihren Zwecken nutzbar machen. Wirksamer als in Kammerausschüssen, diplomatischen Kränzchen und Ministerberatungen, ungebundener als von irgendeinem Katheder der Kulturgeschichte oder Soziologie vermochte Balzac seinem Vaterland und der Weltliteratur, der Kunst und Wissenschaft an seinem Schreibtisch zu dienen. Jedenfalls ist er mit den heikelsten Rätsselfragen, die die Gesellschaft seiner Tage ihm stellte, gründlicher fertig

geworden, als bisher Mit- und Nachwelt mit den Geheimnissen seines Werdens und Wesens.

Über siebzig Jahre sind seit seinem Tode verflossen. Damals war nach Sainte-Beuves Wort die Möglichkeit einer auch von diesem Meister geforderten „moralischen Autopsie“ Balzacs noch nicht gegeben. Mittlerweile sind Bibliotheken über ihn geschrieben und gedruckt worden. Allein auch die jüngsten Erforscher der Jugendzeit Balzacs, Gabriel Hanotaux und Georges Vicaire, müssen ihren wichtigen, 1903 veröffentlichten, 1921 in neuem Abdruck ergänzten Aufschlüssen (*La jeunesse de Balzac. Balzac imprimeur 1825—1828*), das Bekenntnis vorausschicken, daß eine abschließende Arbeit über ihn fehlt: „un travail complet sur Balzac n'a pas encore été publié“. Ein Sammlergenie, der Vicomte Spoelberch de Lovenjoul, Balzacs Schliemann, hat nicht umsonst ein Stück seines Lebens an die Erforschung von Balzacs innerer und äußerer Biographie gesetzt. Er hat uns mit einer seit der ersten Auflage (1879) wiederholt neugedruckten ergänzten „*Histoire des œuvres de Balzac*“, einer Bibliographie, beschenkt, die ihresgleichen sucht. Ihm war überdies das Finderglück beschieden — wie Edmond de Goncourt in seinem Tagebuch verrät, größtenteils bei einem Flickschuster —, die von der Witwe verzettelten Briefe an die Gräfin Hanska-Rzewuska, nachmals Balzacs Frau, zu entdecken, die „*Lettres à l'Étrangère*“, von denen vorläufig nur zwei, 1920 in der *Revue des deux mondes* durch sparsame Nachträge ergänzte, Bände vorliegen. Leider ist Graf Lovenjoul geschieden, bevor er auch nur den Schlußband dieser für Balzacs Biographie unersetzlichen, tagebuchartigen Briefe herausgeben konnte. Seine Balzac-Papiere hat er letztwillig der Académie française zugewiesen; sie hat dieses Erbe aus Brüssel nach dem ihr vom Herzog von Aumale testierten Schloß Chantilly verbracht und mit den ge-

botenen Rücksichten der Forschung freigegeben. Das Dunkel, in dem Balzac selbst seine Schicksale vielfach absichtlich gehalten hat, wird sich auch dann kaum völlig lüften lassen. Immerhin ist einstweilen — wie das tüchtige Buch von André Le Breton (Balzac. L'homme et l'œuvre. 1905) und die kritische Studie „Honoré de Balzac (1799—1850)“ von Ferdinand Brunetière (Paris o. J., 1906) zeigt — die Kenntnis seines Lebens, die Würdigung seines Schaffens, zumal dank den Vorarbeiten von Lovenjoul, Biré, Hanotaux und Vicaire, auf breitere, festere Grundlagen gestellt. Mit der Möglichkeit wächst die Pflicht, seiner Entwicklung genauer nachzugehen, besonders in Deutschland, wo seiner Persönlichkeit noch lange nicht genügende Beachtung zuteil wurde.

Goethe hat kurz vor seinem Tod, 1831, Balzacs erstes bedeutendes Buch „La peau de chagrin“ gelesen. „Es ist ein vortreffliches Werk neuester Art,“ heißt es in seinem Tagebuch, „welches sich jedoch dadurch auszeichnet, daß es zwischen dem Unmöglichen und Unerträglichen mit Energie und Geschmack hin und her bewegt und das Wunderbare als Mittel, die merkwürdigsten Gesinnungen und Vorkommenheiten sehr konsequent zu brauchen weiß, worüber sich im einzelnen viel Gutes würde sagen lassen.“ Fünf Monate später beschäftigt sich Goethe nochmals mit demselben Werk. „Für die Peau de chagrin ist das blasé zu mäßig. Das Produkt eines ganz vorzüglichen Geistes deutet auf ein nicht zu heilendes Grundverderbnis der Nation, welches immer tiefer um sich greifen wird, wenn nicht die Departements, die jetzt nicht lesen und schreiben können, sie dereinst wieder herstellen, insofern es möglich wäre.“

Schiller hat Balzacs Auftreten nicht erlebt, und Balzac ist Schillers dramatischer Entwurf „Die Polizei“ niemals vor Augen gekommen. Dieser Plan einer in Frankreich spie-

lenden Polzeitragedie und -komödie nimmt wesentliche Motive, zumal der Kriminalromane der Comédie humaine voraus. „Ein ungeheures, höchst verwickeltes, durch viele Familien verschlungenes Verbrechen, welches bei fortgehender Nachforschung immer zusammengesetzter wird, immer andere Entdeckungen mit sich bringt, ist der Hauptgegenstand. Es gleicht einem ungeheuren Baum, der seine Äste weit herum mit anderen verschlungen hat und welchen auszugraben man eine ganze Gegend durchwühlen muß. So wird ganz Paris durchwühlt, und alle Arten von Verderbnis werden bei dieser Gelegenheit nach und nach an das Licht gezogen. Die äußersten Extreme von Zuständen und sittlichen Fällen kommen zur Darstellung und in ihren höchsten Spitzen und charakteristischen Punkten. Die einfachste Unschuld wie die naturwidrigste Verderbnis, die idyllische Ruhe und die düstre Verzweiflung.“ Die Handlung sollte im Audienzsaal des Polizeileutnants eröffnet werden: eine Eingangsszene, die möglicherweise auf Merciers (1776 in deutscher Übersetzung gedruckten) „Neuen Versuch über die Schauspielkunst“ zurückgeht. Mercier wüßte „kein Buch zu schreiben, das jedem Verstand neuer, lehrreicher, interessanter, sonderbarer sein würde, als ein Buch über Paris. Dem Polizeileutnant<sup>1)</sup> käme es zu, die Materialien herzugeben, und einem Mann von Genie, sie in Ordnung zu

<sup>1)</sup> „Wieviel Tatsachen muß das Gehirn eines solchen Mannes nicht beherbergen! Wieviel Lehren empfängt nicht seine Seele jeden Augenblick! Ihm sind die verborgensten Geheimnisse anvertraut, er kennt vielleicht die ersten und unsichtbarsten Triebfedern, bei ihm sollten der Philosoph, der Gesetzgeber sich Rats erholen.“ Fußnote Merciers. — Meines Wissens ist auf diese Stelle von Merciers „Neuem Versuch über die Schauspielkunst“ als eine der möglichen Anregungen zu Schillers „Polizei“ noch nicht hingedeutet worden. Auch nicht in Kettners Einleitung zu Schillers „Dramatischem Nachlaß“. Schillers Sämtliche Werke. Säkular-Ausgabe. (Cotta.) Bd. VIII, S. IX und S. 207 ff.

bringen. Wie viele Welten gibt's doch in der Welt“. Die genialen Andeutungen in Schillers Nachlaß, die Charaktere des Personenverzeichnisses wirken wie Vorahnungen, Roman-titel und Kapitelüberschriften der *Comédie humaine*. „Poe-tische Schilderung der Nacht zu Paris, als des eigentlichen Gegenstands und Spielraums der Polizei.“ „In der Suite der Handlung treten auf: 1. der Sohn der Familie, debauchiert, 2. die fromme Tochter, 3. der Vater aus der Provinz, 4. der biedere, aber arme Noble, 5. der übermütige, schlecht denkende Roturier, 6. der mutwillige Mousquetaire, 7. der Fat als Mousquetaire, 8. der Schmarotzer Ubique, 9. die Courtisane, 10. der Escroc und Filou in allen Gestalten, 11. der Bro-schürensreiber, 12. der Philosoph, 13. die Savoyarden, 14. die Dévoten, 15. der Abbé oder Ludwigsritter, 16. der Polizeiminister, 17. der Mörder, 18. der Exempt, 19. der Höfling, 20. der wohl denkende Bürger von Paris, 21. der Porte-Faix, Fiacre, Suisse, 22. der Schreiber oder Clerc, 23. die Ehefrau und der Ehemann, 24. der Ausländer, 25. die Scharwache, Guet., 26. Marchande de Modes, 27. Poissarden, 28. der Illuminat und geheime Gesellschafter, 29. der Mönch, 30. der Duc und die Duchesse, 31. der Bettler und 32. der kleine Dieb und seine Gehilfen.“ Schiller begnügte sich nicht mit dieser Heerschau: sein Entwurf sieht Gespräche zwischen dem Polizeileutnant und Philosophen vor, die Schlüsse ziehen sollten aus den bunten Erfahrungen einer solchen, alle Schich-ten der Weltstadt, alle Schäden der zeitgenössischen Gesell-schaft durchdringenden Prüfung. Vorschnelles Urteil lag dem Forscher, Denker, Künstler so fern, daß er sich in Vor-arbeiten zu seinem Drama nicht genug tun konnte. Wir wissen, mit welchem Anteil Schiller über alle Einzelheiten des Pariser Lebens sich bei Wilhelm von Humboldt und anderen Freun-den erkundigte, mit welcher Aufmerksamkeit er Merciers

„Tableau de Paris“ und die zu seinen Lebzeiten erschienenen französischen Romane las und selbst Rétif de la Bretonne für seine stofflichen Anregungen dankbar war. Es bleibt unentschieden, ob er Balzac glimpflicher oder härter beurteilt hätte, als das Goethe getan. Gelesen hätte der Dramatiker, der sich mit dem Entwurf der „Polizei“ getragen, die Comédie humaine gewiß.

Das allerdings erst in den achtziger Jahren bekannt gewordene Wort des alten Goethe über den „ganz vorzüglichen Geist“ des jungen Balzac hat in Deutschland nicht allzuviel Widerhall geweckt. Heine, dem er als ebenbürtigem Kenner deutscher und französischer Zustände eines seiner Bücher — „Le prince de la Bohème“ — gewidmet hat, war mit ihm befreundet. Alexander v. Humboldt machte ihm während seines kurzen Aufenthaltes in Berlin die Honneurs und führte ihn bei Tieck ein. Metternich lud Balzac in Wien gastlich zu Tisch und erzählte ihm eine für die „Mémoires des deux jeunes mariées“ bestimmte, von Balzac in einem erst aus dem Nachlaß veröffentlichten Drama „L'école des Ménages“ benutzte Anekdote. Laube rühmte nach einer Pariser Begegnung Balzacs durchdringenden Blick, Gutzkow stand mit seinen Zeitromanen unverkennbar unter seinem Zeichen. Julian Schmidt fühlte, bei seinen Neigungen für den Realismus begreiflich genug, eine gewisse Vorliebe für Balzac, die sein Redaktionskollege in den „Grenzboten“, Gustav Freytag, nicht unbedingt teilte. Hebbel, Gottfried Keller, Richard Wagner, Karl Hillebrand, Karl Marx, Treitschke, Dilthey, Nietzsche würdigten seine Gaben, indessen die neudeutschen Naturalisten über Zola, Tolstoi, Dostojewski die Comédie humaine vergaßen, soweit oder sofern sie Balzac überhaupt kannten. Ungelesen blieb Balzac trotz alledem nicht. Erbärmliche Verdeutschungen der alten

Übersetzerfabriken wurden, auch in unseren Pfennigheften, immer wieder neu aufgelegt, und in jüngster Zeit veranlaßte der Insel-Verlag eine von Hugo v. Hoffmannsthal bevorwortete Gesamtausgabe, der Wilhelm Weigand einen Essay Balzac und Stendhal folgen ließ und Stephan Zweig ein Bändchen „Balzac. Sein Weltbild aus den Werken“ nachschickte. Der Berliner Verlag Rowohlt folgte mit neuen Ausgaben. Dem kühlen Urteil von Georg Brandes hat Arthur Eloesser in seinen „Literarischen Porträts aus dem modernen Frankreich“ eine weit wärmer klingende Würdigung Balzacs folgen lassen. Ein Zeichen des Umschwungs in der Auffassung von Balzacs dauernder Bedeutung ist endlich der Ton, in dem Erich Schmidts Rektoratsrede seiner gedachte. Neuerdings wandten ihm auch Romanisten vom Fach, Heiß und Ernst Curtius, in monographischen Studien ihr Augenmerk zu. Eine quellenmäßige, vollständige Lebensgeschichte Balzacs, die nach wie vor aus triftigen Gründen in Frankreich fehlt, war noch weniger in Deutschland zu verlangen, wo bis zur Stunde selbst eine unvollständige fehlt. Lohnt es der Mühe, eine solche Biographie zu versuchen?

Einer der besten, strengsten und unabhängigsten französischen Kritiker mag antworten: „Man kann Balzac alles vorwerfen, Mangel an Geist und Zartgefühl, die Abwesenheit von Seele und Leidenschaft, den Mißbrauch von Beschreibungen, einen mühseligen und zugleich farblosen Stil, man kann ihm alle Eigenschaften des Geschmackes und der Feinheit bestreiten, aber man kann sich nicht weigern, in ihm eine wahrhaftige Kraft der Beschwörung zu grüßen. Seine Personen haften im Gedächtnis, als ob sie gelebt hätten. Man hat sie gesehen, man hat mit ihnen gesprochen, man ruft sie bei ihren Namen. Und diese Phantasieschöpfe sind unglaublich

zahlreich: das Werk des Romanciers ist weitläufig wie eine Welt; Balzac hatte nicht nur die Kraft, er besaß auch die Fruchtbarkeit des Genies. Seltsam! Balzac ist kein Künstler, und er ist Schöpfer; er ist kein Schriftsteller, und er hat eine Gattung begründet; er hat kein abgeschlossenes Werk zurückgelassen, und eine ganze Literatur geht von ihm aus.“

Der wohlüberlegte Spruch ist — mag das Endurteil auch dasselbe bleiben — einer Überprüfung bedürftig und würdig; jede neue, kritische Beschäftigung mit Balzac führt auf Hauptfragen in Dichtung und Leben, zur Grenzbestimmung zwischen wissenschaftlicher und künstlerischer Gesellschaftskunde, und sie läßt uns unterwegs ein Menschenkind kennenlernen, das mit allen kleinen Narrheiten und seltenen großen Gemüts Gaben nicht seinesgleichen hat.



## II

### WERDEZEIT

„Ma vie est un miracle perpétuel“ schrieb der dreiunddreißigjährige Balzac der ältesten Zeugin, einer der wenigen Kennerinnen seines Lebens, seiner Mutter: der einzigen, die Viktor Hugo 1850 an seinem Sterbebette treffen sollte. Seine Frau, die verwitwete Gräfin Eva Hanska-Rzewuska, die der Dichter wenige Monate früher nach jahrzehntelangen Kämpfen und Opfern geheiratet, hatte — eine echt Balzacsche Frauengestalt — den Dulder in seiner letzten Not verlassen. Balzacs Mutter überlebte den Sohn nicht lange, und mit ihr sank manches Rätsel ungelöst ins Grab, vor allem die Vorgeschichte ihrer eigenen Ehe, die Gründe, die sie, die jugendliche und anmutige Tochter vermögender Pariser Bürgersleute, bestimmt hatten, einem zweiunddreißig Jahre älteren Bauernsohne die Hand zu reichen. In seiner Anzeige eines der ersten und besten Romane Balzacs — „La recherche de l'absolu“ — hat es Sainte-Beuve 1834 als ungehörig bezeichnet, daß der Autor, wie andere Modeliteraten, sich auf dem Titelblatt ein ihm nicht gebührendes Adelsprädikat „de“ beigelegt. Eine Rüge, die wie mancher andere scharf treffende Tadel ungeachtet aller sonstigen Anerkennung Balzac dermaßen erbitterte, daß er unter dem unmittelbaren Eindruck dieser Lektüre, nach der Mitteilung des Ohrenzeugen Sandeau, den Zornruf ausstieß: „Ich werde ihm meine Feder durch den Leib rennen.“

Ein Gelübde, das Balzac durch einen häßlichen, beider Männer unwürdigen Angriff auf den ersten Band von Sainte-Beuves Port Royal und den vermeintlich zur Vernichtung von Sainte-Beuves „Volupté“ geschriebenen Gegenroman „Le lys dans la vallée“ zu erfüllen glaubte. Wie begründet auch diesmal Sainte-Beuves Bedenken gewesen, hat mittlerweile das von Edmond Biré herangezogene Kirchenbuch bewiesen: der ursprüngliche Name der Vorfahren Balzacs lautet Balsas oder Balsa.

Der erste, der diese Namensform mit einem „c“ als letzten Buchstaben versah, war der Vater des Romanciers. Diese Balsas oder Balsa sind bis hinauf zum Jahre 1693 Bauern, Winzer, Landarbeiter, bisweilen auch nur „brassiers“, Handwerker, Tagelöhner, in Nougairie, Tarn, im Langued'oc. Der Stammbaum des Dichters geht somit väterlicherseits auf Südländer, wie bei Daudet und Zola, zurück. Im übrigen hätte kein Hochadeliger einen gesünderen, kraftvolleren Vater haben oder sich wünschen können als diesen 1746 geborenen Bernard François Balssa; er war ein Achtziger, als ihm ein unvorsichtiger Postknecht mit einem Peitschenschmitz das Auge verletzte; die Gelassenheit, mit der er die Verwundung hinnahm, obwohl der heftige Schmerz und die plötzliche Blindung den Verlust der Sehkraft besorgen ließ, erregte gleicherweise den Anteil und die Bewunderung seines Sohnes Honoré. Das älteste von elf Kindern mußte Bernard als Knabe Hanf bauen und weben, bis Nachbarn sich des geweckten Jungen annahmen: ein wohlgesinnter Pfarrer brachte ihm die Elemente des Lateinischen bei, ein Notar beschäftigte ihn als Schreiber. Nach damaligem Brauch speiste er mit den anderen Kanzlisten am Tisch des Brotherrn. Als Rebhühner aufgetragen wurden, fragte die Hausfrau spitz: „Können Sie vorschneiden?“ „Jawohl, Madame“, antwortete er, über und über errötend. Und nun (erzählte Honoré de Balzac bei einem

Diner im Hause Emil de Girardins, indem er die ganze Szene zugleich mit vollem Gebärdenspiel zum unauslöschlichen Gelächter der Zuhörer begleitete) machte er sich an die Arbeit, das Rebhuhn zu zerteilen und das mit solcher Kraft, daß der Teller entzwei ging, das Tischtuch zerschnitten und das Holz des Tisches beschädigt wurde. Das war nicht gewandt, aber eine Kraftleistung; die Prokureuse lächelte, und von Stunde an soll, nach dem Bericht Theophile Gautiers, dem wir die Überlieferung des Stückleins danken, der junge Schreiber ungemein sanft im Hause behandelt worden sein. Sein Ehrgeiz führte ihn nach Paris. Ob Vater Balzac regelrechte Studien als Jurist gemacht, ob er es nach der Angabe Honorés zum Sekretär im Großen Rat Ludwigs XV. oder zum Advokaten unter Ludwig XVI. nach der Mitteilung seiner Tochter Laura gebracht hat, ist ungewiß und — da sein Name in den Amtskalendern fehlt — zweifelhaft. Als Rechtsanwalt erscheint er dagegen im Nationalkalender auf das Jahr 1793 auch als Mitglied des Conseil général de la Commune. Er hatte gute Beziehungen zu Republikanern und Royalisten. Seine Kinder behaupten, daß er unbedingt zur königlichen Partei hielt und während der Schreckenszeit wiederholt Angehörige derselben, alte Freunde und Beschützer rettete. Diese Beflissenheit machte ihn endlich selbst verdächtig, so daß ihn ein dem Citoyen Balzac wohlgesinntes Mitglied des Konventes den Blicken Robespierres entzog und als Verpflegsbeamten zur Nordarmee brachte. Er war Militärintendant, als er 1797 die Tochter seines Vorgesetzten Sallambier, der auch Leiter der Pariser Spitäler war, heiratete. Bald darauf übersiedelt das Ehepaar nach Tours. Dorthin war Bernard-François Balzac, vermutlich durch den Einfluß des Schwiegervaters, als Spitalverwalter berufen worden. Er kaufte sich in Tours an und kam zehn Jahre seinen Pflichten so vortrefflich nach, er sorgte so glücklich

für Verbesserungen, für die Verwendung rüstiger Pfründner in Werkstätten usw., daß man ihn zum Bürgermeister von Tours machen wollte. Er lehnte diese Ehre ab, weil er weder die Leitung des Spitals aufgeben noch seinen Grundbesitz vernachlässigen wollte, trat aber schriftstellerisch mit einer Reihe von prophetischen Anregungen hervor, die lange nach seinem Tode Verwirklichung finden sollten. In der Stadtbibliothek von Tours kamen mir mehrere seiner gedruckten, mit handschriftlichen Bemerkungen bereicherten Mémoires vor Augen: eine Denkschrift, die sich der Sache verführter Mädchen annimmt und Zufluchtsstätten für solche im Stich gelassene „filles-mères“ vorschlägt. Eine „Histoire de la rage“ behauptet, daß in 2000 Jahren Millionen Menschen an Hundswut gestorben und 300 Werke darüber geschrieben worden seien: ohne derartige historische Zeugnisse würde man nicht glauben, daß Heinrich III. seine Hunde mehr als sein Volk geliebt habe. Durch Hundesteuern und besondere Gesetze wollte Vater Balzac der Plage begegnen, der erst Pasteur ein Ziel setzen sollte. Ein drittes Memoire über „zwei große Verpflichtungen der Franzosen“ verlangte 1809 ein Ruhmesdenkmal für den Begründer seines Weltreiches. Geschriebene Zeugnisse seien vergänglich: ganz andere Dauer verheißen Riesenbauten, wie die chinesische Mauer und die ägyptischen Pyramiden. In fünf Druckbogen verherrlicht Vater Balzac Napoleons Feldzüge, Gesetzbücher, Steuerkataster, seine Militärschulen, Kirchenpolitik usw. Zum Gedächtnis dieser Taten soll eine gigantische Pyramide aufgebaut werden: Stiegen im Innern hätten zu reichgeschmückten, zu bequemem Ausruhen ladenden Gemächern zu führen. Und eine eiserne Kolossalstatue auf marmorernem Fundamente, höher als alles bisher Dagewesene, soll das Denkmal krönen: in seiner enormen Größe ein Sinnbild der außerordentlichen Eingebungen des Genies, der (nach

Vater Balzacs Ansicht) der Menschheit das meiste Heil beschieden habe. Ringsherum sollen sich ebensoviel Kolossalstatuen, als Frankreich Departements habe, erheben. Aufzurichten wäre dieser Wunderbau im großen Hof zwischen Louvre und Tuileries oder auf dem Marsfeld oder in Neuilly. Die ungeheuerlichen Maße dieses Planes greifen weit über den Arc de Triomphe de l'Etoile hinaus, der erst unter Louis Philippe vollendet wurde: man geht nicht fehl, wenn man nach diesen kühnen Entwürfen Vater Balzac als unverkennbaren Vorfahr des Schöpfers der Comédie humaine willkommen heißt.

Nach dem Zeugnis seiner Tochter „un fier original“, war Vater Balzac ein Geistesverwandter Montaignes und Rabelais', ein echter, von seinen Kindern oft mit Sternes Onkel Toby verglichener Humorist. Unerschütterlich, wie „eine Pyramide“ in dem vom Samum aufgewühlten Wüstensand, blieb der Alte, wenn seine vielgeschäftige, rastlos in der Wirtschaft sich herumtummelnde Frau Hausleute und Gesinde beständig in Unruhe versetzte. Nur mit Rührung gedenken die Kinder des Greises, der sich fest vorgesetzt hatte, über hundert Jahre alt zu werden. Eine Kraftnatur, wie für die Ewigkeit gebaut, war er der Ansicht, daß die meisten Menschen mutwillig ihre Lebensdauer verkürzen, ein Grundmotiv, das in der Peau de chagrin wiederkehrt. Er trug sich mit dem Plan, nach dem Vorbild von Tierzüchtern die Menschenrasse zu veredeln, und er sann, wie der Held in Balzacs „Elixir de longue vie“ auf Mittel, unsere Existenz zu verlängern. Seine Kinder gingen gern auf diese Lieblingsgedanken des Alten ein. So las ihm die Tochter einmal einen Zeitungsaufsatz über einen Hundertjährigen vor. „Der hat weise gelebt. Der hat seine Kräfte nicht vergeudet wie die unvernünftige Jugend“, rief Vater Balzac voreilig dazwischen. Im Verlauf des Textes fand sich, daß der

vermeintliche Weise sich häufig berauscht und auch sonst nicht geschont hatte. „Hm! Hm!“ lautete die schlagfertige Entgegnung, „dieser Mensch hat also sein Leben abgekürzt.“ Wie ernst es der ältere Balzac mit der Hoffnung nahm, zu hohen Jahren zu kommen, beweist, daß er sich noch als Jungeselle in eine Tontine eingekauft hatte, sicher überzeugt, daß er alle übrigen Teilhaber dieser Rentenanstalt überleben und solcherart — ein Traum, der ebenso sehr seinen Sohn, wenn auch durch andere, noch phantastischere Einfälle unaufhörlich beschäftigte — Millionär werden würde.

Mit seiner Frau scheint der fröhliche, gutherzige Vater Balzacs trotz des Altersunterschiedes, der beträchtlicher war als bei den Eltern Goethes und Sainte-Beuves, sich vertragen zu haben. Leicht muß das nicht immer gewesen sein. Die Kinder lassen die Eigenschaften der Mutter gelten: ihre Tatkraft, ihre Unverdrossenheit, in den schlimmsten Zeiten bewährte Zuverlässigkeit und Opferbereitschaft. Sparsam, lebensklug auf das Fortkommen der Ihrigen bedacht, überrascht sie unversehens durch Widersprüche und Wunderlichkeiten ihres Wesens. In der Führung des Hauswesens das Urbild eines nüchternen Pariser Bürgerkindes verleugnet die Tochter Sallambier nicht ihre Herkunft von Pariser Posamenterie- und Tuchmachern: Kleinbürger und Gewerbsleute, die erst durch die Stürme der Revolution ihren Laden notgedrungen verließen, um lohnenderen Erwerb im Proviantwesen zu suchen. Seltsamerweise ist sie in Mußestunden eifrige Swedenborgianerin; aus ihren mystischen Büchern stammt Honorés frühe Kenntnis und Vorliebe für diese Dinge. Von ihr hat er auch nach einer gelegentlichen brieflichen Äußerung die sprunghafte Einbildungskraft, die den Geist nicht immer zum Segen in allen Richtungen der Windrose umherjagt. Sie behandelt, wenn sie gereizt oder böser Laune ist, noch den fünfzigjäh-

rigen, weltberühmten Honoré wie einen grünen Jungen so hart und streng, sie hat mitunter dermaßen despotische und zänkische Anwandlungen, daß Balzac seine Gründe gehabt haben mag, sie für Eigenheiten einer so widerwärtigen Gestalt, wie seiner Cousine Bette, als Modell zu wählen. Die Klage, daß er um jedes Glück der Kindheit gekommen, kehrt in seinen vertraulichen Ergüssen mehr als einmal wieder; er fürchtete die harte Mutter wie Turgénjew, der unter der Herzlosigkeit und Tyrannei dieser überstrengen Gutsbesitzerin litt. Am bittersten hat Balzac in einem (erst 1921 bekanntgewordenen) Brief an Eva Hanska wenige Jahre vor seinem Tode seinem Jammer Luft gemacht in dem Wehruf: „Ich habe niemals eine Mutter gehabt“: seine Mutter sei stets seine Feindin gewesen. „Als ich zur Welt kam, wurde ich sofort zu einer Amme verbracht und blieb dort bis zu meinem 4. Jahr. Vom 4. bis 6. Jahr war ich Halbpensionär. Mit 6½ Jahren wurde ich nach Vendome geschickt und blieb dort bis zum 14. Jahr. In diesen 8 Jahren sah ich meine Mutter nur zweimal. Vom 4. bis 6. Jahr sah ich sie nur Sonntags. Eines Tages verlor eine Magd mich und meine Schwester Laure. Als sie mich zu sich nahm, hat sie mir das Leben so sauer gemacht, daß ich mit 18 Jahren das elterliche Haus verließ und in einer Dachkammer einquartiert wurde, die ich in der *Peau de chagrin* geschildert habe. Ich und (seine jüngere Schwester) Laurence waren Gegenstand ihres Hasses. Sie hat Laurence getötet, aber ich lebe, und sie sah, wie meine Anbetung sich in Furcht verwandelte und die Furcht endlich in Gleichgültigkeit.“ Über solchen Aufwallungen des Unmutes dürfen Äußerungen überfließender Zärtlichkeit, Ausbrüche grenzenloser Dankbarkeit des Sohnes nicht vergessen werden, noch weniger ihre bis in den Tod ausharrende Treue. Nach der Ansicht seiner Schwester hat Honoré von der Mutter die

Phantasie und ausdauernde Arbeitsamkeit, vom Vater die Originalität, die Beobachtungsgabe und Urteilskraft, von beiden die Energie ererbt.

Am Honoriustag 1799 wurde dem Ehepaar Balzac ein Knäblein geschenkt; der Name des Kalenderheiligen gefiel den Eltern so gut, daß sie den Kleinen Honoré taufen ließen, obwohl weder in der väterlichen noch in der mütterlichen Familie je zuvor irgendwer so geheißen hatte. Sein Geburtshaus in der dazumal schon durch den Namen ruhmreichste Napoleonische Erinnerungen weckenden Rue de l'armée d'Italie, heute Rue nationale, trägt jetzt eine Gedenktafel: die schönste hat sich der Dichter selbst in der Contes drolatiques gestiftet in der „Apostrophe“: „Tours wird immer seinen Fuß in der Loire baden, wie ein schönes Mädchen, das im Bad mit dem Wasser spielt. Und wenn ihr hingehet, werdet ihr inmitten der Stadt eine köstliche Straße finden, in der alle Welt lustwandelt, in der es allzeit frischen Luftzug, Sonnenschein und Liebe gibt: eine wohlgeplasterte, wohlgebaute, wohlgewaschene Straße, volkreich, auch zur Nachtzeit gefallen ihre Häuser mit den hübschen blauen Dachhäubchen. Kurzum, es ist die Straße, in der ich geboren bin, die Königin der Straßen, der nichts fehlt, um unter den Straßen berühmt zu sein, und diese kindliche Huldigung, diese „hymne descriptive“ schuldete ich der Straße meiner Geburt.“ Honoré war ein anderes Söhnchen vorangegangen, das, obgleich oder weil von der Mutter gestillt, früh gestorben war. Zur Vermeidung ähnlichen Mißgeschickes wurde Honoré einer dicht am Stadttor von Tours wohnenden Amme übergeben. Der Kleine gedieh in dem luftigen, von Gärten umgebenen Haus so prächtig, daß die Eltern nicht nur die im nächsten Jahr geborene Schwester Laura derselben Nährmutter anvertrauten; sie ließen den Kleinen bis zum vierten Jahre bei dieser Pflegerin. Vom vierten bis siebenten



Jahre war Honoré im Elternhaus, ein frischer, pausbäckiger, vom Vater verhätschelter Junge, der das Stadtbild von Tours, die Kirche des hl. Gatien, die Schlösser und Klöster an der Loire, die fruchtbaren Flußgelände, alle mit dem Andenken Ludwigs XI. und Rabelais' verknüpften Stätten nachmals in manchem Meisterblatt der Contes drolatiques und der Comédie humaine festgehalten hat. „Der geschichtenfrohe, verschmitzte, scherzhafte, epigrammatische Geist, von dem Blatt um Blatt das Werk Rabelais' durchtränkt ist“ — sagt Balzac einmal — „offenbart treulich den Geist der Touraine, einen feinen geschmeidigen Geist, wie er sich wohl geziemt für ein Land, in dem die Könige von Frankreich lange Hof gehalten haben; einen feurigen, dichterischen, wollüstigen Geist, dessen erste Anläufe schnell ins Stocken geraten. Die Milde der Luft, die Schönheit des Klimas, eine gewisse Leichtigkeit der Lebensbedingungen und die Behaglichkeit der Umgangsformen ersticken hier bald das Gefühl für die Kunst, verengen das weiteste Herz, zerreiben den stärksten Willen. Verpflanzt man das Kind der Touraine, dann entwickeln sich seine Fähigkeiten und bringen in den verschiedensten Berufsarten große Dinge hervor. Zeuge dessen: Rabelais und Semblançay; der Drucker Plantin und Descartes; Boucicault, der Napoleon seiner Zeit und Pinaigrier, der so viele Glasfenster in den Münstern ausmalte, dann Verville und Courier.“

Zeitig, zeitiger, als das dem kleinen Honoré lieb und heilsam war, wurde dafür gesorgt, daß er sich nicht in der Touraine einwurzelte. Mit sieben Jahren kam er in die Klosterschule von Vendome, in der er bis zum vierzehnten Jahre ohne Unterbrechung blieb. Die strengen Satzungen der Oratorianerpriester gestatteten den Zöglingen keine Vakanz. Nur Ostern und zu den Preisverteilungen konnten Eltern und Geschwister Honoré besuchen. Balzac hat seinen Aufenthalt im

Vendomer Kollegium in Louis Lambert beschrieben, mit solcher bis in alle Einzelheiten gehenden Genauigkeit, daß diese Schilderung nicht nur als Kunstwerk, sondern als Lebensurkunde, überdies als Monumentum Galliae paedagogicum dauernde Bedeutung behauptet. Es ist eine dumpfe, freudlose Kindheitsgeschichte. Lichter des Humors, wie sie in den dunkelsten Stunden von Dickens' „David Copperfield“, im dümmrigsten Traumleben des „Grünen Heinrich“ aufblitzen, erhellen nur selten die Trübsale Louis Lamberts, weil sie nur allzu selten die Finsternis der französischen „Internate“ erhellen. Mit Louis Lambert beginnt die lange Reihe wahrhaftiger Schilderungen französischen Schulelendes, die mit Taines Bruchstück eines Jugendromanes (Etienne Mayran), einer Anklageschrift gegen die „marchands de soupe“, schwerlich ihr Ende gefunden haben. Männer der verschiedensten, sonst völlig unvereinbaren Meinungen, Communards und Autoritäre, Freidenker und Kirchenfreunde, Jules Vallés, Maxime du Camp, Paul Bourget usw. kommen in ihren lebensstreuen grauen Bildern aus diesen Knabekasernen zu demselben Verdammungsurteil. Soweit ihre Vorschläge zur Reform der Erziehung auch voneinander abweichen: die gewissen- oder gedankenlose Führung der Durchschnittspensionate verwerfen sie einmütig. Die Leiden des kleinen Balzac waren nicht so schlimm wie die Jugendmartern von Daudets „Jack“ oder auch nur wie der im Roman „L'affaire Clemenceau“ nicht vergessene Pariser Schuljammer des jüngeren Dumas, immerhin taten sie weh genug.

Halb soldatisch, halb mönchisch eingerichtet, überdauerte das Vendomer Kollegium der Oratorianer im wesentlichen unverändert die Stürme der Revolution. Mitten in der dazumal etwa 9000 Einwohner zählenden Stadt an dem nicht mit der Loire zu verwechselnden Loirflüßchen gelegen, umfaßte das

weitläufige Collegium vindocinense, die berühmteste Erziehungsanstalt ihrer Art in Mittelfrankreich, außer Schul- und Wohnräumen für zwei- bis dreihundert Zöglinge, Kapelle, Theater, Bäckerei, Lazarett, Gartenanlagen. Zu Balzacs Zeiten waltete der Steckenknecht noch seines Amtes und der an freies Herumlaufen in Tours gewohnte Kleine, den die Klosterordnung wie ein Gefängniszwang bedrückte, bekam seine Fuchtel gehörig zu spüren. In vier Gruppen: der Kleinsten, der Kleinen, der Mittleren und Großen (I. Oktava und Septima, II. Sexta und Quinta, III. Quarta und Tertia, IV. Rhetorik, Philosophie, höhere Mathematik, Physik und Chemie) geschieden, gleichmäßig in eisengraue, mit gelben Knöpfen besetzte Röcke und Kniehosen gekleidet, mußten die Jungen jeden Sonntag in militärischer Ordnung antreten und die Musterung der Patres bestehen. Jede der vier Gruppen hatte ihren besonderen Schulraum, nur der Speisesaal war gemeinsam, ein Refektorium, in dem die Klosterschüler gegen die sonstige geistliche Observanz während der Mahlzeiten miteinander reden und einen von Balzac munter beschriebenen schwunghaften Austausch einzelner Gerichte betreiben durften. „Das Durcheinanderschwatzen von 300 jungen Leuten, das Kommen und Gehen der Diener, die Brot vorschneiden, Teller wechseln, die Speisen auftragen mußten, die Überwachung durch die Schulleiter machte aus dem Refektorium von Vendome ein in seiner Art einziges, für Gäste immer erstaunliches Schauspiel.“ Zum Trost für die dauernde Trennung vom Elternhaus verstatteten die Patres den Knaben, Tauben zu halten und sich, jeder in seiner eigenen Laube, mit Gärtnerei zu beschäftigen. Schleifen und Schlittenfahrten, Spaziergänge unter der Aufsicht der Lehrer gewährten den Zöglingen Zeitvertreib. Soweit war die Schulordnung nicht tadelnswert. Trotzdem litt aber der vom Haus aus nicht heikle Honoré Qualen über Qualen. Der sonn-

verbrannte rotwangige Junge wurde in der (durch die Ausdünstung von achtzig in eine Schulstube gepferchten Knaben) verdorbenen Luft des Klassenzimmers bleich und hohlwangig. Die Lehrzimmer wurden nicht ausgiebig gekehrt; auf einer Steinbank standen zwei Wasserbottiche, zu denen die Kleinen vor Beginn des Unterrichtes sich begaben, um sich von den Hausmägden waschen zu lassen; in derselben Schulstube war jedem Zögling ein Verschlag eingeräumt, in dem Speisereste, geschlachtete Tauben usw. aufbewahrt wurden. Welche Gerüche Balzac in diesen Klassenzimmern in die Nase stiegen, verschweigt „Louis Lambert“ nicht. Uniformen und Schuhwerk wurden von habsüchtigen Lieferanten geliefert; nichts begreiflicher, als daß die Sohlen bald durchgelaufen, die Kleidungsstücke nicht wetterbeständig waren; trotz der allsonntäglichen Heerschau wurden die meisten Zöglinge Frostbeulen und aufgesprungene Hände monatelang nicht los. Wehleidige Leser werden die Blätter überschlagen, in denen Balzac diese Heimsuchungen umständlich zur Sprache bringt: Beherzigung verdienen sie — leider! — bis zur Stunde. Schlimmer noch als um die Pflege des Leibes war es um die des Geistes in Vendome bestellt. Seinen Schuldirektor rühmt Balzac als gutartig. Sein Hauptlehrer Hautgoult war ein aufbrausender, unablässig mit Strafaufgaben, Prügeln und Einsperrungen dreinfahrender Zuchtmeister. In zwei Jahren konnte sich Balzac kaum an sechs Tage erinnern, die ihm nicht durch Strafpensa versalzen worden wären; Hiebe wurden ihm überreich zuteil; einige Male scheint er sogar in den Block gelegt worden zu sein.

Welcher Frevel willen gingen die Patres so hart ins Gericht mit Honoré? Hören wir als Zeugen den Direktor des Kollegiums von Vendome, der fünf Jahre nach Balzacs Tod auf die Frage eines Forschers folgenden Bescheid gab: „Während der

ersten zwei Jahre konnte man nichts aus ihm herausbekommen. Sein Widerstreben gegen jede ihm anbefohlene Schularbeit war unbesiegbar. Einen Teil dieser Zeit hat er bald in seiner Zelle, bald im Holzkeller in Pönitenz verbracht. Man sah ihn, mindestens für Vendome, als Erfinder der dreispitzigen Kielfeder an, mit der er seine Strafaufgaben erledigte. Dann kam ihm der Einfall, seiner Elementarklasse voranzueilen durch ‚Kompositionen‘, wie er sie bei öffentlichen Redakten von Sekundanern oder Klassenschülern der Rhetorik vortragen hörte. Von der Quarta angefangen, war sein Schulpult voll Schreibereien; sein Ruf als ‚Dichter‘ ging von Zöglingen seiner oder noch niedrigerer Klassen aus; er wurde dagegen von Schülern höherer Jahrgänge bestritten, die gern einen holperigen Vers aus einem von ihm versuchten Epos über die Inkas wiederholten: ‚O Inca! o roi infortuné et malheureux!‘“ (Zu demselben Vers bekennt sich der Erzähler in „Louis Lambert“, um ihn selbst herzlich auszulachen.)

Über Wesen und Erscheinung Honorés berichtet der Rektor weiter: „Ein dickes pausbäckiges Kind mit rotem Gesicht. Im Winter voll Frostballen an Händen und Füßen. Die damals noch ziemlich gebräuchliche Fuchtel mußte ihm deshalb häufig erlassen und die Strafe in Einsperrung umgewandelt werden. Große Sorglosigkeit, Schweigsamkeit, keine Spur von Böswilligkeit, vollkommene Originalität.“

Verloren war Balzacs Vendomer Aufenthalt gleichwohl nicht ganz. Mochten ihn die Lehrer auch nicht verstehen, die Kameraden — unter ihnen der nachmalige Minister Dufaure und der Übersetzer Fichtes, Barchou de Penhoen — wenig mit ihm anzufangen wissen, Honoré suchte und fand eigene Wege. Seiner maßlosen Lesewut kam die alte Klosterbibliothek ausgiebig zugute. Der Bibliothekar war Mathematiker, der Honoré auf Wunsch des Vaters Balzac besonderen Unterricht

in seinem Fach erteilen und den Knaben für den Eintritt in das Pariser Polytechnikum vorbereiten sollte. Diese Lektionen betrieben Lehrer und Schüler mit gleicher Lässigkeit. Den Wünschen des Kleinen nach Büchern kam der Bibliothekar um so williger entgegen, und derart wurden die Karzerstunden und -wochen für Honoré reich an buchstäblich maßlosen Lese- freuden. Geschichte, Magie, Theologie, Philosophie, Reise- und Weltbeschreibungen, heidnische und christliche Literatur, was immer die Vendomer Bücherbestände hergaben, suchte sich der kleine Balzac zu eigen zu machen. Was er las, sollte nicht toter Buchstabe bleiben. In einer Abhandlung über die Willenskraft glaubte das Kind — wie späterhin der reife Mann — für die wissenschaftliche Erkenntnis belangreiche neue Wahrheiten gefunden zu haben. Boshafte Kameraden wußten Pater Hautgoults Augenmerk auf diesen in einem Kästchen vor jedem unberufenen Blick geschützten „Traité de la volonté“ zu lenken. Kein Sträuben half. Honoré mußte den Schatz ausliefern. Der Geistliche nahm das Manuskript an sich mit der verächtlichen Zensur: „Wegen solcher Albernheiten vernachlässigt man seine Aufgaben!“ Balzac hat die „Abhandlung über den Willen“ nie wieder gesehen; er vermutete, daß Pater Hautgoult Düten aus dem Heft drehen ließ.

Sechs Monate nach der Beschlagnahme dieses Heftes, am 22. April 1813, verließ Honoré das Vendomer Kollegium. Eine schwere, rätselhafte Krankheit hatte ihn befallen. Er fieberte wochenlang, magerte erschreckend ab, lag mit offenen Augen, wie ein Schlafwandler, außerstande, an ihn gerichtete Fragen zu verstehen. Der Rektor wurde besorgt. Eiligst ließ er die Mutter Balzacs kommen und Honoré in das Elternhaus zurückbringen. Es waren Erstarrungs-, Erschlaffungszustände, Folgen wahnwitziger Überanstrengung des Gehirns. Einer „congestion d'idées“ gab Balzac in späterer Zeit selbst Schuld an

diesem ersten Zusammenbruch seiner geistigen Kräfte. Die frühe furchtbare Erfahrung hat ihn nicht gehindert, seiner Aufnahms- und Arbeitsfähigkeit auch weiterhin Übermenschliches zuzumuten. Wer seine Briefe aus den Lehr- und Meisterjahren ganz unbefangen, nicht entfernt mit dem Blick des Arztes, liest, stößt mehrfach auf Berichte über ähnliche Stockungen in seinem Organismus. Er wollte (und er konnte möglicherweise) niemals Maß halten in seinen Entwürfen. Von Kind auf dankte er dieser nicht zu zügelnden Arbeitsraserei die höchsten Wonnen seines Lebens und er hat zuletzt zweifellos diese Verzückungen einer überreizten Einbildungskraft mit dem Leben bezahlt.

In Tours bewährte die Heimat (1813) bald ihre Heilkraft. Das Entsetzen der Eltern und Geschwister über die Hinfälligkeit des Heimgekehrten schwand, sobald sich Honoré erholte. Ahnungslos empfing er für seine „Scènes de la vie de province“ unvergessene Anregungen. Er konnte sich nicht satt sehen an den Sonnenuntergängen, die das Maßwerk der Kirchtürme von Tours, den Loirefluß mit großen und kleinen Segelschiffen, Weingärten, Dörfer und Schlösser im Frühlingsglanz aufleuchten ließen. Die Mutter duldet solche Träumereien nicht allzu lange. Sie trieb den Genesenden an, mit seinen jüngeren zwei Schwestern und dem jüngsten Bruder Papierdrachen steigen zu lassen und Fangen zu spielen. Honoré ließ sich nicht lange drängen. Nach dem Zeugnis der Schwester war er der Jüngste und Heiterste der vier bei diesem kindlichen Herumtreiben. So bescherte ihm diese Übergangszeit die harmlosesten, vielleicht die glücklichsten Stunden seines Daseins. Die Studien setzte er zunächst im Kollegium von Tours fort. Der Vater kümmerte sich dann und wann um die Fortschritte Honorés. Besonderes fiel auch dem Alten nicht auf an der Entwicklung des Sohnes, und die Mutter hielt so wenig von ihm,



*Balzacs Vater*





daß sie gelegentliche gute Einfälle des Fünfzehnjährigen mit den Worten abtat: „Du verstehst gewiß selbst nicht, was du da sagst, Honoré!“ Der Knabe nahm solche Verkennung mit feinem Lächeln schweigend hin. Den Geschwistern gegenüber war er tapferer. Unbeirrt durch ihre Neckereien prophezeite er, daß man noch einmal von ihm sprechen werde.

1814 wurde Vater Balzac amtlich nach Paris versetzt. Das Idyll von Tours hatte damit für Honoré wiederum zu kurz gewährt. Zur Vollendung seiner Gymnasialstudien verbannte man ihn neuerdings, diesmal in ein ödes Pariser Knabeninstitut, wo ihm abermals nur unerquickliche, im „Lys de la vallée“ nicht vergessene Schulerlebnisse, Zurücksetzungen und Kränkungen die Jugend vergällten. Niemand unter seinen Lehrern beachtete ihn. Nur Schwester Laura hob sich eine seiner letzten Prüfungsarbeiten auf: eine Rede der Frau des Brutus, nachdem er seine Söhne zum Tode verurteilt hat. „Der Schmerz der Mutter ist kraftvoll gemalt und die Begabung meines Bruders, in die Seele seiner Gestalten einzudringen, macht sich schon bemerkbar.“

Als er mit dem Gymnasium fertig war, kam Honoré wieder in das Elternhaus. Die Mutter drängte auf steten Besuch akademischer Vorlesungen und forderte strenge Rechenschaft über seine Zeiteinteilung. Mit echter Empfänglichkeit hörte er an der Sorbonne die berühmt gewordenen ersten Vorlesungen von Villemain, Guizot, Cousin. Er war Stammgast aller Bibliotheken und legte mit seinen kärglichen Spargroschen durch kundige Käufe den Grund zu seiner 4000 Bände umfassenden Bibliothek. Verkehr mit Menschen der verschiedensten Berufsarten fiel ihm leicht. So kam er auch mit Mademoiselle R(aucourt?), die zufällig in demselben Haus mit der Familie Balzac wohnte, in angeregte Gespräche. Die namhafte Schauspielerin wußte viel von Beaumarchais zu erzählen,

und Balzac konnte sich nicht genügen in Fragen nach dem Dichter von Figaros Hochzeit, dem er in der *Comédie humaine* so manches Ehrenmal gesetzt hat. Der Großmutter zu lieb kam er oft an ihren Whisttisch, seine Schwester begleitete er auf Bälle. Da er bei seinem ersten und einzigen Tanzversuch stürzte — ein Mißgeschick, das er in einer seiner vielen charakteristischen Schilderungen von Pariser und Provinzgesellschaften, nicht ohne Bedauern, für Mit- und Nachwelt aufbehalten hat — blieb er auf Bällen nur kritischer Zuschauer.

Auf den Wunsch des Vaters trieb Honoré Jura; nachdem er seine Prüfungen bestanden, trat er bei dem Anwalt Merville als Nachfolger Eugène Scribes ein; er hat späterhin den Musteradvokaten der *Comédie humaine* im Anklang an den Namen seines ersten Chefs Derville genannt und in einer ganzen Reihe von Romanen erstaunliche Vertrautheit mit allen Fechterkünsten der Rabulistik gezeigt. Nach anderthalbjähriger Anwaltspraxis kam Honoré zu einem Notar, Passez. So fremd, öd' und widerwärtig ihm das Getriebe war, für seine späteren Schöpfungen bot es reiche stoffliche und persönliche Anregungen: munter schildert er in „*Un début dans la vie*“, die Fuchstufen der Neulinge, das schnurrige Kauderwelsch parodistischer Protokolle, im Oberst Chabert die verwegenen Neckereien armer Klienten, mit denen vielgeplagte Konzipienten über das Einerlei der Tagesfrohn sich weghelfen. Andere Male malte er selbstlose, hilfreiche Retter bedrängter Familien, den Kampf des alten ehrenfesten mit dem jüngeren, nur auf Geldgewinn bedachten Notariats, die vielfach unbesiegbare, tödliche Geistlosigkeit des Formalismus. Vater Balzac, der mit Passez und Merville befreundet war, hatte geglaubt, für den Sohn bedacht vorzusorgen. Als Honoré mit einundzwanzig Jahren seine juristische Lehrzeit hinter sich hatte, fand sich

ein (Vater Balzac durch frühere Dienste verpflichteter) Notar bereit, dem Jungen seine Kanzlei zu überlassen. Der Alte wollte eine Anzahlung leisten, eine reiche Heirat und gute Jahreseinnahmen sollten die Kaufsumme in kurzer Zeit decken. Honoré war durch diesen klugen Vorschlag völlig verblüfft, noch verblüffter war indessen nach der Erzählung der Schwester Vater Balzac, als ihm Honoré rundweg Nein sagte und erklärte — Schriftsteller werden zu wollen. Der freie Beruf eines Mannes der Feder war dazumal, 1820, höchst fragwürdig. Zudem hielten die nächsten Bekannten des Hauses Balzac so wenig von Honoré, daß einer von ihnen mit dem Rat herauspolterte, wenn der Bursche einen so günstigen Handel wie den Kauf einer sicheren Notariatskanzlei von sich weise, sollten ihn die Eltern in ein Amtsbureau stecken; er taugte höchstens zu einem Schreiber wegen seiner leidlichen Hand.

Vater Balzac war gerade in den Ruhestand versetzt worden; er hatte zudem so starke Vermögenseinbußen erlitten, daß er Paris verlassen mußte und nach der kleinen Landstadt Villeparisis, der ersten Poststation auf der Straße von Paris nach Metz, übersiedelte. An wohlwollenden Warnungen vor den Gefahren des Literatenberufes ließ es der Alte nicht fehlen. Honoré bat aber so inbrünstig, er begründete seine Absicht mit seiner zum erstenmal ungestüm hervorbrechenden südländischen Suada so feurig, daß der Greis an dem innerlichen Beruf des Sohnes nicht zweifeln mochte und zum großen Verdruß der meisten Verwandten eine Probezeit von zwei Jahren zugestand. Unter den Mißvergnügten stand wohl die Mutter Honorés obenan. „Wenn derjenige (so schrieb sie), auf den ich am meisten für die Hebung der Familie hoffte, in ein paar Jahren den größten Teil der Schätze verloren hat, mit denen die Natur ihn ausgestattet hat, so geschah das, weil man

nicht auf mich gehört hat. Nichts hat ihm gefallen, als die Namen von Theaterstücken und Schauspielerinnen.“ Die andern hätten ihm nachgegeben. Sie allein habe sich keine Vorwürfe zu machen. Doch sei er schon genug bestraft, und sie müsse ihn noch unterstützen, der es so leicht zum Leiter einer Kanzlei hätte bringen können und dem damit der Weg zum Glück, ja, wie manch anderen Advokaten, zum Ministerposten offengestanden wäre. Doch gab sie ihre Sache noch nicht verloren. Sie hoffte, den Sohn — auszuhungern. Sie quartierte ihn, unmittelbar vor der Abreise nach Villeparisis, in einer kläglichen Dachkammer in der Nähe der Arsenalbibliothek ein; der Hausrat des kaum heizbaren Bodenstübchens bestand aus Bett, Tisch und wenigen Stühlen, und der Betrag, den sie Honoré für den Unterhalt auswarf, war so geringfügig, daß er schlechterdings nach dem Zeugnis der Schwester nicht für die bescheidensten Bedürfnisse gereicht hätte, ohne die „Götterbotin Iris“: so nennt Honoré in seinen Briefen eine Greisin, die lange im Hause Balzac bedienstet war und als Botengängerin der Mutter hie und da nach dem Befinden Honorés sich erkundigen mußte. Vor den Pariser Bekannten mußte sich der Einsame verborgen halten; es hieß, er sei bei Verwandten des Vaters im Süden, in Albi. Honoré fror und hungerte, wie der Held der „Peau de chagrin“, und was der geniale Arzt Desplein in der „Messe de l’Athée“ von seinen furchtbaren Pariser Anfängen erzählt, berichtet durchweg nur vom jungen Balzac Selbsterlebtes, Selbsterlittenes: „Mein Frühstück, ein altbackenes Brötchen, das in Milch aufgeweicht werden mußte, kostete zwei Sous. Zu Mittag aß ich nur jeden zweiten Tag (für sechzehn Sous). So gab ich täglich nur neun Sous aus. Wie es um Anzug und Beschuhung bestellt war, können Sie sich vorstellen. Ich weiß nicht, ob mir der Verrat eines Kollegen später je so viel Kummer bereitet hat, als

wenn ich plötzlich der hohnlachenden Fratze einer klaffenden Stiefelsohle oder einer geplatzten Rocknaht gewahr wurde. Ich trank nur Wasser, vor Kaffeehäusern hatte ich den größten Respekt: werde ich jemals, so fragte ich mich bisweilen, eine Schale Milchkaffee nehmen, eine Partie Domino spielen können? Den Ingrim, den mir mein Elend einflößte, übertrug ich auf meine Arbeiten. Ich war bemüht, positive Kenntnisse zu erwerben, um einmal unumstößlichen persönlichen Wert zu besitzen, um den Platz zu verdienen, auf dem ich aus meinem Nichts emporsteigen wollte. Ich verbrauchte mehr Öl als Brot, das Licht für meine hartnäckigen Nacharbeiten kostete mich mehr als meine Wohnung. Dieser Zweikampf mit der Not war lang, zäh, trostlos. Ich gewann niemandes Anteil; muß man, um sich Freunde zu machen, nicht ein paar Sous im Sack haben, damit man mit jungen Leuten zechen, an Orte gehen kann, wo Studenten zusammenkommen? Ich besaß nichts. Und niemand stellt sich in Paris vor, daß nichts nichts ist.“

In den Briefen des Darbenden aus dieser schicksalschweren Zeit an Schwester Laura vernimmt man niemals solche Klage-töne. Tapfer zieht er in diesen allerliebsten, jugendfrischen Ergüssen seine bittere Not ins Scherzhafte. Er genießt den Begeisterungsrausch der ersten vollen Künstlerfreiheit und verklärt seine Bettlerarmut mit herrlichem Humor. Er schilt seinen saumseligen Diener, der auf den drolligen Namen „Ich-Selbst“ (Moi-même) hört, weil dieser lässige Gesell mit dem Aufräumen und Kleiderreinigen, mit den Spinnweben und den „Russen“ unter dem Bett, mit dem vom Herrn gewünschten Einheizen, Auftragen der Mahlzeiten nicht fertig wird. In einer anderen, für die Herzensschwester bestimmten Schnurre beschwert er sich über eine Fremde, die aus der Völkergasse über die Brücke der schönen Künste in sein Quartier flog und

im Kopf eines armen Jungen ein Feuer entzündete, das kein Löschmann dämpfen kann: die Brandstifterin heißt Frau Gloria.

Ernsthafter kündigt er in buntem Durcheinander andrängende Zukunftspläne an: „Spielopern, Romane, Schauspiele, vor allem das Szenarium seiner Tragödie ‚Cromwell‘.“ Der Stoff lag damals, unmittelbar nach Napoleons Triumph und Sturz, in der Luft. Villemain und Guizot behandelten die englische Revolution als Geschichtschreiber, Victor Hugo dramatisierte später denselben Vorwurf, den auch Mérimée überlegen glossierte. Balzac kam, ganz unabhängig von diesen Zeitgenossen, zu dem gleichen Thema, das ihm das schönste der neueren Geschichte dünkt. Sein Arbeitseifer verdunkelt ihm die Schwierigkeiten seiner Aufgabe nicht. Eine französische Tragödie verlangt nach seiner Schätzung durchschnittlich zweitausend Alexandriner, und er kommt sich wie ein Rekrut neben dem „General“ Corneille vor; er weiß auch nicht, wie die Größen der Comédie française Verse sprechen und als Talma den Cinna spielt, fehlt ihm das nötige Eintrittsgeld. Er verhehlt sich nicht, daß er das Mißtrauen der Seinigen nur „durch ein Meisterwerk“ besiegen kann. Sonst bleibt ihm nur übrig, sich den Hals umzudrehen. Ein Meisterwerk ist der Cromwellentwurf des jungen Balzac sicherlich nicht. Immerhin ist die Gliederung und Umbildung des überlieferten Stoffes nicht verächtlich. Die unzeitige Großmut, mit der Karl I. Cromwells in seine Macht gelangte Söhne freigibt, schlägt zu seinem Unheil aus. Der Charaktergegensatz zwischen dem macht-hungrigen Cromwell und der Arglosigkeit des Königs sollte der erste und letzte Grund des unabwendbaren Ausganges sein. Wie weit aber das richtig Gedachte von dem richtig Vollbrachten absteht, empfand der Neuling schmerzlich beim unverdrossenen Studium seiner vermeintlichen Muster: Crébillon

macht ihm nicht bange, Voltaire erschreckt, Corneille entzückt ihn, Racine läßt ihn die Feder wegwerfen.

Wurde ihm das Herz gar zu schwer, dann wagte er ver-stohlene Gänge in menschenleere Gegenden. Bei Tag sucht er den Père Lachaise auf, und dort wirken Grabsteine mit wuchtigen Inschriften wie Weckrufe. „Gewiß, es gibt keine anderen schönen Epitaphien als: La Fontaine, Masséna, Mo-lière, ein einziger Name, der alles sagt und träumen macht.“

Noch größere Bedeutung als diese (im Schlußkapitel des Père Goriot nachwirkenden) Friedhofsbesuche gewannen seine in ihrer Bedeutung vom nachmaligen Schöpfer der Comédie humaine nicht gleich gebührend gewürdigten Nachtgänge. Schillers früher angeführtes Wort im Entwurf der „Polizei“: „Poetische Schilderung der Nacht in Paris“ erfüllt sich dem absichtslos durch Straßen und Winkel der Weltstadt wan-dernden jungen Balzac mit Inhalt: „Ich wohnte damals in einer kleinen Gasse, die Sie gewiß nicht kennen, Rue de Lesdiguières. Sie beginnt in der Rue Saint-Antoine, gegenüber dem Brunnen beim Bastilleplatz, und endet Rue de la Cerisaie. Liebe zur Wissenschaft hatte mich in einer Dachkammer ab-schließen lassen, in der ich nachts arbeitete, den Tag ver-brachte ich in einer nahegelegenen Bibliothek. Ich lebte an-spruchslos,“ so heißt es in der autobiographischen Einleitung zu „Facino Cane“, „ich hatte die Bedingungen des mönchi-schen, der Wissenschaft so notwendigen Lebens auf mich ge-nommen. Eine einzige Leidenschaft entzog mich meinem Studium, war nicht aber auch das ein Studium? Ich ging aus, um die Zustände der Vorstadt, ihre Einwohner und deren Charaktere zu studieren. Ebenso schlecht gekleidet wie die Arbeiter, erregte ich nicht ihren Argwohn. Ich konnte mich unter sie mischen, sehen, wie sie sich miteinander vertrugen oder am Feierabend aneinander gerieten. Die Beobachtung



war bei mir schon unwillkürlich intuitiv geworden, sie drang in die Seelen, ohne die Leiber außer acht zu lassen, oder vielmehr sie umfaßte alle Eigenheiten der äußeren Existenz so genau, daß sie sogleich darüber hinausgriff; sie gab mir die Fähigkeit, das Leben des Individuums, an dem sie sich übte, mitzuleben, indem sie mir erlaubte, mich an seine Stelle zu setzen, wie der Derwisch in ‚Tausendundeiner Nacht‘ Leib und Seele der Personen annahm, über die er gewisse Zauberworte sprach.“ Balzac gibt Proben dieser dämonischen Kraft. Wenn er zwischen 11—12 Uhr nachts hinter einem Handwerkerpaar herging, das in einem Schauerstück gewesen, hörte er, wie die zwei zuerst miteinander über ihre Eindrücke sprachen, dann, vom Hundertsten ins Tausendste geratend, von Wirtschaftssachen, bösen Kunden und harten Brotgebern redeten. Und während sich ihr Gespräch erhitzte und unversehens in Streit und Schlägerei ausartete, fühlte sich Balzac nicht nur mit ihrer Denkart eins, er fühlte ihre Lumpen auf seinem Leibe. „Meine Füße steckten in ihren vertretenen Schuhen, es war der Traum eines Wachen. Wem ich diese Gabe danke? Ich weiß es nicht. Ist es ein zweites Gesicht? Ist es eine der Eigenschaften, deren Mißbrauch zum Wahnsinn führt? Ich habe niemals die Ursachen dieses Vermögens gesucht. Ich besitze es und bediene mich seiner.“

Diese Wundergabe teilt Balzac mit genialen Charakterschauspielern, und es ließe sich im einzelnen nachweisen, wieviel Balzacs Art und Kunst als Romanschriftsteller mit der Natur und Technik moderner Charakterspieler, Frédéric Lemaitre, Got, Dawison, Mitterwurzer, gemeinsam ist. Allein sein Tiefblick ergründet Fratzen, Masken, Charakterköpfe nicht nur um ihrer selbst willen. Schon auf jenen Nachtgängen dämmernten ihm innere Zusammenhänge zwischen den Individuen und der Gesamtheit auf. Er zerlegte die Volksmasse in ihre Ele-

mente. Er sah, was alles im Kreise dieses einen Faubourg Saint-Antoine steckte: „eine Pflanzschule der Revolution, die Helden, Erfinder, Politiker, Gauner, Verbrecher, Tugenden und Laster umschließt, all das von der Not niedergehalten, durch das Elend erstickt, im Wein ersüuft, vom Branntwein verbraucht. Man vermag sich die Fülle verlorener Abenteuer, vergessener Dramen in dieser Stadt der Schmerzen nicht vorzustellen. Wie viel schaudervolle und schöne Begebenheiten! Die Phantasie wird nie bis zur Wahrheit vordringen, die sich hier verbirgt und die niemand aufdecken wird. Man müßte zu tief hinabsteigen, um so bewundernswerte tragische und komische Szenen, vom Zufall geschaffene Meisterwerke zu finden.“

Wie Dickens im Menschengewühl von London, Marseille und Boston frische Quellen neuer Inspiration aufrauschen hörte, empfing Balzac seine stärksten Anregungen aus diesem ungesuchten Anschauungsunterricht. Niemals ging er, wie die Stümper in Kellers „Mißbrauchten Liebesbriefen“, auf geflissentliche Motivenjagd. Längst vorher absichtslos, unwillkürlich Aufgenommenes verdichtete sich plötzlich zu künstlerischen Wirklichkeiten. 1820 und weit über diese Zeitgrenze hinaus wäre Balzac am meisten erstaunt gewesen durch die Prophezeiung, daß er Dauerndes oder gar sein Höchstes nicht seinen sauren Mühen um den Kranz des Tragikers, sondern seinen Erholungsgängen zu danken haben werde: die Entdeckung der nächstliegenden Umgebung, die Eroberung des neuen Paris, die Durchforschung aller Schichten der zeitgenössischen Gesellschaft.

Über seinen „Cromwell“ sollte er freilich nicht lange in Zweifel bleiben. Er wurde im April 1821 nach Villeparisis, dem neuen, keine tausend Seelen zählenden Wohnsitz der Seinigen, berufen, weil Schwester Laura im Mai Hochzeit

halten sollte mit dem Ingenieur Surville. Die Mutter schien bekehrt: seine jüngere Schwester schrieb ihm: „Mama ist entzückt von Deiner Arbeit.“ Sie war von ihrer vorgefaßten Meinung so weit zurückgekommen, daß sie „Cromwell“ in schönster Reinschrift kopierte. Ihre vergilbten Blätter haben sich erhalten: sie wurden 1923 dem ersten Druck dieser Jugendsünde Balzacs zugrunde gelegt. Allein 1821 war sein „Cromwell“ rasch gerichtet. Dem Familien- und Freundesrat las Honoré seine Tragödie vor: der Eindruck war niederschlagend. Schroffe Verwerfung überwog. Wohlwollendere tadelten milde. Niemand verstand sich auch nur zu lauem Lob. Vater Balzac wünschte noch die Ansicht eines unparteiischen Kenners einzuholen, und der Bräutigam erbot sich, „Cromwell“ seinem ehemaligen Literaturprofessor am Polytechnikum, dem Verfasser eines zahmen Dramas „Der Müller von Sans-Souci“, zu bringen. Honoré ließ diesen Veteranen als Schiedsrichter gelten. Der wackere Andrieux, dem als Akademiker sein Nachfolger Thiers die liebevolle Gedenkrede hielt, erklärte: „L'auteur doit faire quoi que ce soit, excepté de la littérature.“ Ein Spruch, den der junge Balzac unbewegt mit der monumentalen Antwort hinnahm: „Tragödien sind also nicht mein Fall. Vorwärts zu anderen Arbeiten!“

Die Pariser Hungerkur hatte seinem unerschütterlichen Vorhaben nichts anhaben können; körperlich aber war Honoré durch die schmale Kost fast ebenso heruntergekommen wie im Vendomer Kolleg. Von einer Rückkehr in ungeordnete Verhältnisse wollte die Mutter deshalb nichts hören. Honoré mußte im Elternhaus bleiben. Dort ging es recht unbehaglich zu. Die Mutter nörgelte beständig. Überempfindlich fühlte sie sich jeden Augenblick nicht nach Gebühr beachtet; beim kleinsten Anlaß rief sie erzürnt: ihr bleibe nur übrig, mit einem Stein um den Hals vom Pont-neuf in die Seine zu

springen. Die Großmutter, die Honoré wohlwollender behandelte, vertrug sich wiederum ganz und gar nicht mit Vater Balzac. Sie verdachte dem Greis seine „insolente“ Gesundheit und südländischen Großsprechereien so sehr, daß sie ihn wiederholt einen gaskognischen Hund nannte. Honoré entging es, wie er seiner nach Baycux verheirateten Schwester einmal schrieb, nicht, daß aus diesen wüsten Händeln und den Charakterköpfen des Hauses reichlich Stoffe und Urbilder zu Romanen sich holen ließen; dem verzweifelt um seine Existenz kämpfenden literarischen Anfänger kam es aber nicht in den Sinn, sich selbst dieser nächstliegenden Motive zu bemächtigen. Um auf eigenen Füßen zu stehen, verstand er sich — wie der ums tägliche Brot Fahnenstangen bemalende Grüne Heinrich — zu bedenklichen Sudeleien. Unter dem Pseudonym Lord R'hoone (Anagramm aus Honoré) und unter anderen Leihnamen, A. de Viellergré, Horace de Saint-Aubin, veröffentlichte er in den Jahren 1822—1825 über zwei Dutzend Bände Romane (L'Heritière de Birague; Clotilde de Lusignan ou le beau Juif; Wann Chlore, Jane la pâle usw.), die Balzac schon in den Tagen, da er sie niederschrieb, mit den stärksten Ausdrücken der Geringschätzung ablehnte und niemals anerkannte. Als bei seinen Lebzeiten belgische Nachdrucker aus diesen Jugendsünden des mittlerweile berühmt gewordenen Erzählers Vorteil ziehen wollten, verkaufte er das Autorrecht dieser Erstlinge für 10000 Franken einem französischen Verlag unter der ausdrücklichen Bedingung, daß der Name Balzac nicht als der des Verfassers genannt werden dürfe. Nach seinem Tode war dieses Verbot nicht mehr aufrechtzuerhalten: als „Oeuvres de jeunesse“ wurden diese trotz allen Gebrechen den künftigen Schöpfer des „Vautrin“ ankündigenden Bücher wiederholt, zuletzt 1899 in einer wohlfeilen „Edition du centenaire“ neugedruckt.

•

In scharfen Untersuchungen hat André Le Breton gezeigt, wieviel Balzac nicht nur in diesen für den rohen Massengeschmack berechneten Stegreifarbeiten aus den Volksromanen von Pigault-Lebrun und den Melodramen von Pixérécourt, englischen Gespenstergeschichten usw. herübergenommen hat. Könnte man — so fragt dieser feine Kopf — Balzac nicht geradezu als volkstümlichen Romancier bezeichnen, der gelegentlich zum Wahren und zur großen Kunst sich erhebt? Dieser volkstümlichen Abkunft verdanken die Motive der besten Schöpfungen Balzacs (wie die Fabeln Shakespeares und Lope de Vegas) nicht zum wenigsten den Reiz der stofflichen, Leser der verschiedensten Bildungsart und Zeitalter an- und aufregenden Spannung. Dieses Meistergeheimnis war und wäre Balzac nicht verborgen geblieben, auch ohne die Fronarbeit dieser „Oeuvres de jeunesse“, Hintertreppenromane, die dem Autor in den „Illusions perdues“ ironisch benutzte erste Erfahrungen mit leichtgläubigen wie mit listigen Verlegern eintrug. Der ungeheure damalige buchhändlerische Welterfolg der Romane Walter Scotts ließ die Buchhändler wahllos nach guten und schwachen Nachahmungen der *Waverley Novels* und ihrer langen Folge greifen. Vermutlich nur dieser Mode hat es Honoré zu danken, daß seine Manuskripte angenommen, gedruckt und sogar, meist allerdings nur mit fragwürdigen Wechsell, bezahlt wurden. Trotzdem rächte sich diese Puscherei grausam an Balzac, kaum weniger grausam an seinen Eltern. Hätten sie Honoré, wie er sehnüchtig wünschte, zu ruhiger Fortbildung, Sammlung und Unabhängigkeit für wenige Jahre eine Rente von 1500 Franken gegönnt, dann wäre ihm nicht bloß die Herabwürdigung seines Talentes, sondern ihnen selbst der Verlust eines zwanzigmal größeren Kapitals erspart geblieben. Von dem unsicheren Literatenberuf wollten sie nichts hören; dem Wahn, Honoré

als Geschäftsmann eine gesicherte Lebensstellung zu verschaffen, brachten sie bedeutende Opfer, um zuletzt nur mit dem Einsatz ihres Vermögens in zwölfter Stunde seinen Bankrott aufzuhalten.

Mißmutig über seine schiefe Stellung im Elternhaus ließ sich Honoré von einem Pariser Nachbar, d'Assonvilles, zu einer buchhändlerischen Spekulation bereden. Zum ersten Male sollten die Werke von Molière und La Fontaine in einbändigen Gesamtausgaben gedruckt und vertrieben werden. Der Gedanke war gut, Balzacs Unerfahrenheit dagegen so groß, daß in Jahresfrist keine zwanzig Exemplare abgesetzt wurden. Nicht gewarnt durch diesen Mißerfolg, kaufte Honoré eine Druckerei; zum technischen Leiter und Gesellschafter wählte er einen mittellosen Faktor, den er bei den Korrekturen seiner früheren Publikationen kennengelernt hatte. Das neue Unternehmen begann mit einem Schuldenstand von 92 000 Franken (die Konzession seines Vorgängers mußte allein mit 22 000 Franken abgelöst werden; dazu kamen die vermutlich zu hoch übernommenen Pressen usw.), die durch eine dem Sohn zugestandene „Aussteuer“ des alten Balzac nicht entfernt gedeckt erschienen: Honoré wurde die Kapitalisierung einer früher vergeblich erbetenen Rente von 1500 Franken (nicht bar, sondern als Bürgschaftssumme) vom Elternhaus zugestimmt. Honoré überließ die Druckerei dem Faktor, er selbst besorgte emsig die Bücher und Geschäftskorrespondenzen. Aller Eifer führte aber nicht zu dem erhofften Triumph Richardsons, als Drucker und insbesondere als Drucker und Verleger eigener Romane reich zu werden. Nach zwei Jahren stand einem Haben von 67 000 ein Soll von 113 000 Franken gegenüber. Die Setzer mußten ihre rückständigen Löhne einklagen; säumige Schuldner beglichen Balzacs Forderungen, statt mit Geld, mit Ladenhütern (sämtliche Werke von Pau-

sanias, Colardeau, Colin d'Harleville usw.); Notare mit Wechselprotesten, zweifelhafte Makler, unzweifelhafte Wucherer wurden Stammgäste im Kontor Balzacs, dem Urbild der Marterkammer des genialen Druckers Daniel Séchard in den „Souffrances de l'inventeur“. In diesem Wirrwarr wandelte Balzac die Lust an, mit vollen Segeln auf die hohe See der Pariser Großindustrie sich hinauszuwagen: er kaufte eine (seither gedeihlich entwickelte) Schriftgießerei und machte in kürzester Zeit Fiasko. Das Falliment wäre unabwendbar, wenn nicht Mutter Balzac einem unbedingt zuverlässigen Vertrauensmann, ihrem Vetter, Vollmacht zur Ordnung aller Forderungen geben würde. So klug und gewandt dieser (im Roman der Crida des kleinen Pariser Gewerbsmannes „Grandeur et décadence de Cesar Birotteau“ verewigte) ehrliche Vermittler die heillos verworrenen Geschäfte abwickelte: Honoré ging aus dem Handel mit einer Schuldenlast von 45 000 Franken hervor, die er eigentlich bis an sein Lebensende nicht ganz abgewälzt hat.

Akten- und ziffernmäßig liegt heute dieser traurige Verlauf und Rechnungsabschluß in einem bereits erwähnten Prachtband vor: „La jeunesse de Balzac. Balzac imprimeur“, den die Herausgeber Gabriel Hanotaux und Georges Vicairé mit Typen aus der unter Balzac verunglückten, heute angesehenen Schriftgießerei drucken ließen. Die emsigen Sammler beschenkten uns nicht bloß mit lehrreichen Kauf- und Gesellschaftsverträgen, Vergleichsprotokollen und Geschäftsbriefen. Auf der Suche nach diesen kaufmännischen, Balzacs ganzes späteres Leben vergiftenden Zwischenspielen haben sie nach Hanotaux' Ausdruck in Tinte und Drucker-schwärze Azur gefunden.

Zwischen den Zeilen von Urkunden und Gerichtsprotokollen, aus zeremoniösen Empfehlungsschreiben an hohe Amtsstellen,

die über Balzacs Konzession zum Druckereigewerbe zu entscheiden haben, ist Balzacs erster und folgenreichster Jugendroman herauszulesen, der Roman mit der Frau, der er, ohne sie zu nennen, „Louis Lambert“ gewidmet hat mit dem Leitwort: ‚Et nunc et semper dilectae dicatum.‘ Derselben Frau, von der die Heldin und Märtyrerin des „Lys dans la vallée“ nur ein blasses Abbild gibt.

Dank Hanotaux' und Vicaires Aufschlüssen wissen wir heute genau, wer die Dilecta war. Das einzige Kind eines deutschen Harfenspielers, der Lehrer und Kammervirtuose Maria Antoinettes war und aus der Wertherstadt Wetzlar stammte, namens Hinner, aus dessen Ehe mit einer Kammerfrau der Königin La Borde. Ludwig XVI. und Marie Antoinette standen Paten bei dem Mädchen des Wetzlarer Musikus, und nicht ganz sechzehn Jahre später wurde Laure-Antoinette Hinner mit Gabriel de Berny getraut, der es bis zum königlichen Gerichtsrat brachte. Der Gatte war launenhaft, reizbar, anspruchsvoll, die Ehe, der neun Kinder entsprossen, nicht glücklich. Die Gesichtszüge von Madame de Berny muten ihre jüngsten französischen Biographen grunddeutsch an. Und auf deutsche Art weist mehr noch ihre Selbstlosigkeit und Empfindsamkeit. Balzacs unverkennbare Vorliebe für deutsches Wesen, seine Idealisierung des urdeutschen, pudeltreuen Musiklehrers Schmucke, seine Vertrautheit mit Goethe, Schiller, Jean Paul, E. T. A. Hoffmann wurzelt vielleicht in Anregungen der Dilecta.

Sie kannte Balzacs Familie, die der feinen Frau nicht besonders sympathisch war, von Paris her. Honoré lernte sie erst in Villeparisis kennen, wo sie mit den Ihrigen Sommeraufenthalt nahm. Ein Jugendbildnis (von Deveria) zeigt den Zwanzigjährigen, noch knabenhaft gemutend, in einer Art Matrosenjacke, deren Ausschnitt den Hals frei läßt, die kurz-



gehaltenen widerspenstigen Haare in dichten Büscheln aufwärts strebend, die strahlenden Augen weitgeöffnet in die Ferne gerichtet. Honoré hielt gute Kameradschaft mit dem Sohn Alexander Berny, den er zugleich mit seinem jüngeren Bruder Henri Balzac unterrichtete. Die stille, vornehme Art von Madame Berny tat dem von den ewigen Stürmen im Elternhaus heimgesuchten Honoré doppelt wohl; seinem linkschen, weltunkundigen Wesen, seiner Unbeholfenheit im geselligen Verkehr machten die sicheren, überlegenen Umgangsformen der Mutter Berny besonderen Eindruck. Die Naturgaben und Kenntnisse des jungen Menschen fielen der Vielerfahrenen so sehr auf, daß sie sich im stillen fragte, wie (nach ihrem eigenen Wort) dieses Adler-Ei in den Gänsehof der Sallambiers geraten sei. Die Güte, mit der sie dem bisher durch Freundlichkeit wenig Verwöhnten begegnete, beglückte den Empfänglichen überschwenglich. Wie mächtig sie auf Honoré gewirkt, welche Flammen sie im Innern des Jünglings entzündet, sollte sie zu ihrer höchsten Verwunderung aus einem Brief erfahren, den er ihr an einem Frühlingstag zu senden wagte: die Blätter haben sich nur in vielfach überarbeiteten Entwürfen unter Honorés Papieren erhalten. Ebenso rührend als ergötzlich beginnen sie mit lehrhaften Betrachtungen über sich selbst, bis er allmählich kühner und wärmer mit dem Bekenntnis herausrückt: „So bin ich, so werd' ich immer sein, schüchtern bis zum Übermaß, verliebt bis zur Raserei und keusch bis zu dem Grade, daß ich nicht zu sagen wage, ich liebe. Ich gebe zu, daß ich allem eher gleiche als einem Liebhaber; ich habe weder dessen Ton noch dessen Manieren; ich habe keine Anmut, keine Verwegenheit, kurz, ich bin wie die jungen Mädchen, die blöde, töricht, furchtsam, sanftmütig scheinen und unter dieser Decke ein Feuer verbergen, das, wenn es einmal durchbricht, Herd,

Haus und alles andere verzehren wird. Im übrigen kann ich mein Wesen nicht besser malen, als das ein großer Mann getan hat: lesen Sie nochmals die ‚Confessions‘, und Sie werden es dort vollkommen geschildert finden.“ Frau v. Berny wies den Schwärmer zuerst zurück. Sie war keine Doppelgängerin von Rousseaus Madame Warens. Sie behandelte Honoré als Kind, belächelte scheinbar seine beständig leidenschaftlicheren Liebesversicherungen, stellte ihm ihren Altersunterschied vor Augen, rügte seine Unbedachtsamkeit, die Dritten gegenüber seine Gefühle nicht zu bemeistern wußte, klagte seiner Mutter, welche Mißdeutungen sein Benehmen bei ihrem Schwiegersohn wecke. Keine dieser Vorstellungen beirrte Honoré. Er schickte seiner Herzenskönigin einmal eigene Verse, die er fälschlich Chenier zuschrieb, ein andermal auf seine Lage gemünzte Aphorismen, die er als Sprüche La Bruyères ausgab, beredete das Gerücht, das ihn als Verlobten der ältesten Tochter von Frau Berny bezeichnete, stellte ihrer Zurückhaltung mehr als ein niemals verwirklichtes Ultimatum und erklärte schließlich ebenso bestimmt als ungalant: just der Gegensatz zum Hergebrachten, der Kontrast ihrer Altersstufen beherrsche seine Neigung: „Welches Rätsel für mich, daß eine Frau, die zu Beginn ihres Herbstes Tage wiederfindet, die ebenso schön sind wie die des Sommers, daß eine Frau von Geist, die die Welt beurteilt, wie sie ist, sich weigert, den Apfel zu pflücken, der unsere Ureltern ins Verderben stürzte.“ Der Feuergeist des Jünglings riß endlich die Frau mit, die so wenig wie bei ihrem Gatten bei zwei vorangehenden Romanen in Montpellier und Villeparisis wahre Liebe gefunden hatte; im Grünen, auf einer vielbesungenen Bank fanden sich ihre Lippen zum erstenmal, nicht zu einem flüchtigen Liebesabenteuer, vielmehr zu einem ihr Denken und Fühlen zeitlebens beherrschenden Bund, der wenige seinesgleichen gehabt und haben wird.

Madame Berny versagte Honoré keine Gunst, und hochaufschlugen in den ersten Jahren ihrer Beziehung die Gluten, bis allmählich naturgemäß die Wende sich vollzog. Bis zu seinem zweiundzwanzigsten Jahr, so schrieb er seiner nachmaligen Frau Eva Hanska, dürstete er nach Ruhm; „ich wollte damit einen Leuchtturm aufrichten, um einen Engel anzuziehen. Ich glaubte sonst nichts Gewinnendes an mir zu haben und gab mich verloren. Ein Engel ist gekommen, ich schüttete mein Leid in ihrem Busen aus und verbarg ihr meine Sehnsucht nach einer jungen schönen Frau. Sie sah das und sagte mir: Wenn diese andere kommen wird, will ich wie eine Mutter sein, ich werde die Liebe, die Hingebung einer Mutter für dich haben.“ Sie hat dieses Gelübde eingelöst. Sie besaß die Selbstüberwindung, Honorés treueste, selbstloseste Freundin zu bleiben, als neue Herzensregungen in ihm aufwallten. Nach wie vor verehrte er, solange sie auf Erden weilte und über ihren Tod hinaus, in dieser ihm grenzenlos und unbedingt zugetanen Seele die *nunc et semper dilecta*. Immer hatte Honoré nur Worte des Dankes und Segens für diese Führerin und Trösterin seiner Jugend, für die Frau, die nach seinem eigenen Zeugnis „sein Herz geschaffen“, seinen Geschmack gebildet, den buchstäblich Hungernden mehr als einmal genährt, den Vereinsamten Jahre hindurch in seinem Kontor regelmäßig tagtäglich stundenlang beraten, in seinen wirtschaftlichen Nöten, soweit ihre Mittel reichten, opferfroh, solange das irgend möglich, gestützt und vor dem Äußersten bewahrt hat. Als sie starb, weihte er ihr in schmerzlichster Bewegung den Nachruf: „Das Wesen, das ich verloren habe, war mehr als eine Mutter, eine Freundin, irgendein Geschöpf für ein anderes Geschöpf sein kann. „*Elle ne s'explique que par la divinité.*“ Sie hatte mich in großen Stürmen durch ihr Wort, durch die Tat, durch ihre Hingebung auf-

recht erhalten. Wenn ich lebe, ist es nur ihr zuzuschreiben. Obgleich uns in den letzten zwei Jahren Krankheit, Zeitmangel, Entfernung voneinander getrennt hielten, waren wir einander gegenwärtig: „elle réagissait sur moi, elle était un soleil moral.“

Sie war diese „moralische Sonne“ in seiner Lebensführung und in seiner Kunst. Ihre uns erhaltenen spärlichen kritischen Bemerkungen über Louis Lambert und „Le lys dans la vallée“ überraschen durch scharfes, mutiges, den Kern treffendes Urteil: sie tadelt Grundfehler Balzacs, Großsprechereien, ein Übermaß von Abschweifungen, einen Orakelton in philosophischen Erörterungen, den Taine, trotz aller Bewunderung der eigentlichen Begabung Balzacs, als *Commis-voyageur*-Manier belächelte. So sehr Madame Berny Balzacs Künstlergaben liebte und je mehr sie ihn liebte, desto weniger Schonung übte sie gegen Unarten seines Talentes, gegen Ungleichheiten in seinen Leistungen. Auch für diese gesunden Erziehungsmaximen wußte Balzac der *Dilecta* Dank. Nach den Triumphen der „*Eugénie Grandet*“ und der „*Recherche de l'absolu*“ macht ihm Madame de Berny keine Komplimente. „Die Kritik“, so schreibt er 1834 der Hanska, „ist ihres Amtes. Kritiken sind so süß, wenn sie von Freundeshand kommen. Man glaubt an sie, weil sie ohne Zweifel wahr sind, aber sie reißen keine Wunden.“ Er beherzigt ihre Ausstellungen, kein Lobspruch der Weltkinder und der kritischen Stimmführer beglückt ihn aufrichtiger als die Zustimmung der einzigen, die zu ihm gehalten, als alle anderen höhnisch oder zweifelnd die Achseln über ihn zuckten.

Sie hat ihn ebenso redlich, nur leider weniger beachtet, in seinen späteren selbsterlebten Romanen beraten. Als Modedamen und müßige Aristokratinnen, die Herzoginnen von Abrantès und die Castries, den Autor von europäischem Namen

in ihre Netze zogen, warnte sie ihn, nicht der Stimme der Eitelkeit zu folgen; sie kannte die Lieblosigkeit solcher Damen, die Balzac nur als Spielzeug und Zeitvertreib betrachteten. Und er vertraute und beichtete trotz- und nach alledem der Dilecta, die viele seiner Geheimnisse mit ins Grab nahm. Letztwillig hat sie ihrem Sohn die Vernichtung aller an sie gerichteten Briefe Balzacs aufgetragen. Alexander Berny hat dieses Gebot gewissenhaft befolgt, und nur in Balzacs Nachlaß haben sich einige Brouillons seiner ersten Episteln aus dem Jahre 1822 und mehrere Antworten von Madame Berny aus dem Jahre 1832 erhalten, die 1921 von der Revue des deux mondes mitgeteilt wurden: unersetzliche Zeugnisse für die Werdezeit Balzacs. In seinen Briefen an die Mutter, Schwester, an seine Jugendfreundin Carraud und Eva Hanska stimmt er ein Preislied um das andere auf die Dilecta an: kurz vor ihrem Tode schreibt er Frau Hanska: „Meine Freundschaft ist aus granitenem Stoff. Alles nutzt sich eher ab als ein in mir festgewurzelttes Gefühl. Madame de Berny ist sechzig Jahre alt: ihre Kümernisse und Leiden haben sie bis zur Unkenntlichkeit verändert. Meine Liebe für sie hat sich verdoppelt.“ Als er, ohne ihren Namen zu nennen, Theophile Gautier von dieser Jugendliebe sprach, die sein ganzes Dasein verklärte, gingen ihm die Augen über. Für alle Zeit und Zukunft bleibt die Dilecta mit Balzacs Leben und Lebenswerk verbunden. Solange man nach dem Schöpfer der Comédie humaine fragen wird, kann auch die Tochter des Wetzlarer Musikus Laura Hinner-Berny nicht vergessen werden.

### III

## ERSTLINCE

Balzac hatte das dreißigste Jahr erreicht, als er zum erstenmal unter vollem Namen mit einer Reihe von Büchern hervortrat, die ihn mit einem Schlage nicht bloß unter seinen Landsleuten bekanntmachten. Im März 1829 erschien der historische Roman „Le dernier Chouan ou la Bretagne en 1800“, im April 1830 veröffentlichte er zwei Bände „Scènes de la vie privée“, im August 1831 ein aus der lebendigen Gegenwart geholtes, realistisch gehaltenes Zaubermärchen, „La peau de chagrin“, im April 1832 das erste Zehnt der „Contes drolatiques“. Außerdem hatte er im Dezember 1829 zunächst anonym seine „Physiologie du mariage“ in die Welt gehen lassen, als deren Verfasser er sich im Vorwort zur Ur-Ausgabe der *Peau de chagrin* bekannte. Mehrere dieser Werke weisen auf vorangehende Meister. Der „Letzte Chouan“ stand unter dem Zeichen Walter Scotts; die scheinbar frivole, schnurrig und zynisch ernsthafte Fragen aufwerfende „Physiologie des Ehestandes“ lehnte sich in ihrer humoristischen, gravitatisch mit Axiomen spielenden Einkleidung an Brillat-Savarins *Gastronomie* „Physiologie du goût“; „Das Chagrinleder“ war unverkennbar mitangeregt durch die kürzlich in Frankreich eingeführten Phantasiestücke E. T. A. Hoffmanns; die „Schwänkgigen Geschichten“ schöpfen stofflich vielfach aus Boccaccio, Poggio, den „Cent nouvelles nouvelles“, aus

Beroald de Verville und wetteifern sprachlich mit Rabelais. So deutlich diese Vorbilder aber auch Balzacs Gaben beeinflußt hatten, der Stempel einer ureigenen Natur war ihnen so stark aufgeprägt, daß die selbständige Persönlichkeit des Neulings weit über den Kreis unkritischer Leser hinaus bei Kennern, Philarète Chasles, beim Apostel André Cheniers H. de Latouche, Montalembert und vor allem bei Goethe, Beachtung fand. Gleichzeitig mit diesen Büchern schrieb Balzac Dutzende von Skizzen, Humoresken, Briefe über das Pariser politische, gesellschaftliche, künstlerische Leben; nach mündlichen anekdotischen Mitteilungen des Henkers Sanson richtete er novelistische „Denkwürdigkeiten eines Paria“ zu. Woche um Woche stellte sich der Rastlose weiter pünktlich ein mit Artikeln für die sich neu emporkämpfenden Zeitschriften Emile de Girardins „La mode“, „Le voleur“. Dazu kamen gelegentlich Texte zu Scherz- und Zerrbildern der „Carricature“ und „Silhouette“: Beiträge, die nicht immer gleichwertig, doch selten belanglos, in ihrer Massenhaftigkeit Zeugnis geben für die überlegene Begabung, die Leichtigkeit des Schaffens und den Riesenfleiß des Verfassers. Äußerlich veranlaßt waren diese, gewöhnliche Menschenkraft übersteigenden Arbeitsleistungen durch den Zwang der Not. Der gescheiterte Drucker und Verleger hatte sich verpflichtet, mehr als 100000 Franken Schulden zu tilgen, deren Stundung ihm jährlich 6000 Franken Zinsen kostete; überdies mußte er, dem die Seinigen jeden weiteren Beistand versagten, ungefähr den gleichen Betrag für seinen Lebensunterhalt aufbringen und um all dieser Schwierigkeiten Herr zu werden, baute Balzac einzig und allein auf seine Feder. Ein bedenkliches Wagnis für einen blutarmen, namenlosen Anfänger. Kurz vorher, 1826, war ein in allen Landen gelesener Meister, der Schloßherr von Abbotsford, der schottische Baronet Walter Scott als stiller Ge-

sellschafter der ihm befreundeten Buchhändler Ballantyne durch den Ruin ihres Hauses jählings zugrunde gerichtet worden und obwohl er opferbereit auf sein ganzes Vermögen verzichtete und arbeitswillig neue Werke, darunter die hochbezahlte Geschichte Napoleons schrieb, war er bis an das Ende seiner Tage mit seinen geduldigen Gläubigern nicht fertig geworden: seine Passiven hatten sich allerdings auf 117000 Pfund Sterling belaufen, doch ihre Deckung stand auch nach Scotts Tod im Laufe der Zeit außer Zweifel. Im Vergleich mit Scotts Riesenonoraren kamen Balzacs Einnahmen weder dazumal noch später in Betracht. Denn um berufsmäßige Schriftstellerei war es in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Frankreich noch mißlicher bestellt als im 18., in dem manche kleinere Autoren von Pensionen, Privilegien, Gnaden- und Ehrengaben des Hofes oder einzelner Großen zehrten. Gleichwohl hatte Voltaire aus triftigen Gründen die Literatur die erste der Künste, das letzte der Gewerbe genannt und seine Reichtümer nicht als meistverbreiteter Literator seiner Zeit, vielmehr durch die Gunst umschmeichelter Finanzmänner und nicht immer saubere, nach dem Urteil Friedrichs des Großen geradezu Galeerenstrafe herausfordernde Spekulationen gesammelt. Rousseau verdiente sein Brod als Notenkopist. Beaumarchais gewann sein ansehnliches Vermögen als skrupelfreier Geschäftsmann, der nie daran dachte, seine Existenz auf den Ertrag seiner Stücke zu gründen und nicht um des eigenen Vorteils willen, nur gereizt durch die Übergriffe der habgierigen Societäre der Comédie française die Generalstaaten der Bühnendichter zusammenberief und den Dramatikern besser gesicherte Tantiemen erkämpfte; sein Feldzug kam auch in der Folge Theaterindustriellen zugute: die Bezüge der unbedeutendsten Vaudevillisten blieben gesetzlich geschützt. Sonst war während Balzacs Lebensdauer das literarische Eigentum



arger Willkür preisgegeben. Der belgische Nachdruck schädigte die französischen Schriftsteller um ungezählte Millionen und in der Heimat konnten Bühnenhandwerker Fabeln und Gestalten jedes Erzählers ungescheut ohne jedes Entgelt auf die Bretter bringen. Nicht viel besser als diese Schädlinge benahmen sich die Verleger; ihr wenig erbauliches Treiben hat nicht leicht ein Zweiter genauer gekannt und bald launig, bald ingrimmig in Romanen, Satiren, Weckrufen an seine Berufsgenossen, Denkschriften für das Parlament vor Augen geführt als Balzac. Er hat die verschiedensten Spielarten von Spekulanten mit bedrucktem Papier kennengelernt und unter so vielen Zeitungsleitern, Winkelverlegern, Welthäusern nur wenige Gerechte, noch weniger von kleinlichem Krämergeist freie, seine Zukunft vorausahnende Helfer gefunden.

Als Neuling begann er 1822—1826 mit Romanen für die von ihm geringschätzig sogenannte „littérature marchande“; des Brotes wegen stieg er in Niederungen, die andere künstlerisch aufstrebende Zeitgenossen Victor Hugo, Vigny, Mérimée, Musset niemals betreten hätten; sein Wegweiser war denn auch ein windiger Geselle Le Poittevin, der in einem kleinen Theater den Leihnamen Sainte-Alme und bei seinen literarischen Gängen das Pseudonym Viellerglé gewählt hatte. Dieser ziemlich träge, wenig begabte Bohémien vermittelte dem nach einem zahlungswilligen Drucker ausschauenden jungen Balzac einen Verleger, Hubert, unter der Bedingung, daß er und Balzac ihre Romane zusammen schreiben und das Honorar teilen sollten. 1822 erschienen denn auch zwei, je vierbändige Romane „L'héritière de Birague“ und „Jean Louis ou la fille trouvée“ par A. de Viellerglé et lord R'hoone. Dem Pseudonym Poittevins gesellte Balzac, der schlechterdings nicht seinen Namen auf das Buch setzen ließ, das Anagramm seines Vornamens Honoré, dem, mehr putzig als mystifizierend, der Lordtitel beigefügt

war. Über dieser Tagesfron vergaß „Lord R'hoone“ nicht seiner Zukunftspläne. 1821 lud er Poittevin, mit dem er Romanentwürfe besprechen sollte, zum Dejeuner; das Essen war so armselig, daß Poittevin beim Zusammenfalten der Serviette sagte „Fortsetzung folgt“; Balzac kehrte sich nicht an diesen Spott; statt des Nachtisches wartete er vielmehr mit einer Standrede auf, in der er erklärte, er habe Beaumarchais' dramatische Schöpfungen studiert: seine Sache werde es sein, Beaumarchais' Werk zu ergänzen und zu vollenden. Poittevin war nicht wenig entrüstet über solche Zukunftsverheißungen seines vermeintlichen „Romanschreiberlehrlings“: statt bei Poittevin in die Schule zu gehen, das hieß, an seiner Statt die ganze Arbeit allein zu besorgen und dafür das halbe Honorar diesem angeblichen Lehrmeister zuzuwenden, halte sich der Rekrut für einen Voltaire, Jean Jacques, Diderot. Und Poittevins Unwille wuchs, als ihm Balzac die weitere Mitarbeit kündigte; gereizt verbot er ihm, für seine neuen Romane das für die Kompagniefirma gebrauchte Pseudonym Lord R'hoone zu wiederholen; rasch resoliert, taufte sich Balzac sofort um: als Horace de Sainte-Aubin lieferte er acht weitere, durchschnittlich vierbändige Romane: Clotilde de Lusignan ou le beau juif; Le centenaire, Le Vicaire des Ardennes (1822); La dernière fée (1823); Annette et le criminel, Fortsetzung des Vicars (1824); Wann-Chlore (später Jane la Pâle) 1825. Balzac hat schon als Anfänger diese Bücher nicht gezeichnet und erst recht 1836, als er in Geldklemme den Neudruck dieser Romane der Frühzeit zuließ, streng verboten, als Autor dieser Oeuvres de jeunesse genannt zu werden. Übergehen kann sie der Erforscher seines Lebenswerkes gleichwohl nicht: sein Vater, der Romane sonst als Opium der Europäer schmähte und verschmähte, hieß 1822 Honorés erste Versuche in einem Brief mit der Prophezeiung willkommen: „mein ältester Sohn

zeigt seit einem Jahr die größten literarischen Anlagen. Er hat Werke für mehr als 10000 Franken drucken und verkaufen lassen. Wenn seine Gesundheit seinen Fähigkeiten gleichkommen sollte, wird er vorteilhaft von sich sprechen machen.“ Die treue Hausmagd, die vormals Honorés Mansarde als „Iris“ besucht hatte, vergoß Tränen beim Lesen seiner Romane. Und wunderlich genug erklärte der Bibliophile Jacob (Paul Lacroix) noch 1882: er fände diese Jugendwerke Balzacs seinen späteren Schöpfungen ebenbürtig — eine Meinung, die kein anderer Kenner von Sainte-Beuve bis auf André Le Breton und Bellessort teilt. Anzeichen seiner späteren Art und Unart, Spuren kommender Lieblingsmotive lassen sich wohl in manchem dieser Jugendromane verfolgen. Argow le Pirate, den der Erzähler mit Cromwell vergleicht, wie er in einem Meisterwerk seiner Reifezeit Vautrin den Cromwell des Bagno nennt, ist ein geistiger Nachfahr von Byrons Corsar, leider auch ein Vorbote der in „Ferragus, chef des dévorants“ und der „Histoire des treize“ wiederkehrenden Häuptlinge von Geheimbünden, deren Genossen der Losung ihres Befehlshabers blindlings gehorchen, zu jeder Gewalttat hilfreiche Hand leisten müssen. Im „Israélite“ hören wir von einer Brigandinopolis, der Vorahnung seiner Iliade der Korruption. Der „Vicaire des Ardennes“, der Bastard eines Bischofs und einer Marquise, erregte unter der klerikalen Herrschaft 1822 wegen seiner Flucht aus dem Zölibat gerichtliche Bedenken. Jane la Pâle, die romantische Geschichte der Doppelehe eines Herzogs, wirkt stofflich an- und aufregend. Meisterzüge der Charakteristik fehlen nicht, zumal in Geschichten, die unter der Restauration spielen: Genrebilder aus der unmittelbaren Umgebung des Erzählers, Familienporträte [in Jane la Pâle glauben wir ein lebensstreuendes Bild von Balzacs Mutter zu erkennen], gut geschauten napoleonische Veteranen aller Grade,

Amtsleute, Schul- und Bürgermeister der Kleinstadt überraschen durch scharfe Wiedergabe, doppelt erfreulich dicht neben unwillkürlichen oder bewußten Zugeständnissen an den Massen- und Modegeschmack in unglaublichen, ungeheuerlichen Grusel- und Gespenstergeschichten.

Auch sonst wiegt sein literarisches Gepäck in den zwanziger Jahren nicht schwer. Seinen einbändigen Ausgaben von Molière und La Fontaine schickte er knappe Würdigungen ihrer Schicksale und Schriften voraus, die nicht voraussehen ließen, daß er mit den beiden, von denen der eine im Rahmen der Bühne, der andere im Kreis der Tierfabel Franzosen aller Klassen des Zeitalters Ludwigs XIV. verfestigte, bald nachher als Sittenschilderer des 19. Jahrhunderts wetteifern würde. In zwei, wahrscheinlich durch Buchhändlerbestellung entstandenen Flugschriften gibt er sich als Parteigänger der äußersten Rechten: im „Droit d'aînesse“ tritt er für die unumschränkte väterliche Gewalt, das Recht der Primogenitur, die Unteilbarkeit großer Güter als Grundlage gesunder Gesellschaftsordnung ein. In einer „Histoire impartiale des Jésuites“ ist er päpstlicher als der Papst: er verherrlicht den Orden als die größte aller auf Erden bisher erschienenen Gesellschaften und preist den Zaren als Fürsprecher der Wiederherstellung des Ordens: das Sündenregister der Jesuiten überläßt Balzac absichtslos oder unbedacht der ihrem vollen Wortlaut nach mitgeteilten Aufhebungsbulle Clemens XIV. Satirische Begabung regt sich in einem (gemeinsam mit Raisson verfaßten) „Code des gens honnêtes“ oder die Kunst, sich vor Gaunern aller Art in acht zu nehmen; das muntere Pamphlet steigt von kleinen und großen Taschendieben zu den privilegierten Ausbeutern in Staat, Kirche, Justiz, zu Notaren, Wechslern, Spielhäusern auf. Dem Tagesbedarf dient ein Heft „Petit dictionnaire des enseignes de Paris par un batteur de pavé“: dieses Wörterbuch von Pariser

Ladenschildern zeigt, daß Balzac nicht nur als Pflastertreter gewerbereiche Pariser Stadtviertel durchwandert, vielmehr für manche seiner berühmt gewordenen Schilderungen entlegener Straßenzüge und altväterischer Bauwerke der Weltstadt nachwirkenden Anschauungsunterricht gesucht hat: vielleicht empfing er auf einem dieser Gänge die Anregung zu seiner Geschichte des „Hauses mit der Ball spielenden Katze“. Aus den Jahren 1827/8 stammen auch spärliche lyrische Anwandlungen: die nachmals in den „*Illusions perdues*“ eingeflochtene Ode an ein junges Mädchen (die Tochter von Madame Berny, die man ihm als Braut nachsagte); Fragmente einer Nachdichtung des Buches Hiob; und ein die Julirevolution verhöhnendes Epitaph: „Hier liegt die Muse Bérangers“. Unbeschadet einzelner hübscher Verse beweisen diese Proben, daß Balzac, wenn er in seinen Romanen Gedichte einstreute, in der Folge gut daran tat, Gautier und Musset um ihren Beistand zu bitten.

Nichts von den Romanen und dem anderen Kleinkram der zwanziger Jahre hat Balzac als reifer Künstler erwähnt: ihn bekümmerten diese Versuche seiner Frühzeit nicht einmal als Stufen seiner Entwicklung; sie gehören, wie Anzengruber von den Gedichten und Komödien seiner Schmierzeit sagte, in seine „prähistorische Zeit“, so daß der Erforscher seines Lebenswerkes nur zu fragen hat, ob sein gewaltiger, seit seiner Knabenzeit gehegter Schöpferdrang von 1820—1829 feierte, oder in der Stille Stimmungen und Stoffe zu kommenden Werken sammelte. Der Überlegenheit seiner Naturgaben war er sich von früh an bewußt. Großsprecherisch bis zum Übermaß sagte er nicht bloß Madame Berny und seiner Schwester Dinge voraus, die Honoré de Balzac den Besten gleichstellen würden. So groß sein Selbstgefühl aber auch war, nicht minder groß war seine Selbstkritik. Zehn Jahre, so bemerkte Bal-

zac als fertiger Meister, bedarf ein angehender Maler, Musiker, Bildhauer, Schriftsteller, bis er Herr seiner Mittel, der Besonderheiten der Technik seines Faches inne wird. Dieses Gebot hat er augenscheinlich selbst beherzigt. Seine Pariser Briefe und Kritiken aus dem Jahre 1830 zeigen, wie scharf und tief dieser selbständige Kopf die Wandlungen des Kunst- und Staatslebens im letzten Jahrzehnt der Restauration verfolgt, wie genau vertraut er sich gemacht hat mit den Größen der Zeit in Heimat und Fremde wie die Staël, Chateaubriand, Benjamin Constant, Hugo, Mérimée, Barbier, Musset, wie bestimmt er diese Ganzen von Halben und Schwachen, La Touche, Bibliophile Jacob usw. zu scheiden verstand; wie wenig er in den Zeitkämpfen der Klassiker und Romantiker durch ihre beiderseitigen Übertreibungen sein Urteil verdunkeln ließ; wie mächtig Goethes Faust, Schillers Franz Moor, Jean Paul, E. T. A. Hoffmann, Tieck, selbst August La Fontaine von Deutschen, Goldsmith, Byron, Scott, Lewes, Anna Radcliffe, Maturin, Cooper auf ihn wirkten. Noch hatte er nicht entdeckt, daß er als Neuerer ein eigenes Gebiet erschließen würde, doch schon in seinen Erstlingen bleibt er nicht im Bann seiner Muster, entfaltet er sich, je weiter seine Arbeit fortschreitet, als schöpferischer Geist, der unbetretene Bahnen sucht und unterwegs der Größe und Grenze seines Wesens bewußt wird.

Der Welterfolg Scotts, dessen sämtliche Romane der junge Balzac mit Begeisterung las, studierte, zeitlebens vor Augen hatte und bis an sein Lebensende höher stellte als Byrons Dichtungen, lockte ihn zur Nacheiferung, zu einer französischen Geschichte (walterscottée). „Bevor ich es unternahm, die Sittengeschichte meiner Zeit zu schreiben, habe ich gründlich bis ins einzelste die wichtigsten Herrschaftsepochen der französischen Geschichte, die Kämpfe der Burgunder und Armagnaken, die Zeiten der Guisen und Valois durchforscht;

meine Absicht war, eine pittoreske Geschichte Frankreichs zu geben: Isabella von Baiern, Katharina und Maria von Medici nahmen einen außerordentlichen Platz ein: unter diesen drei Frauen ist Katharina von Medici die interessanteste.“ Balzac hat sie 1836 auch wirklich in den Mittelpunkt eines Zeitgemäldes gestellt, das ihre Politik, die Bartholomäusnacht, und die Bekämpfung der Hugenotten als geniale, geschichtlich gebotene Großtaten rechtfertigen will. Wohlberaten sparte Balzac diese fragwürdige Glorifikation für spätere Zeit auf. Instinktiv griff er, nicht wie Scott das mit Vorliebe tat, in ältere Epochen der Geschichte, in die Tage von Richard Löwenherz, Ludwig XI., Königin Elisabeth, Cromwell und der letzten Stuarts, sondern in die Zeit der französischen Revolution zurück, deren lebendige Zeugen er noch zu Rate ziehen konnte, in den von Napoleon als Riesenkampf bezeichneten Aufstand der königstreuen Bauern, Priester, Hochadeligen des Westens gegen die Republikaner, und es fügte sich besonders glücklich, daß der Schauplatz seines Romans, die Bretagne, der Wohnsitz eines alten Freundes von Balzacs Vater war: General Pommereul.

Dieser Schloßherr von Fougères war 1787 als französischer Artillerieoffizier nach Neapel zur Reorganisation des dortigen Heerwesens geschickt und dort Generalinspektor der Armee geworden; nach Ausbruch der Revolution verwehrten ihm die Italiener, als einem in ihre militärischen Verhältnisse zu sehr Eingeweihten, die Heimkehr; infolgedessen ächtete ihn die Republik als Emigrierten; seine Güter wurden verkauft, Frau und Kinder in Rennes gefangen gehalten. Erst 1796 konnte er wieder französischen Boden betreten. Verarmt und stellenlos fand er unvermutet Beistand durch einen früheren Bekannten: Vater Balzac brachte Pommereul ein paar Geldbeutel, die er mit den Worten auf den Tisch stellte: „Diese zeh-

tausend Taler werden Ihnen nützlicher sein als mir. Sie werden sie mir zurückgeben, wenn man Ihnen wiedererstattet haben wird, was man Ihnen gestohlen hat.“ Damit floh er wie ein Missetäter. Pommereul vergaß diesen Liebesdienst nie, so daß Honoré sich getrost an den General wenden durfte mit dem folgenden Anliegen: „Paris, 1. Sept. 1828. Mein Herr und Freund! Was viele Leute vorhersehen konnten und was ich selbst gefürchtet habe, als ich mutig ein Unternehmen begann und aufrecht hielt, dessen Anlage etwas Kolossales an sich hatte, ist endlich eingetroffen. Ich bin, nicht ohne Voraussicht meines mahnenden Gewissens, von der Höhe meines kleinen Vermögens herabgestürzt; die finanziellen Ereignisse, die den Pariser Platz beunruhigen, und man weiß nicht wohin führen werden, haben mich gezwungen, Einhalt zu tun. Dank der Hingebung meiner Mutter und der Güte meines Vaters haben wir Ehre und Namen auf Kosten ihres und meines Vermögens gerettet. Meine Liquidation deckt meine Schuld vollständig; ich bleibe mit dreißig Jahren im Besitz meines vollen Mutes und meines makellosen Namens. Ich teile Ihnen dieses traurige Ereignis nur infolge eines Umstandes mit, dem mein neuer Entschluß entstammt. Ich will wieder zur Feder greifen, damit ein beweglicher Raben- oder Gänsekiel mir zum Lebensunterhalt und zur Schadloshaltung meiner Mutter verhilft. Seit einem Monat arbeite ich an hochinteressanten geschichtlichen Werken und ich hoffe, daß mir in Ermangelung eines sehr problematischen Talentes vielleicht die nationalen Sitten Glück bringen werden. Ich sehe, daß mir meine Versuche bei noch so großem Eifer vor dem kommenden 1. Jänner keine genügende Jahreseinnahme bringen werde. Nun wurde mein Augenmerk durch den reinsten Zufall auf eine historische Begebenheit aus dem Jahre 1798 gelenkt, die sich auf den Krieg der Chouans und Vendéer bezieht und



Stoff zu einem leicht ausführbaren Werk bietet. Es fordert keine besonderen weiteren Nachforschungen, nur aus unmittelbarer Anschauung geschöpfte Kenntnis von Land und Leuten.“ Der General möge mit soldatischer Offenheit sagen, ob er zur Erfüllung dieser Absicht dem armen Romancier ein Zimmerchen in seinem Schloß einräumen könne: seine Muse, ein Tintenfaß, ein Stoß Papier würde wenig Ungelegenheiten machen, im übrigen genüge ihm ein Feldbett, ein Strohsack, ein Stuhl und ein Tisch, sofern er vierfüßig und nicht wackelig sei. Pommereul willfahrte brieflich diesem Wunsch und Honoré folgte dem freundlichen Ruf übereilig. Der kleine dicke, in seinem plumpen Anzug noch dicker scheinende Mann kam in einem so schäbigen Hut, daß ihm seine Wirte den Kauf eines neuen empfahlen: bei keinem Hutmacher des Ortes war aber eine Kopfbedeckung aufzutreiben, die für diesen Schädel groß genug gewesen wäre. So wenig gewinnenden Eindruck Balzac bei der Ankunft machte, sobald er den Hut abnahm, konnte man den Blick nicht von ihm wenden: wer diese Stirn, diese Augenlichter nicht sah, so berichtete die Hausfrau Jahrzehnte später, kann sie sich nicht vorstellen. Gut gelaunt hatte er eine Viertelstunde nach seinem Einzug alle Welt zum Lachen gebracht. Man quartierte ihn in einem Zimmer ein, das eine schöne Aussicht auf den in den Chouans geschilderten Hügelzug der Pélerine gewährte, der die Bretagne von der alten Provinz Maine scheidet. Die Stille tat ihm doppelt wohl nach dem Pariser Getöse. Seine Zeit war streng eingeteilt: so viel Stunden am Schreibtisch, so viel zu Wanderungen über Berg und Tal. Allein oder mit dem General durchstreifte er Wälder und Schluchten, sah sich in Weilern und Märkten um, plauderte mit den Bäuerinnen, zechte mit den Landleuten und kehrte dann spät, kotig, erschöpft, immer hungrig, den Sack voll Entdeckungen heim: urvergnügt, wenn er



*Balzacs Mutter*



unbekannte Bräuche, mündliche Überlieferungen erkundet hatte. An dem Tag, an dem er erfuhr, was ein „piché“, ein „oribus“, ein „échalier“ ist (mundartliche in die Chouans aufgenommene Ausdrücke für Apfelweinkrug, Pechfackel, Grenzpfahl) tanzte er vor Freude. Sorgsam durchforschte er die Trümmer des alten Schlosses Fougères, alle Baumgänge, Wallgräben, Promenaden, die verborgensten Winkel und Gewölbe, in denen sich Hauptscenen der Chouans abspielen, die Vorstädte St. Leonhard und St. Sulpice. Nachdem er seine Vorräte eingesammelt, setzte er sich an den kleinen Tisch, dem Fenster gegenüber, und hörte nicht auf zu schanzen bis zu den Mahlzeiten. Nur die Abende verbrachte er im Salon, übersprudelnd von Schnurren und Kalauern. Anfangs wollte er für seinen Aufenthalt zahlen: da er aber kein Geld hatte, tischte er zum Ersatz Geschichten auf. Die ganze Welt, von der er berichtete, lebe, liebe, leide, rühre sich in seinem Kopf (sagte er zur Hausfrau). „Das alles wird, wenn mir Gott das Leben gibt, sich rund zusammenschließen in meinen Büchern und das in berühmten Büchern, das sollen Sie noch sehen, Madame.“ In den „Scènes de la vie privée“ erkannten seine Wirte nachmals viele von ihm während seines Besuches erzählte Begebenheiten wieder, die er stets als Erlebnisse zum besten gab. Fragte man ihn: „Ist das wahr, Balzac?“ dann antwortete er mit dröhnendem Gelächter: „Nicht ein einziges Wort ist wahr. All das ist purer Balzac.“ Und während er Hausleute und Gäste des Schlosses und anderer bürgerlicher und adeliger Häuser als unerschöpflicher Erzähler unterhielt, drang er absichtslos und bewußt in alle Heimlichkeiten ihres Wesens und ihrer provinzialen Lebensgewohnheiten ein. Weit über den Kreis seiner Urbilder für die Chouans gewann er in der leibhaftigen Gegenwart in der Comédie humaine nicht vergessene Originale: so den tragi-

komischen Erzroyalisten, den übergalanten Chevalier von Valois, den grotesken, vom Schicksal genarrten Freier der Meisternovelle „La vieille Fille“ und andere halbversteinerte Überbleibsel des ancien régime, Krautjunker, Stammgesellschaften von Bostonspielern usw. Als er nach zweimonatlichem Aufenthalt, von Pariser Gläubigern und Verlegern gedrängt, Fougères verlassen mußte, brachten Freunde und Bekannte den allen Liebgewordenen zur Diligence, wo sie sich unter Umarmungen verabschiedeten. Am 11. März 1829 kündigte Balzac die Vollendung seines Werkes, die vier Bände des „Dernier Chouan“ an: „Was rede ich da von meinem Werk? Es ist ein bißchen das Ihrige, denn es besteht in Wahrheit nur aus den kostbaren Anekdoten, die Sie mir so gut und großmütig zwischen ein paar Schluck Ihres allerliebsten Weinchens und ein paar Bissen Ihrer Küchlein erzählt haben; sogar das Lied „Allons, partons belle“, das Herr Alexander sang, und der Melusinenturm ist in dem Buch zu finden. Alles darin gehört Ihnen bis zum Herzen des Autors, seiner Feder und seiner Erinnerungen.“ So wohlverdient Balzacs Dank für seine freundlichen Wirte war, in Wirklichkeit greifen „die Chouans“ weit hinaus über die „Anekdoten“ des Generals Pomereul.

Marquis de Montauran ist unter dem Spitznamen „Le Gars“ (der Bursch) der Führer der von altgläubigen Geistlichen fanatisierten, durch jahrhundertelange Abschließung weltfremden, halbbarbarischen Bauernschaft, die von dem revolutionären Regiment mit seiner neuen Wehrpflicht nichts wissen will. In ihren Verstecken führt sie einen erbarmungslosen Kleinkrieg gegen die „Blauen“, die gegen solche heimtückische Widersacher wehrlos sind. Die Chouans, so genannt nach dem Käuzchen, dessen täuschend nachgeahmter Schrei ihr Erkennungszeichen ist, halten den „Blauen“ gegenüber jede Missetat für erlaubt.

Die Klerisei gewährt Ablass für jeden meuchlings erschlagenen Blauen. Die Chouans überfallen Postkutschen, rauben Reisende und Ortskassen aus, erpressen durch Folterungen von Geizhalsen, deren Sohlen die „Chauffeurs“ dem Feuer aussetzen, ihre verborgenen Sparpfennige, strafen als eigenmächtige Femrichter echte und vermeintliche Verräter in der eigenen Landsmannschaft unmenschlich und leisten auf die Weisung ihrer Priester jedem Befehl ihrer hochadeligen Häupter Kadavergehorsam. Zum Niederringen der Chouans reichen, selbst als Bonaparte Konsul geworden, reguläre Truppen nicht aus: deshalb gesellt Fouché, zum Verdruss ehrenhafter, echt republikanischer Berufsoffiziere, den Soldaten zu jeder Niedertracht bereite Spione, und die stärkste Hoffnung setzt er auf eine Kurtisane, die den Gars in ihr Netz locken soll. Phantastisch angelegt, gibt sich Marie de Verneuil um den Judaslohn von dreihunderttausend Frank zu dem schändlichen Anschlag her. Angeblich fürstlichem Blut entstammt, gegen alle geschichtliche Überlieferung von Balzac als Witwe Dantons eingeführt, verliebt sich die Abenteurerin — wie die Spionin in Mérimées Drama „Les Français en Danemark“ — in dem zum Opfer ausersehenen Rebellen. Durch eine royalistische, eifersüchtige Beschützerin des Gars entlarvt, von dem bis dahin für sie entflammten Marquis scheinbar preisgegeben, von dem Spion Corentin durch gefälschte Briefe hintergangen, beschließt sie rachedurstig das Verderben des Gars. Ihre Ränke führen den noch immer für sie Erglühten zu einem Stelldichein nach Fougères, dem Hinterhalt, in dem er den Blauen ausgeliefert werden soll. In dieser letzten Zusammenkunft erfährt Marie de Verneuil zu spät, wie arglistig auch sie getäuscht wurde. Der Edelmut des Gars, der sich heimlich mit ihr trauen läßt, wandelt sie im Tiefsten. Sie will ihn retten und sucht als seine Doppelgängerin den Heldentod

durch republikanische Kugeln. Die Läuterung von Hetären durch die Wechselfälle einer überromantischen Herzensgeschichte ist in dem seither verflossenen Jahrhundert in Romanen und Schauspielen bis zu solchem Überdruß abgewandelt worden, daß der moderne Leser wenig übrig hat für diesen Liebeshandel. Der Reiz und Wert der „Chouans“ liegt anderwärts: in der visionären Kraft, mit der Balzac die Ankündigung des Untertitels verwirklicht, „La Bretagne en 1799“ aufsteigen läßt. Landschaft und Menschenschlag der Bretagne, aufgewühlt durch die Wildheit und Roheit eines Volkskrieges, hat vor und nach Balzac kein Dichter und kein Geschichtsschreiber überlegener geschaut und geschildert als der Schöpfer der Chouans. Er weiß um des Meistergeheimnis Walter Scotts, verdämmernde Vergangenheit sinnfällige Gegenwart werden zu lassen und ist wohlvertraut mit allen Heimlichkeiten seiner Hochlandromane, in denen ebenso verwegene als verschlagene aufständische Bergschotten bald auf eigene Faust, bald in Rotten Soldaten und Heerführer des englischen Königs zum besten halten und mehr als einmal auf das äußerste gefährden. Vom ersten Blatt an werden wir Zeugen der Listen und Handstreich der Freischärler: Chouans überfallen einen von republikanischen Soldaten geführten Zug widerwillig zur Militärpflicht gepreßter bretonischer Rekruten; als scheinbar harmloser Aufpasser gibt Marche-La-Terre seinen im Gestrüpp verborgenen, hinter Granitblöcken lauenden Mordgesellen das Signal: diesen vielgewandten, erbarmungslosen Chouan, der Hunderte von Menschen hinschlachtete, hat Balzac noch von Angesicht kennengelernt, als der frühere Marche-à-Terre friedlich auf dem Markt von Fougères Viehhandel trieb; der Dichter hatte auf seinen Wanderungen in der Bretagne auch Schmuggler und Wilddiebe ausgeholt, die ehemals in den Reihen der Chouans Greuel auf Greuel häuften, im

Wahn, einen heiligen Krieg zu führen: wir werden Zeugen der Gottesdienste, die eidverweigernde Priester in weltentrückten Wäldern halten, wir vernehmen die Brandreden, in denen jesuitische Emissäre zur Rache für die Hinrichtung des Königs, zur Rettung der von der Republik geschändeten Religion aufreizen. Und über dem Landvolk und Klerus wird auch der Adel nicht vergessen: in einer heimlichen Zusammenkunft treffen sich Verschworene der Vendée und Bretagne, darunter wenige selbstlos der großen Sache dienende Edelleute: die meisten in allen Abstufungen des Ranges und ihrer Vergangenheit gekennzeichneten Standesherrn denken und kämpfen nur für das eigene Wohl, für die alten Privilegien, die ihren Geschlechtern Bischofssitze, Staatswürden, Titel und Pfründen sicherten. Der Zusammenstoß zwischen solchen unbelehrbaren Verteidigern aller Mißbräuche der absoluten Monarchie und den Freiheitsaposteln der Republik war unvermeidlich und naturnotwendig. Das predigen die Chouans nicht in dürren Worten: das verkünden Balzacs mächtige Zeitbilder in zwingender Anschaulichkeit. Recht und Unrecht wird in beiden Gruppen mit gleicher Wahrhaftigkeit aufgezeigt. Unter den Blauen gewinnen tüchtige Offiziere durch ihre Rechtschaffenheit jedes Herz; ihr Bekenntnis zur Republik wurzelt und gipfelt in ihrer Vaterlandsliebe, die den Chouans ihren Bund mit den ausländischen Feinden Frankreichs nicht verzeiht: doch auch diese Gerechten müssen im eigenen Lager die Ränke Fouchés, die Gemeinschaft mit seinen Spionen erdulden. So menscht es da und dort, und Balzac, der sich später in der Öffentlichkeit als unbedingter Anhänger der Bourbons und des Katholizismus bekannte, entscheidet sich in den Chouans noch nicht zwischen den Losungen des ancien régime und des für eine größere Zukunft sorgenden Freistaates. In der Geschichte des historischen Romans in Frankreich gebührt den



„Chouans“, die Vignys „Cinq-Mars“ folgten und Victor Hugos „Notre-Dame de Paris“ vorangingen, nicht nur wegen dieses Zeitpunktes ihrer ersten Veröffentlichung besondere Beachtung. Sie verleugnen die Schule Walter Scotts nicht und behaupten sich doch als selbständige künstlerische Schöpfung bis zur Stunde. Jahrzehnte hernach hat Victor Hugo, der sich stolz den Sohn eines napoleonischen Generals und einer Vendéerin nannte, gleichfalls den bretonischen Aufstand zum Vorwurf eines Romans gewählt: sein „1793“ steht trotz mancher bedeutenden Einzelheiten nach meinem Gefühl weit zurück hinter Balzacs „Chouans“, denen eher Souvestres, in den gleichen Zeiten und Örtlichkeiten spielende, gleichfalls auf persönlichen Eindrücken beruhende stoffreiche, schlichte, versöhnlich abschließende „Mémoires d'un sansculotte“ zur Seite gestellt werden könnten.

In Frankreich fanden die „Chouans“ beim Erscheinen bei der Kritik größeres Wohlwollen als beim Lesepublikum. Desto lebhafteren Anteil fand, zumal in der Frauenwelt, die „Physiologie du mariage“. Das Buch, mitangeregt vom Verleger Levavasseur, sollte sich anderen Modeartikeln anpassen. Balzac hatte selbst als Verleger, vermutlich auch als gelegentlicher Mitarbeiter, Büchlein in die Welt gehen lassen, die „die Kunst, Krawatten zu binden“, und die von ihm zeitlebens nicht ausgelernte Kunst lehren sollte, „mit seinen Gläubigern fertig zu werden, ohne seine Schulden zu bezahlen“. Die „Physiologie du mariage“ spielt in ähnlicher Manier mit den Modeehen, in denen die meisten Gatten „minotaurisiert“ werden. Man verstand und versteht Balzacs Absichten dabei falsch, wenn man in seinen Gedankengängen eine energische, vorbehaltlose Warnung vor dem Ehestand erblickt; man darf die scherzhafte Statistik nicht außer acht lassen, in der Balzac von vornherein die überwältigende Mehrheit von Millionen und Millio-

nen arbeitswilliger Frauen, Bäuerinnen, alte Jungfern, Kleinbürgerinnen, Provinzlerinnen ausschaltet und letzten Endes höchstens vierhunderttausend Müßiggängerinnen der vornehmen Welt in den Kreis dieser „Physiologie der Ehe“ zieht. So ist er im Grunde eines Sinnes mit dem philiströser Ansicht unverdächtigen Alfred de Musset, der 1836 in den witzigen „Briefen von Dupuis und Cottonnet“ den Gegnern der Ehe ernsthaft einwendet: sie hätten vielleicht in den vornehmen Quartieren von Paris mitunter Risse im Eheband bemerkt; haben sie sich aber auch auf dem Land umgesehen? haben sie die Bäuerin betrachtet, die ihren Säugling stillt? haben sie sich gefragt, welche Wirkung ihre Modedoktrin auf robuste Karrenschieberinnen, auf gesunde und arbeitsame Ammen hervorbringen würde? Die Chaussée d'Antin sei nicht die ganze Welt. Wissen sie, die von Ehebruch sprechen und zweifellos ihre Mätresse haben, was die Ehe ist — nicht die parfümierte, unter Seidenkleidern im wohltapezierten Boudoir, sondern auf grüner Wiese, im vollen Sonnenschein, auf dem Marktplatz, beim Ortsbrunnen, im alten Eichenbett?“ Mussets Abwehr der von ihm geneckten „Neo-Sophisten“ trifft Balzac nicht, der Goethes Klärchen als Muster preist, deutschen treuen Ehefrauen ein Loblied singt und nach den kecksten Bocksprüngen gequälten, bisweilen pedantischen und geschmacklosen Humors als einsichtiger Menschenkenner die Berechtigung der Ehescheidung trotz kanonischem Recht verfißt und — wie Vater Balzac — die Bekämpfung der Prostitution fordert. Die lebemännische Leichtfertigkeit, mit der Metternich im Briefwechsel mit der Fürstin Lieven die Schalen seines Hohnes über strenge Ehemoral ausgießt, wäre nicht Sache Balzacs gewesen. Vieles, was die „Physiologie“ beiläufig zur Sprache bringt, die Krankengeschichten heilbarer und heilloser Ehen hat er in der Comédie humaine tragisch und komisch in auf den Grund gehenden

Romanen und Novellen mit der Gewissenhaftigkeit eines Naturforschers beschrieben. Und unbeirrt durch die Programme der Saint Simonisten, der Emanzipation des Fleisches, der freien Liebe, der Aufhebung der Monogamie prüft er die Ehemoral seiner Tage, die Wandlungen der gesellschaftlichen Zustände nicht nach vorgefaßten oder modischen Meinungen. Die Schlüsse aus solchen Beobachtungen und Erfahrungen zog er bei seinem in das nächste Jahrzehnt fallenden Besuch, den er George Sand in Nohant machte, in einem an drei aufeinanderfolgenden Tagen von 5 Uhr nachmittags bis 5 Uhr morgens fortgeführten Gespräch. Die Dichterin sagte, sie beide hätten als Hirten der Menschheit die Aufgabe, eine Reform der Sitten heraufführen zu helfen. Nach allem Für und Gegen war das Ergebnis ihrer widerstreitenden Ansichten das Zugeständnis der Sand: die Institution der Ehe biete überwiegende Vorteile. Das erste und letzte Wort der „Physiologie“ überließ Balzac übrigens Napoleon: bei den Beratungen des Code sei der Kaiser von der Tatsache ausgegangen, daß im Orient und Okzident grundverschiedene Voraussetzungen grundverschiedenes Eherecht geschaffen haben. Und am Ende seines Buches wiederholt Balzac eine (schwerlich verbürgte) Äußerung Napoleons: es würde überhaupt keine Ehe geben, wenn die Männer nicht alt würden. Den sittlichen und praktischen Anregungen der „Physiologie“ ging kaum jemand nach. Wohlmeinende wie Madame Berny verwarfen sie ganz. Skandalsucht und Lüsternheit hielten sich an die Frechheiten der eingestreuten Kasuistenfragen und mit Diderotscher Knappheit erzählte Anekdoten oder guterfundene „beispielmäßige“ Geschichtchen. Gelesen wurde die Physiologie von Weltkindern so fleißig wie von Betschwestern, und Balzac hatte bald seine liebe Not mit Damen aller Alters- und Gesellschaftsstufen, die ihn als weltlichen Beichtvater mit Skrupeln, Einreden, Ehe-

stands- und Ehebruchsbekenntnissen brieflich und mündlich bestürmten.

Noch ganz anders als mit dieser Physiologie der Ehe bewegte Balzac die Geister und Gemüter mit der „Peau de chagrin“, einem Buch, dessen Titel, wenn ich mit meiner Vermutung nicht irre, auf einen Satz des von Balzac jederzeit als Großmeister seines Denkens und Schaffens gepriesenen Rabelais zurückgeht. In der „Moralité“ der Urausgabe der „Peau de chagrin“ berief er sich auf die Worte: „Les Thélemites estre grands mesnagiers de leur peau et sobres de chagrin“ — die Thelemiten wahren ihre Haut (peau) frei von Kummer (chagrin). Im Gegensatz zu dieser weltfrohen Weisheit Rabelais' schließt Balzacs „Peau de chagrin“ mit verzweifelten Wehrufen über den Zwiespalt von Welt und Zeit. Schon in seinen Pariser Briefen wies er auf „die Schule der Enttäuschung“ hin, wie sie sich 1830 in Mussets „Confession d'un enfant de siècle“, Nodiers „Histoire des sept châteaux du roi de Bohême“, seiner Physiologie du mariage, Stendhal-Beyles „Le rouge et le noir“ bemerkbar gemacht. Der anonyme Verfasser der „Physiologie“ schicke sich an, die Illusion ehelichen Glücks, dieses ersten Gutes der Gesellschaft, zu zerstören. Mussets „Confession“ verkünde, daß Religion und Absolutismus tot seien. Nodier werfe sein Auge auf Staat, Gesetz, Wissenschaft und schließe: Wissenschaft sei Einfalt; wozu? was ist sie mir? Dann entreiße uns Stendhal den letzten Fetzen Menschlichkeit und Glaube; er sucht zu beweisen, daß Dankbarkeit ein leeres Wort sei wie Liebe, Gott, Monarch. Vielleicht — so endet dieser Rückblick mit einem vermutlich der just dem Abschluß zudrängenden Peau de chagrin geltenden Ausblick — wird ein Mann kommen, der in einem einzigen Werk diese vier Ideen zusammenfassen wird. Dann wird das 19. Jahrhundert einen Rabelais des Schreckens

haben, der die Freiheit erdrücken wird, wie Stendhal das menschliche Herz erfrieren macht.

Enttäuschung ist in der Tat das erste und letzte Wort der „Peau de chagrin“. Unverkennbar an den eigenen Lebenslauf des in seinen ersten 30 Jahren hart heimgesuchten Balzac anknüpfend, erzählt das Buch den Leidensweg eines genial angelegten Jünglings. Raphael de Valentin hungert und friert in einer elenden Dachkammer, als Dichter und Forscher zu ferneren hohen Zielen strebend, bis er sein Herz an eine Dame der großen Welt, Foedora, verliert. Gefallsüchtig spielt diese Salonheldin mit dem Schwärmer, der sie für einen Ausbund von Geist und Gemüt hält. Sehnsüchtig will er wissen, was das Innerste der vergötterten Schönheit bewegt. Er schleicht sich in ihr Schlafgemach und belauscht, nachdem sie sich entkleidet und zu Bett begeben hat, ihre geheimsten Selbstgespräche: sie gelten dem Kursblatt und ihrem Bankier. Angeekelt durch die Leere und Herzlosigkeit der Heißgeliebten, nicht geschaffen zu einem wüsten Lüstlingsleben, durch seine Not jeder Aussicht beraubt, seine Entwürfe als Künstler und Gelehrter zu vollenden, setzt und verliert er seinen letzten Napoleondor in einer Spielbank des Palais Royal: dies einleitende, zuerst in einer Zeitschrift gedruckte Kapitel machte durch seine Wucht solchen Eindruck auf den jungen, dazumal in Paris weilenden Bulwer, daß er die Schilderung sofort in seinem Werk „Frankreich“ wiederholte. Raphaels nächster Weg geht zur Seinebrücke. Fest entschlossen, seinem Elend durch einen Sprung in den Strom ein Ziel zu setzen, verschiebt er dies Äußerste bis zur Dunkelheit. Der Lebenssatte schleppt sich eine Weile weiter und tritt in einen der am Seineufer gelegenen Antiquitätenladen, in dem sich Musterstücke der Kultur und Unkultur aller Zeiten und Zonen wie im Wirrwarr eines Welttrödelmarktes drängen — Sinnbilder der geistigen und künstlerischen Schöp-

fungen und Mißgeburten aller Völker, denen der Grübler ehemals vergebens die Lösung aller Erdenrätsel abfragen wollte. Zuletzt erscheint dem durch diese Fülle der Gesichte Betäubten, vor Erschöpfung in Halbschlaf Versunkenen im Wachtraum der Inhaber dieser Kuriositätensammlung, ein eisgrauer, mephistophelisch gemutender Jude. Der gespenstische Alte forscht ihn aus, und Raphael verschweigt dem Greis den letzten Grund seines Lebensüberdrusses nicht: hoffnungslose Not, da er zu stolz sei, Hilfe von irgendwem zu erbitten. Der Jude weist ihm daraufhin ein Unikum, das ihm, unabhängig von jedem fremden Beistand, Erfüllung jedes Wunsches gewähren könnte: die mit orientalischem Kunstfleiß zugerichtete Haut eines wilden Esels. Ein magisch leuchtendes Amulett, dessen Kehrseite in Sanskritlettern die von dem auch dieser Sprache kundigen Raphael enträtselte Inschrift trägt: „Wenn du mich besitzt wirst du alles besitzen. Aber dein Leben wird mir gehören. Gott hat es also gewollt. Wünsche, und all deine Wünsche werden erfüllt werden. Aber regle deine Wünsche nach deinem Leben. Es ist in ihnen beschlossen. Bei jedem Begehren würde ich dahinschwinden wie deine Tage. Willst du mich? Dann nimm mich. Gott wird dich erhören. Also sei es.“ In den Jahrtausenden, die seit der Niederschrift dieser Botschaft durch einen Brahminen verfloßen waren, hatte niemand, auch nicht der jetzige Besitzer des Talismans, gewagt, die Zauber- macht dieser Wundergabe zu versuchen, die mit der Dauer des eigenen Daseins so verhängnisvoll verknüpft ist. Raphael, der nichts mehr zu verlieren hat, greift aber nach dem Talisman, der beiläufig den Umfang eines Fuchsfelles hat. Ungläubig traut er den Worten des Juden so wenig, daß er noch im Antiquitätenladen auf der Stelle Reichtümer, Bacchanalien, maßlose, Fausts Forderungen an Mephisto vergleichbare, Schicksalswenden begehrt: für den Augenblick vergebens.

Doch beim ersten Schritt auf die Straße stellt sich zu seiner Überraschung Segen und Fluch der Zaubergabe ein. Just vorübergehende Kameraden nötigen ihn, sofort das Festmahl eines durch verräterische Mordanschläge zum Nabob gewordenen Zeitungseigentümers mitzumachen, der zur Gründungsfeier seines Blattes Literaten und Kurtisanen geladen hat, um sie durch Verschwendung ohnegleichen zu verblüffen. Und wie das Verlangen nach sardanapalischen Festen, erfüllt sich sein Verlangen nach märchenhaften Schätzen durch einen der Gegenwart gemäßen Zauberschlag: ein Notar bringt als Testamentsvollstrecker eines in Kalkutta gestorbenen Verwandten Raphael eine Millionenerbschaft. So lebenssatt Raphael tags vorher den Spieltisch des Palais Royal verlassen hat, so lebenshungrig ist er von Stund an. Krankhaft ängstlich verschließt er sich vor aller Welt. Er weicht jedem Wunsch aus, um jeder Verkürzung seiner Tage vorzubeugen. Umsonst. Der Kampf gegen die, wenn auch verhaltene, doch unbesiegbare Begehrlichkeit der eigenen, wie aller menschlichen Natur ist aussichtslos. Das Chagrinleder rückt ihm beständig deutlicher und drohender Linie um Linie sein Los vor Augen. Es schrumpft immer mehr zusammen: immer kleiner nimmt es sich allmählich wie ein Eichenblatt, zuletzt nur noch wie ein Windlingsblättchen aus. Kein Arzt kann sein Leiden bannen, kein Chemiker, Mechaniker, Technologe das Chagrinleder verlängern; vergebens will er sich des Talismans entledigen, das Chagrinleder in einen tiefen Brunnen versenken: ein Gärtner der das Amulett arglos herausholte, bringt es dem Verzweifelnden zurück. Auch seine Wiederbegegnung mit dem Stifter des Talismans zeigt ihm den Hohn seines Schicksals: er hat dem mehr als Hundertjährigen beim Abschied aus seinem Laden spöttisch gewünscht, sich in eine Tänzerin zu verlieben: auch dies Begehren wird erfüllt: Raphael trifft den Händler,

der sich für einen jeder Leidenschaft unzugänglichen Weisen hielt, im Foyer der Italienischen Oper als jugendlich geschminkten, fratzenhaften, Grauen erweckenden Galan einer Modekurtisane wieder. Und auch dieses von Raphael unbeachtet dem Urgreis zgedachte groteske letzte Liebesabenteuer hat ihm ein Stück Leben, einen Zoll Chagrinleder gekostet. Zu gleichem Unheil schlägt jedes düstere und freundliche Zwischenspiel aus: ein Zweikampf, in dem sein Widersacher fällt; sein Herzensbund mit der Einzigen, die Valentin seit jeher selbstlos geliebt hat, die Tochter seiner früheren Mansardenvermieterin, Pauline, die der sinnlos Rasende brünstig umfängt; das letzte Restchen des Chagrinleders wird in dieser Aufwallung vergeudet, sein Ausgang ist unaufhaltsam.

Dieser Totentanz zieht in einer Freskenreihe vorüber, die niemand Balzac vor- oder nachgemacht hat. Die Spielbank im Palais-Royal, der Antiquitätenladen am Quai Malaquais haftet unvergeßbar im Gedächtnis. Die Orgie im Palast des verrufenen Bankiers ist die Ausgeburt von Phantasien, wie sie nach Balzacs gelegentlicher scherzhafter Selbstironie nur im Hirn hungernder Studenten aufsteigen — grandios im Taumel maßlosen Prassens, unbändiger Sinnlichkeit willfähriger, feiler Schönheiten, im Worttausch lästernder Landsknechte des Journalismus; noch grandioser in der Aschermittwochstimmung des grauenden Morgens, in den zwischen Schamlosigkeit und Verzweiflung wechselnden Ausbrüchen der Hetären. Die an die Schülerszene im Faust anklingende Abrechnung mit selbstgerechten Wortführern der Wissenschaft, hadernden Ärzten, eingebildeten Pedanten ist in ihrer schroffen Einseitigkeit von teuflischem Humor. Tröstlich ist einzig und allein das Jugendidyll: Paulinens verschämte Fürsorge für den darbenenden Musensohn Raphael und sein später, kurzer Halt in einem weltfernen Alpental. Sonst erscheint eine Welt, in der



Geschöpfe von der Reinheit und Güte Paulinens unterliegen, indessen die Verkörperung der Modegesellschaft Foedora in ihrer verhärteten Selbstsucht triumphiert, fluchwürdig und todesreif.

Die Weltschmerzichtung jener Jahre hat wenige Schöpfungen von gleicher Bedeutung hervorgebracht. Im Naturselfdruck zeigt das Werk das damalige Abbild von Balzacs *Universum*. Der Erfolg des Buches war von Anfang an außerordentlich, und die *Peau de chagrin* hat, wie Oscar Wildes „Bildnis des Dorian Grey“ bezeugt, Nachfolge bis auf jüngere Geschlechter gefunden. Als Urbilder Foedoras wurden mehr als siebenzig Salonköniginnen, unter ihnen so grundverschiedene, wie die kühle Madame Recamier und die Geliebte Eugène Sues, die nachmals Rossinis Frau werden sollte, Olympia Pellissier genannt. Spaßvögel warfen die Frage auf, was geschehen wäre, wenn Raphael den Wunsch ausgesprochen hätte, das Chagrinleder möge sich ungemessen ausdehnen. Der vielbelesene Philarète Chasles unterlegte der Dichtung in einer überschwenglichen Anzeige vielfach seine eigenen Gedanken und nannte die *Peau de chagrin* ein Strafgericht, bei dem die Gesellschaft unter den Klängen einer Rossinischen Musik zur Stäupung und Brandmarkung auf das Schafott geschleppt wird. Das rühmlichste Zeugnis für den Wert des Buches war aber, daß Goethe (was Balzac leider nie erfahren sollte) sich angelegentlich damit beschäftigte und im Gespräch mit Soret das Urteil fällte: man könne jede Einzelheit darin angreifen, auf jeder Seite Verstöße und Extravaganzen des Verfassers finden, mit einem Wort, mehr Mängel als nötig, um ein sonst gutes Buch zu vernichten, und doch sei es unmöglich, das Werk eines mehr als alltäglichen, ganz vorzüglichen Geistes zu verkennen und es ohne Interesse zu lesen.

Bedeutsame Aufschlüsse über seine letzten Absichten gab

Balzac nachträglich selbst: er schrieb an Montalembert, dem er sich für einen wohlwollenden Artikel im katholischen *Correspondant* verpflichtet fühlte: sein Buch wolle, wie das Vorbild der Natur und das Muster seiner Meister, in seinem Knochengerüst verborgenes Mark bieten; im Chagrinleder sei, mit Ballanche zu reden, alles Mythos und Symbol; es sei die allgemein gefaßte Formel des menschlichen Lebens, abgesehen von den Individualitäten. In seinen weiteren Bemerkungen stößt man auf die Keimzelle des Planes der *Comédie humaine*: ihm erschien die *Peau de chagrin* wie der konzentrische Grundriß eines Riesenbaues; diesem Urentwurf würden die Individualitäten folgen, alle besonderen Existenzen, von der niedrigsten bis zu der des Königs und Priesters, dieser höchsten Gipfel unserer Gesellschaft. In diesen Bildern werde er die Wirkungen des Gedankens im Leben verfolgen. Dann soll ein anderes Werk, betitelt *Geschichte der Erbschaft des Marquis von Carabas*, das Leben der Nationen formulieren, die Phasen ihrer Regierungen und in besserer Form beweisen, daß die Politik sich im Kreise drehe und offenbar stationär sei, daß Ruhe nur in einer starken hierarchischen Gesellschaft sei.

Wie sehr er sich zur Lösung so gewaltiger Aufgaben berufen fühlte, sprach er 1831 in einer anonymen Ankündigung seiner „*Contes philosophiques*“ aus: „Es ist die Natur, die die Erzähler schafft. Du kannst ein Gelehrter, ein ernster Schriftsteller sein, wenn du nicht als Erzähler zur Welt gekommen bist, wirst du nie die Volkstümlichkeit erlangen, die (Radcliffs) *Mysterien Udolphs* und der *Peau de chagrin*, *Tausendundeine Nacht* und Balzac zuteil geworden. Ich habe irgendwo gelesen, daß Gott Adam in die Welt gesetzt und der Namensschöpfer ihm dabei gesagt hat: Du bist nun der Mensch. Könnte man nicht ebenso sagen, daß er Balzac mit

dem Wort in die Welt gesetzt hat: Nun bist du die Erzählung.“ „Die philosophischen Erzählungen sind die Brandmarkung einer in Ausschweifung und Wohlleben verderbten Zivilisation. So ist Tausendundeine Nacht die vollständige Geschichte des erschlaferten Orientes in den Tagen seines Glückes und seiner duftschweren Träume. So ist Candide die ganze Geschichte einer Epoche, in der es Bastillen, Hirschkönige und einen absoluten König gab. Indem Hr. v. Balzac also im ersten Anlauf seinen Platz an der Seite formidabler Erzähler einnahm, bewies er, daß das Drama, das heute nicht mehr auf dem Theater möglich ist, noch in der Erzählung möglich erscheint. So war die Überraschung groß, daß wir dank diesem Erzähler noch etwas unter uns gefunden haben, was der Dichtung gleicht, die Feste, den Rausch, das Freudenmädchen, das inmitten der Orgien seine Liebkosungen erhitzten Blutes verschenkt; Punsch, der von blauen Flammen gekrönt, herumkreist; die Politik in Glanzhandschuhen; der moschungsgeschwängerte Ehebruch; die Armut, von Sauberkeit, Schicklichkeit und glücklichen Zufällen umgeben; die Oper und ihre Dirnen, das rosenfarbene Boudoir und seine weichen Vorhänge; der Festschmaus und seine Nachwehen; wir haben selbst die Ärzte Molières gesehen: so sehr bedarf dieser Mann der Sarkasmen und Grotesken. Je weiter wir in der Peau de chagrin fortschreiten, desto mehr erkennt man erstaunt und schmerzbewegt, daß dieses 19. Jahrhundert, in dem wir leben, wirklich also beschaffen ist. Die Peau de chagrin ist Candide mit Randbemerkungen von Béranger — die Misere, der Luxus, der Glaube, die Spottsucht, die Brust ohne Herz, der Schädel ohne Hirn des 19. Jahrhunderts, dies Jahrhundert schimmernder Wahngelüste, von denen man in 50 Jahren nichts mehr wird erfahren können, außer der Peau de chagrin.“

Soviel gegen diese maßlose, nichts weniger als geschmackvolle Selbstverherrlichung im ganzen und einzelnen einzuwenden ist: in der entscheidenden Behauptung hat Balzac recht, daß nur die Natur den Erzähler schaffe, und daß er selbst als geborener Erzähler ein solcher Auserwählter der Natur sei. Gleich die ersten seiner „Szenen aus dem Privatleben“ brachten 1830 unwiderlegliche Proben dieser Behauptung: Frauenschicksale aus Adels-, Bürger- und Soldatenkreisen, vor allem aber das Charakterbild des dämonischen Wucherers Gobseck. Der hält, seiner Geldmacht als der Beherrscherin seiner Zeit und Welt bewußt, mit ein paar geringeren, ihm geistig und materiell nicht gewachsenen Geschäftsgenossen im verborgenen Heerschau über die Taschen und damit über die Lebens- und Herzensgeheimnisse von Hoch und Nieder, Männlein und Weiblein, verschuldete und unverschuldete Not. Jeder Täuschung unzugänglich hört er aus verlogenen Beichten und ehrlichen Wehrufen seiner Opfer stets die Wahrheit heraus und bereichert also zugleich mit seinem Barschatz an Gold, Juwelen, Pfandstücken aller Art seine den meisten Beichtvätern, Polizisten, Politikern, Tragikern und Komöden überlegene Menschenkenntnis. Balzacs Gobseck ist eines der ersten und dauerhaftesten Meisterblätter seiner Charakterköpfe: dem Maler gebührt dieses einzigen Bildnisses willen ein sicherer Platz in jeder Weltgalerie. Sehr begreiflich, daß — wie das erste Kapitel, Raphaels letzter (am Spieltisch des Palais-Royal gesetzter und verlorener) Napoleondor Bulwers Anteil weckte — Gobseck den just in Paris weilenden Charles Sealsfield zur Nacheiferung bestimmte: der gleichfalls von der Natur zum Erzähler bestimmte österreichische Romancier ließ sich sogar verleiten, Balzacs Geschichte Zug um Zug zu plagieren.

Glücken Würfe wie Gobseck auch nur dem geborenen

Genie, zur Kunstübung gleicher Art regte Balzac zur selben Zeit die ganze Künstlerschaft in „Proben französischer Plauderstunden“ an. In einer kleinen Abendgesellschaft unterhalten sich die Gäste mit allerhand selbsterlebten, heiteren und ernsten Geschichten. Ein Arzt erzählt, wie eine Frau, die von einem Jugendgeliebten überrascht wurde, aus Angst vor ihrem Gatten kniefällig bittet, ihrer Schwangerschaft ein Ende zu machen und, da der Doktor das Gesetz nicht verletzen will, in hilfloser Verzweiflung einem Kurpfuscher sich ausliefert, der sie grauenhaft in einem menschenunwürdigen Schmutzwinkel verbluten läßt. Offiziere geben Abenteuer aus den napoleonischen Kriegen zum besten: wie ein Italiener einer Wette willen in Spanien einen arglosen Vorposten überfällt, der Leiche das Herz ausreißt, das er bratet und ißt. Ein anderer sah in Kärnten einen General wie einen Holofernes hausen, Greise zu knechtischem Drehen der Sporen seiner Furiere erniedrigen, die Haustochter zur Meuterei herausfordern, seine Untergebenen aus Lust am Bösen zu unmöglichen Märschen kommandieren, um sie ans Messer zu liefern. Ein vierter wagt mit der Historie herauszurücken, wie eine ängstliche Klosterschülerin vor ihrer Hochzeitsnacht durch die von einer weltunkundigen Nonne an einem brünstigen Hengst exemplifizierte Prophezeiung von dem ihr bevorstehenden Geschick in tödlichen Schreck gejagt wird. Ein fünfter trifft einen blutjungen, gutartigen Tourainer Bauernknecht, der als Mörder zum Schafott geführt wird; er hat seinen Herrn mit einer Eisenstange erschlagen, weil ihm der nicht rechtzeitig das versprochene Marktgeschenk, eine rote Paradeweste für die Kirchweih, heimbrachte. Nach diesen und anderen schlicht berichteten Begebenheiten meint einer der Zuhörer: das Gräßliche der Wirklichkeit ist gräßlicher als alles, was von Gräßlichem gefabelt wird. Und auf dem Heimweg epiligiert

Balzac: „Ich kann bekräftigen, daß, abgesehen von leichten Ungenauigkeiten, die weder den Wortlaut noch den Sinn verändert haben, all das von Leuten von hohem Verdienst gesagt wurde. Ist es nicht ein interessantes Problem für die Kunst, zu wissen, ob die solcherart kopierte Natur an sich schön ist? Wir alle wurden durch diese wahren Geschichten stark bewegt: würden sie solche Wirkung auch auf Leser üben? Wir gehen in Ausstellungen, um auf äußeren Glanz gestellte Malerarbeiten zu sehen und achten nicht auf Geschöpfe, die in den Straßen von Paris herumwimmeln und schöner sind, schön in ihrem Elend, schön in ihrem Ausdruck, erhabene Kreaturen, wenn auch in Lumpen. Heute schwanken wir zwischen der Idealisierung und der lebensstreuen Wiedergabe der Tatsachen, der Ereignisse, der Menschen. Wählen Sie!“ Die Wahlentscheidung wird nach der Naturanlage des Schaffenden und des Beschauenden verschieden ausfallen. Balzac entschied sich mit Vorliebe für „la traduction littérale des faits, des hommes, des évènements“. Allein so wenig der Erzähler der Chouans die Sache der Republikaner oder der Royalisten zu der seinigen machte, so wenig band sich der Dichter der Phantasiestücke der „Peau de chagrin“ und des „Livre mystique“, der Schöpfer der Ausnahmenaturen des Geizteufels Grandet, des Rebellengeistes Vautrin, des Erfindergenies Claës, des Neiddämons Cousine Bette, der in den „Contes drolatiques“ sprachlich und geistig altertümelnde Jünger und Schüler altfranzösischer Vorgänger an eine einzige maniera. Ebenso formen- als stoffreich wechselte er wohl abwägend, je nach seinen Vorwürfen, Art und Kunst seines Vortrages.

Gespräche, Gestalten, Geschichten, wie sie die „Echantillons de causerie française“ festhielten, hatten sich seit Jahrzehnten in seinem Gedächtnis in so unabsehbarer Menge aufgesam-

melt, daß kein Menschenleben hingereicht hätte, dieser Erinnerungen künstlerisch Herr zu werden. Und wieviel neue Anregungen neuerdings jeder neue Tag ihm brachte, bezeugen seine für den Voleur geschriebenen Leitartikel, seine Kritiken im Feuilleton der Revue politique, seine für diese und andere Blätter improvisierten Skizzen aus dem Alltagsleben. Schon der Katalog seiner Arbeiten im Jahre Dreißig füllt Seiten, und es ist nicht zu viel gesagt, daß Balzac nur der Zahl nach in zehn bis zwölf Monaten Artikel und Bücher fertig brachte, zu denen andere Jahrzehnte brauchen würden. Seine Aufsätze über die Zustände der Hauptstadt nach der Julirevolution sind auf andere Töne gestimmt, als die gleichzeitigen jauchzenden Tagebuchblätter Heines und Börnes revolutionäre Prophezeiungen. Er sieht das tausendjährige Reich noch lange nicht gekommen, zeigt nicht bloß in seinem sehr ernstgemeinten Scherzgedicht „Ci-gît la Muse de Béranger“, daß mit den Liedern auch die Ideen des Chansonniers und mit ihnen die Apostel der Freiheit zuschanden geworden. Viele Märtyrer der Julikämpfe wurden mit größtem Undank mißliebiger, unbedankt für ihre Wunden, beiseitegeschoben. Nachdem Balzac in einer Reihe von Chroniken das Ränkespiel der zerklüfteten Parteien, die schmollenden, tatenscheuen Legitimisten, den Wettlauf um die Ministerposten, das Für und Wider von Laffitte, Guizot, Thiers, Lafayette beredet hat, macht er sich den Spaß, den guterfundnen Gegenbrief eines Ackerbürgers aus der Provinz zu bringen, der dem Artikelschreiber grad und grob erklärt, ihm sei sein ganzes Geschmiere so gleichgültig, wie die von ihm genannten neuen Minister und Kammerredner; ihn bekümmere nur das Gedeihen seiner Felder, Weinberge, Viehherden; in seiner Landwirtschaft habe sich nicht das geringste geändert; die Steuern würden mit gleicher Strenge eingetrieben, auch seit statt der weißen die dreifarbige Fahne

vom Kirchturm flattere. Von Anfang ist es Balzac klar, daß mit Louis Philipp an Stelle eines bevorrechteten Hochadels das bevorrechtete Großkapital trete, daß eine neue Aristokratie, die häßlichste von allen, die des Geldadels, den Adel der Geburt ablösen würde. Auch die Lockerung der Zensur, die Begünstigung des unter der Restauration verpönten Napoleonkultus blendet ihn nicht; er findet es lächerlich, daß die Vendôme-Säule sozusagen in Kupfergroschen ausgemünzt wird, daß die Déjazet Napoleon in einer Hosenrolle darstellt, daß Napoleon-Porträts in Gerstenzucker und Seife verbreitet würden: „Triumphe töten einen Menschen oder eine Idee; durch Verfolgung leben religiöse oder politische Dinge auf.“ Sowie die gegenwärtige Regierung Theater und Autoren emanzipieren würde, werden sie in Marasmus versinken. Voltaire und Diderot, Rousseau und Courier lieferten moralische Schlachten. Die Revolution von 1789 hat kein einziges Meisterwerk hervorgebracht, weil man alles tun und sagen durfte. Schriftsteller glänzen nur durch Angriff oder Widerstand.

Balzacs auswärtige Politik ist ungestüm bis zur Tollkühnheit: er sähe Belgien am liebsten zu Frankreich geschlagen und fordert mit den natürlichen Grenzen auch den Rhein: von solchen Wagnissen sei das Ministerium der Zwerge weit entfernt: für seine Pläne wären Leute von der Energie des Conventes und Carnots, der politische Elan von 1792 und Gewalthaber wie Napoleon notwendig.

Seltene Betrachtungen erweckt ihm 1830 die gleichzeitige Erkrankung Goethes und des Papstes, des Dichters von Faust und des Statthalters Christi. Das hätte vormals Paradies und Hölle der Zivilisation, die Ungläubigen und die Frommen in Aufregung versetzt. Das Haupt der satanischen Schule, dem wir Lord Byron und alle Schöpfungen verdanken, in denen das Verbrechen in weißen Hand-



schuhen kraftvolle Gegensätze hervorbringt und unsere durch so viele Revolutionen geprüfte Seelen aufs neue erschüttert, wird voraussichtlich mit dem obersten Haupt der Gläubigen aus dieser Welt scheiden; wo werden sich die beiden finden? Der eine vergöttert von den Menschen, der andere vielleicht schlecht empfangen von den Heiligen.

Die Krone dieser Aufsätze bildet die Umschau, die Balzac an der Jahreswende von 1830/1831 über Weltpolitik und Weltliteratur hält. Zu Beginn des Jahres 1830 sei Europa unter dem Joch von drei Männern: Metternich, Wellington, Polignac; zwei Worten: Priesterschaft und Legitimität; und einem System: der heiligen Allianz, gestanden. Von diesen drei Männern seien zwei gefallen, nur der dritte regiere noch; die zwei Worte bedeuten nichts mehr, und die heilige Allianz sei zertrümmert.

Ebenso kühn wie die Umwälzung der staatlichen behandelt Balzac den Wandel der geistigen Zustände. Mit seltenem Weitblick zieht er außer den bildenden und redenden Künsten auch die jüngsten Entdeckungen und Erfindungen in seinen Gesichtskreis, mißt er die Leistungen der Denker und Forscher der Gegenwart am Wollen und Vollbringen der Größen des vorigen Jahrhunderts mit dem Ergebnis, daß das 19. Jahrhundert auf diesen Gebieten dem 18. nicht den Vorrang lassen müsse. Selbstsicher vertraut er diesem Aufschwung der unabhängigen Geister, und unverzagt setzt er sich Riesenaufgaben, die zu bewältigen nur eine Riesennatur imstande war.

#### IV

### FREUNDINNEN

Nirgends weckten Balzacs Erstlinge stärkeren Widerhall als in der Frauenwelt seiner Zeit; er hatte sich in den Bildnissen der Modepuppe Foedora, der jungfräulichen, grenzenlos opferfähigen Pauline, der fessellos sinnlichen Kurtisanen Marie de Verneuil und Aquilina als geborener Frauenmaler erwiesen; in der „Ehestands-Physiologie“ als unerschrockener Naturforscher moderner fauler Ehen durch Übertreibungen zum Widerspruch gereizt und in einer ununterbrochenen Folge neuer Geschichten, zumal in der „Femme de trente ans“, bisher vernachlässigte Romanheldinnen mit ihrer „zweiten und dritten Jugend“ zu besonderen Ehren gebracht. So war es nicht erstaunlich, daß mehr als eine Dame den Mann, dessen Schriften sie so lebhaft beschäftigten, persönlich kennenlernen wollte. Und wiewohl seine geselligen Gaben noch nicht zu solcher Höhe gediehen waren, daß er wie späterhin (nach dem Zeugnis von Théophile Gautier) die berühmtesten Gesprächskünstler seiner Tage verdunkelte, machte sich seine Kraftnatur bald in jedem Kreise geltend. 1828 führte ihn Madame de Berny oder der um den Nachlaß André Cheniers und die Lehrjahre der George Sand verdiente H. de Latouche bei Sophie Gay ein: im Vergleich mit den im Haus dieser Schriftstellerin verkehrenden Berühmtheiten dazumal ein Niemand, gab er sich in seinem abgetragenen Anzug nichts weniger als welt-

läufig; doch währte es nicht lange, bis er seine Befangenheit ablegte und die Aufmerksamkeit von Gästen auf sich lenkte, die Menschen nicht bloß nach ihren Kleidern und Umgangsformen beurteilen. So gewann er die Sympathien der Herzogin von Abrantès, die Balzac nach der Veröffentlichung der Chouans bei Madame Récamier vorstellte: er war durch die Auszeichnung, von der Freundin Chateaubriands empfangen zu werden, dermaßen verklärt, daß Augenzeugen dieses Besuches, der Dichter Ballanche und der Literarhistoriker Ampère, gerührt durch den Ausdruck seiner kindlichen Freude, den Auftritt dauernd im Gedächtnis behielten. Noch stärkere, in der Comédie humaine tiefhaftende Spuren zurücklassende Eindrücke hatte Balzac der Herzogin und ihren unerschöpflichen Erinnerungen an ihre märchenhaft bewegten Schicksale zu denken. Auch die Abrantès hätte von den Wechselfällen ihres Lebens, wie Napoleon in St. Helena von dem seinigen, sagen können: „Quel roman que ma vie!“ Sie rühmte sich, aus dem byzantinischen Kaisergeschlecht der Komnenen zu stammen. In Korsika geboren, war sie mit der Familie Bonaparte von Kind auf verbunden. Ihre Mutter soll Napoleons Hand, als der in jungen Jahren die Verwitwete heiraten wollte, ausgeschlagen haben. Trotzdem blieb er den korsischen Landsleuten dauernd zugetan. Als freigebiger Gönner sorgte er für die Vermählung der Haustochter mit Junot, der es zum Marschall, zum Sieger und Herzog von Abrantès und beinahe zum König von Portugal brachte; vorübergehende Trübungen der Beziehungen Junots und Napoleons taten der Stellung der Herzogin, die zeitweilig in der Hofgesellschaft eine außerordentliche Rolle spielte, keinen Eintrag. Die Untreue ihres Gatten ließ die Herzogin anderwärts Trost suchen: der damalige Botschafter Österreichs in Paris, Metternich, erfreute sich jeder Gunst der Herzogin, und er soll nicht der

einzig gewesen sein, mit dem sie vor und nach dem Tode Junots kürzere oder längere Romane durchlebte. Balzac war zu Beginn seiner Bekanntschaft mit der Herzogin wie berauscht, einer Frau nahezukommen, die Napoleon in allen Stufenjahren seines Aufstiegs, im Hauskleid und im Strahlenglanz kaiserlicher Herrlichkeit gesehen hatte: der Gebieter einer Welt hatte die Abrantès wie eine Blutsverwandte vertraulich auf die Stirne geküßt, als kühne Gefährtin der kriegerischen und diplomatischen Feldzüge eines seiner hervorragenden Heerführer wiederholt mit Lob bedacht. Glaubwürdig wußte sie Begebenheiten und Charakterzüge zu berichten, die sonst nirgends aufbehalten worden wären, und nicht minder gut als den Kaiser hatte sie seine Familie, seinen Hofstaat, seine getreuen und falschen Anhänger, die frischgebackenen Barone, Grafen, Herzöge des Kaisertums und die scheinbar bekehrten, aus Ehrgeiz oder Habgier Napoleons Gnadensonne suchenden Royalisten beobachten können. Auch nach der Restauration der Bourbons wurden in ihrem Hause (wie man das einmal vom Salon der Staël gesagt hat) Parteigänger aller feindlichen Lager gleich rücksichtsvoll, wie nach der Schlacht die Verwundeten in einem Feldspital, aufgenommen und behandelt. Wie sie nicht müde wurde, von manchen Dingen, die kein anderer gesehen und gehört, Balzac zu erzählen, wurde er nicht müde, aus dem Quell dieser Erinnerungen Motive zu schöpfen: unumwunden hat er das für den Roman „Une ténébreuse affaire“ zugegeben; von ihr erfuhr er Näheres über diesen rätselvollen Anschlag Fouchés, am hellichten Tage einen Senator durch gedungene Vermummte entführen und wochenlang in einem allen Häschern und Gerichten unerreichbaren Versteck gefangenhalten zu lassen. So reiche Frucht dieser bald über bloße Freundschaft mit der Herzogin hinausgreifende Bund Balzac aber

auch trug, unbedankt blieb sie nicht; er widmete der Abrantès seine Novelle „La femme abandonnée“; er beriet auch die stets in Schulden steckende, verschwenderische Herzogin in ihren schriftstellerischen Versuchen und verhalf ihr für ihre stoffreichen achtzehnbändigen Denkwürdigkeiten zu einem ausgiebig zahlenden Verleger. Seine Schuld war es nicht, daß die niemals Rechnende diese 70 000 Franken vergeudete. Sie machte großes Haus und fühlte sich am wohlsten mit ihren Gästen in späten Nachtstunden, weil sie da weder Gläubiger noch Gerichtsvollzieher zu fürchten hatte. Sinnlos schaffte sie Putz und Tand aller Art an; mit ihrem in Geldsachen wennmöglich noch leichtfertigeren Sohne verpraßte sie höfische Pensionen und Schriftsteller-Honorare, bis sie zuletzt in bitterste Not geriet und, in ein Armenquartier verschlagen, von ihrem Sterbebett mit ansehen mußte, wie ihre letzten Habseligkeiten gepfändet und fortgetragen wurden.

Lange zuvor hatte Madame de Berny nicht allein wegen der tollen Mißwirtschaft der Herzogin Honoré vor ihr gewarnt. Die Treueste der Treuen hatte sich im Vorhinein darein ergeben, daß Balzac der Liebe jüngerer Frauen teilhaftig werden solle, ja müsse; sie klagte deshalb nicht, daß er sich der übrigens gleichfalls in höheren Semestern stehenden Abrantès zugewendet: eines der wenigen erhaltenen Brieffragmente der Berny verargt ihm nur, daß er ihr nicht, wie beide das vereinbart hatten, Einblick in seine ganze Korrespondenz und demzufolge auch in den Briefwechsel mit der Herzogin gewähre. Unverhohlen wirft sie ihm vor, daß er aus Eitelkeit von der Herzogin, hinter deren politischen Umtrieben sichtbar und unsichtbar ihr alter Liebhaber und Lehrmeister Metternich stehe, zum Parteigänger falscher Prinzipien sich bekehren lasse. Die Rückhaltlosigkeit dieser Warnung gereicht Madame de Berny zu gleichem Verdienst, wie Balzac die un-

wandelbare Ergebenheit, mit der er diese wie jede andere den Menschen und Schriftsteller treffende Rüge seiner mütterlichen Freundin hinnahm, die ihm einmal „eine Myriade von Launen“ vorhielt. Er wußte, daß es auf Erden keine Seele besser mit ihm meine als die Berny, und er sollte in einer harten Leidenschule lernen, wie richtig sie seine Verblendung und die Beweggründe vieler sich an ihn herandrängenden Aristokratinnen beurteilt hatte. Unter den Dutzenden von Frauenbriefen, die Balzac durch Glossen zu seiner Ehestandsphilosophie bewiesen, wie eifrig er gelesen wurde, war auch ein nicht voll unterzeichneter von der sich nach seiner Gegenäußerung rasch demaskierenden Marquise de Castries.

Einem der ältesten, mit den Stuarts verschwägerten Adelsgeschlechter entsprossen, war die Marquise in ihrer Ehe so unbefriedigt gewesen, daß sie mit einem Sohn Metternichs, dem der Pariser Botschaft als Attaché zugewiesenen Prinzen Victor Metternich, ein Liebesverhältnis einging, dem ein nachmals den Namen Baron Roger Aldenburg führender Sohn entstammte. Vergebens war ihr Gatte bereit gewesen, den Knaben als rechtmäßig anzuerkennen; die Marquise beharrte darauf, vor aller Welt den wirklichen Vater ihres Kindes zu nennen. Prinz Victor erlag frühzeitig einem Brustleiden, und die Marquise, späterhin Herzogin de Castries, stürzte auf einer Jagd vom Pferd; dabei verletzte sie ihre Rückenwirbel so schwer, daß sie sich fortan kaum bewegen und, nach Philàrète Chasles' Wort „ein eleganter Kadaver“, ihre Bekannten nur auf einem Ruhebett ausgestreckt empfangen konnte. Dem Reiz ihrer durch ihr Leiden noch gehobenen Erscheinung kam ihre geistige Beweglichkeit gleich, so daß Musset und Sainte-Beuve ihrem Verlangen nach persönlichem Gedankenaustausch ebenso willig entgegenkamen wie Balzac, der sich leiden-

schaftlich in sie verliebte. Der Uhrmachersohn Rousseau bekannte, daß seine besondere Vorliebe Damen in seidenen Unterröcken gehöre; der Bauern-Enkel Balzac fühlte nicht anders; seine Bildnisse von Gräfinnen, Herzoginnen, Prinzessinnen, die Marquise d'Espard, die Vicomtesse de Beauséant, die Princesse de Cadignan und viele andere hochgeborene Damen der Comédie humaine geben Zeugnis für die Sorgfalt, mit der er die aparte Haltung, die ausgesuchte Eleganz der Kleidung, alle Besonderheiten des Wesens und Behabens dieser Größen der vornehmen Welt studiert hat. Der Glanz ihrer Lebensführung imponierte dem für die Kunstschätze ihrer Paläste Begeisterten, und für ihre von Kind auf gepflegten, höflichen und überhöflichen Manieren war Balzac nach seinem bisherigen Verkehr mit Kleinbürgern, Händlern, Bohemiens doppelt empfänglich. Tagtäglich sprach er bei der Castries vor, die sich stundenlang von diesem seltenen Gesellschafter unterhalten ließ; ihr Oheim, ein Legitimistenführer, der Herzog von Fitz-James, wollte Balzac, wie das auch Berryer tat, publizistisch und als Abgeordneten für die royalistische Partei gewinnen. Balzac wurde auch wirklich Mitarbeiter des konservativen „Renovateur“ und hielt Umschau nach einem Sitz im Parlament: seine Versuche, in der Vendée und in Angoulême zu kandidieren, hatten aber keinen Erfolg. In verzeihlicher Torheit wollte er sich auch in Äußerlichkeiten dem Faubourg Saint-Germain anpassen: er hielt einen Groom, kutschierte, nicht immer sicher, einen mit dem Wapen der Balzac d'Entragues geschmückten Tilbury, ließ sich — obwohl vom großen Kenner und Schöpfer der Mode, Gavarni, lustig als Zerrbild jeder Eleganz verhöhnt — vom ersten Modeschneider Buisson einen hechtblauen Frack mit goldenen Knöpfen, vom berühmtesten Pariser Juwelier Froment Meurice einen sagenumsponnenen, mit einem edel-

steinstrotzenden Knopf gekrönten Spazierstock anfertigen, mit dem er in der Oper in der Loge der Modelöwen paradierte.

Wiederum warnte Madame Berny weise, nur wiederum vergeblich: die Castries und ihre Verwandten würden ihn noch egoistischer ausnutzen, und diesmal sei die Sache ernster: „Unglücklicherweise ist Deine Eitelkeit beständig wach, und sie beeinflusst Dich um so stärker, weil Du ihre Stärke nicht kennst. Nicht eine Person dieser Kreise würde Dir 3—4000 Taler geben, wenn Du die benötigst. Diese Damen sind immer undankbar aus Prinzip, sie haben alle Fehler der Selbstsucht, alle Schlaueit und Verschlagenheit der Schwäche, eine Geringschätzung, die bis zur Verachtung geht, für alle, die anderen Blutes sind als sie. Trau ihnen nicht. Wie wirst Du Deine Seele rein erhalten inmitten so vieler Verderbtheit?“ Honoré möge nicht auf ihr erstes Wort sklavisch ihrem Willen gefügig sein. Die Versicherung, die er der Berny gab, seine Ziele — er träumte von der Pairie und Ministerposten — nur als Mitglied der Kammer erreichen zu wollen, beruhigte sie ein wenig. Nie wird er wissen, bis zu welchem Grad sie ihren Stolz auf ihn gesetzt hat. Was sie sei, habe sie ihm zu danken. Sie war nur ein entwicklungsfähiger Keim, bis er sie mit seinen Strahlen belebte. Er gab ihr tausend vorher ungeahnte Genüsse, er lehrte sie fühlen, sehen; „jeden Abend ist der prachtvolle Sonnenuntergang, auf den sie aus ihrem Fenster blickt, ein Schauspiel, dessen ganze Schönheit zu fassen sie ihm zu danken hat“. Kein schärferer Gegensatz zu diesem Liebeserguß der Berny läßt sich denken, als die Frivolität, mit der die Castries den Dichter an ihren Triumphwagen spannte. Von Geld- und Schreibschulden gehetzt, fuhr er auf ihren Lockruf nach Aix-les-bains: er stürzt unterwegs von der Imperiale des Postwagens und kommt deshalb halb lahm in das savoyische



Modebad. Trotz seiner Verwundung und obwohl er die halben Nächte und in mühsamen Tagewerken an seinem Roman „Der Land-Arzt“ schaffen muß, verkürzt er der Herzogin von der Dämmerstunde bis nach Mitternacht die Langeweile durch die Feuerwerke seines Gespräches. Wagt er sich aber mit Erklärungen seiner Gefühle vor, dann hält sie Honoré hin. Gefallsüchtig muntert sie ihn eine Weile mit Neckereien auf, andere Male narrt sie ihn, und als er deutlicher wird, fertigt sie ihn so schnöde ab, daß ihm diese Kränkung jahrelang nachzitterndes Herzweh bereitete. Balzac hat an der Herzogin Künstlerrache genommen: in der Duchesse de Langeais, einer Novelle, die er verwegen der Castries vorlas, hat er streng wahrhaftig der Falschheit dieser modernen Celimene den Spiegel vorgehalten.

Zum Glück schenkte ihm das Geschick auch andersgesinnte Freundinnen, die zeitlebens treu an ihm festhielten: vor allem eine Jugendbekannte seiner Schwester, Zulma Tourangin, die den Artillerieoffizier Carraud heiratete. In der polytechnischen Schule war Hauptmann Carraud Studiengenosse von Balzacs Schwager, dem Ingenieur Surville, gewesen; später wurde Carraud Direktor der Militärschule von Saint-Cyr, und nach der Julirevolution, obwohl republikanisch gesinnt, durch Umtriebe als Legitimist verleumdet, als Leiter der Pulverfabrik nach Angoulême versetzt; die Carrauds besaßen dann auch ein Anwesen, Frapesle bei Issoudun. In jeder dieser Wohnstätten gewährte das Ehepaar Balzac Gastfreundschaft, wie sie kein Künstler bequemer wünschen kann. Er war willkommen, wann immer und solange er das wollte; ungestört durch irgendwelche Ansprüche seiner Wirte durfte Balzac dort, allen Gläubigern und Häschern entrückt, seinen Schöpfungen leben. Zulma, ein anmutiges Geschöpf, das durch leichtes Hinken nicht entstellt wurde, begegnete dem Dichter in frohen und

schweren Stunden mit gleicher Güte. Als der Überanstrengte während der Arbeit an „Louis Lambert“ zusammenbrach und in Besorgnis vor einem Ausbruch von Geisteskrankheit von der Lieblosigkeit sprach, mit der man Irrsinnige ihrem Schicksal überlasse, sagte Zulma: „Wenn Sie krank werden sollten, würde ich Sie pflegen.“ Balzac hat das Wort nie vergessen. Als er, vom Tod gezeichnet, am Ende seiner Tage aus Rußland heimkehren und mit seiner Gattin sein Hotel in der Rue Beaujon beziehen sollte, schrieb er Zulma: für sie stände jederzeit ihr eigenes Gemach in seinem Haus bereit. Er war ihr nicht allein für Gastlichkeit und für ihre Hilfsbereitschaft als barmherzige Schwester verpflichtet: er zog Zulma vertraulich wiederholt für Heiratspläne zu Rate; freimütig rühmte und tadelte Zulma Carraud, ganz wie Madame Berny, Balzacs Arbeiten; als gute Republikanerin mißbilligte sie seine politischen An- und Absichten, und er schätzte ihre Ehrlichkeit und Klugheit so hoch, daß er ihre scharfen Zensuren seiner politischen und literarischen Irrungen nicht nur ohne Widerspruch hinnahm, sondern, im Vertrauen auf ihren sicheren Geschmack und Takt, Zulma häufig die Korrekturen seiner Fahnen und die Beantwortung verfänglicher, an ihn gerichteter Frauenbriefe überließ.

In schwärmerischer Bewunderung war ihm seit ihren Mädchentagen bis an ihr Lebensende die mit Emile de Girardin verheiratete Tochter von Sophie Gay, Delphine v. Girardin, zugetan, die als lyrische Dichterin, Erzählerin, Feuilletonistin, von der Rachel vielgespielte Dramatikerin verdiente Siege errang. Mit der Humoreske „La canne de Mr. de Balzac“ brachte sie dem von ihr höchstgehaltenen Romancier eine lebenswürdige Huldigung dar, indem sie seinem Spazierstock die Zauberkraft vom Ring des Gyges und dem Friedhofsweig von Robert dem Teufel, dem Besitzer des magischen Stabes,

Balzac, damit aber die Gabe der Allwissenheit und Allgegenwart zusprach. Mit der Höflichkeit des Herzens suchte sie, solange und soweit das nur anging, beschwichtigend zu versöhnen, wenn ihr Mann als brutaler Zeitungsgewaltiger Balzacs gerechten Unwillen erregte. Sie gab sich in ihrer satirischen Komödie „Die Schule des Journalisten“ unverkennbar als Nachahmerin von Balzacs Typen der Pariser Zeitungsleute in der *Peau de chagrin* und den *Illusions perdues*, und sie fühlte sich, wie die Staël, nie voller in ihrem Element, als wenn sie die bedeutendsten Geister von Paris, Staatsmänner, Dichter, Künstler in ihrem Salon versammeln und das Stichwort bringen konnte zu einem Wettkampf des Witzes und Verstandes, der schwerlich in den *Bureaux d'esprit* des 18., geschweige den *Preziösen* des 17. Jahrhunderts seinesgleichen hatte. Victor Hugo, Lamartine, Sue, der ältere Dumas, Gautier, übersprudelten in Eingebungen des Augenblicks, die mancher ihrer lang ausgefeilten, für die Öffentlichkeit bestimmten Schöpfungen ebenbürtig waren: sie alle schlug Balzac als Improvisator und ganze Szenen mimender Tausendkünstler: der größte Romanschreiber Frankreichs wäre sein größter Schauspieler geworden, wenn er sich der Bühne zugewendet hätte — das behauptet wenigstens Gautier. Manchen Nachhall dieser Unterhaltungen im Kreise Delphine de Girardins vernehmen wir in den Zungengefechten und paradoxen Tischreden der Canalis, Blondet, Lousteau, Finot, Bixiou, Rastignac, Rubempré, der Sophisten und Bohemiens der *Comédie humaine*, deren leibhaftige Urbilder Schlüsselkundige längst erkannt und mit ihren deckenden Namen Lamartine, Jules Janin, Gustave Planche, Henri Monnier usw. belegt haben.

Zeitlebens andauernde Kameradschaft verknüpfte seit der Veröffentlichung seiner Erstlinge Balzac mit George Sand.

Sie hatte sich durch Art und Kunst des Neulings dermaßen angesprochen gefühlt, daß sie ihn zu sich bat. Mit seinem dicken Bäuchlein stieg er zur Künstlerklausur, die die aufstrebende, dazumal Männertracht tragende Schriftstellerin in einem fünften Stockwerk am Quai Saint-Michel innehatte. Schnaufend und ohne Atem zu schöpfen erzählte er, wie die George Sand in der „Histoire de ma vie“ berichtet, unversieglich, am meisten von sich und seinen Plänen. Nur einmal pries er ihr Rabelais, den sie noch nicht kannte. Die Widersprüche seines Wesens beirrten sie wenig. Nach dem Erfolg der *Peau de chagrin* wollte er sein Quartier in der entlegenen Rue Cassini bei der Sternwarte verlassen, zog dann aber vor, seine dortigen Zimmer mit kostbaren Teppichen zu schmücken und in Marquisinnen-Boudoirs umzuwandeln. So luxuriöse Anwandlungen waren ihm Lebensbedürfnis: er versagte sich lieber Kaffee und Suppe als Silbergeräte und chinesisches Porzellan. Kindlich und kraftvoll, immer nach irgendeinem Tand lüstern, nie neidisch auf fremden Ruhm, aufrichtig bis zur Überbescheidenheit, dann wieder prahlerisch bis zur Großmäuligkeit, vertrauensselig gegen sich und andere, sehr gut und sehr verrückt, mit einem Heiligtum innerer Vernunft, in das er sich zurückzog, um sein Werk zu bemeistern, zynisch in der Keuschheit, vollberauscht, obwohl nur ein Wassertrinker, maßlos in der Arbeit und nüchtern in anderen Leidenschaften, positiv und romanesk in gleicher Übertreibung, leichtgläubig und skeptisch, voll Heimlichkeiten und Gegensätzen, so war Balzac, nach der Charakteristik der Sand, schon als junger Mann, unerklärlich für so manche durch das beharrliche Studium seiner eigenen Natur, die nicht allen so interessant schien, als sie das in Wirklichkeit war. Zu jener Zeit leugneten viele berufene Richter sein Genie oder glaubten es nicht zu so mächtiger Entfaltung

berufen. Seine Selbstsicherheit focht das nicht an: er ging seinen eigenen Weg und trieb es auch im Alltagsleben wunderbarlich auf seine eigene Weise. Einmal lud er die Sand mit anderen zu Tisch: es gab nichts als Rindfleisch, Melonen, Champagner. Dann begleitete er die Gäste mit brennender Kerze bis zum Gitter des Luxemburg-Gartens. Trotz der Finsternis und Einsamkeit hatte er keine Angst: „Wenn mich Räuber oder Diebe auf dem Heimweg anfallen, werden sie mich für einen Narren ansehen und sich fürchten oder für einen Fürsten halten und davonlaufen.“ Das Übermaß seiner tollen Launen ergoß er über die anderen, seine tiefe Weisheit behielt er dagegen für sich und sein eigenes Werk. Schon im Anbeginn der Laufbahn beider Genies brachten sie ihre grundverschiedenen Lebens- und Kunstabsichten zur Sprache. „Sie suchen den Menschen, wie er sein sollte,“ sagte er der George Sand; „ich nehm’ ihn, wie er ist. Wir haben beide recht. Beide Wege führen zum gleichen Ziel. Ich liebe gleichfalls die Ausnahmsgeschöpfe. Ich bin selbst eines, und ich bedarf ihrer, um meine gemeinen Kreaturen von ihnen abzuheben. Aber mich interessieren diese vulgären Geschöpfe mehr als Sie. Ich vergrößere, ich idealisiere sie in ihrer Dummheit und Häßlichkeit. Ich gebe ihren Auswüchsen erschreckende oder groteske Verhältnisse. Das könnten Sie nicht. Und Sie tun gut daran, Dinge und Wesen nicht ansehen zu wollen, die Sie wie ein Alp bedrücken würden. Idealisieren Sie die Hübschen und Schönen, das ist Frauenarbeit.“ Sie nahm Balzac seine Offenheit nicht übel. Nur einen einzigen Zusammenstoß hatten die beiden, als ihr Balzac Musterstücke seiner „Contes drolatiques“ trotz ihres Einspruches gegen diese gepfefferten Ausgelassenheiten vorlesen wollte: sie bezichtigte ihn grober Schamlosigkeit und warf ihm das Buch fast ins Gesicht. Er schalt sie deshalb prude und rief ihr

beim Fortgehen auf der Stiege zu: „Sie sind blöde (une bête.)“ Das Zorngewitter reinigte nur die Atmosphäre, Balzac besprach den ersten bedeutenden Roman der Sand in einer denkwürdigen Meisteranzeige, die beiden kamen sich jetzt erst recht nahe: so gutmütig und naiv war nach der Erklärung der Sand Balzac. Sie selbst aber, die Heine den ersten Dichter Frankreichs nannte, war so neidlos, daß sie, wie hernach Flaubert gegenüber, unbekümmert um die Grundverschiedenheit ihrer Kunstübung und Weltansicht, über seine Leistungen gerecht abschließende Urteile fällte. Sie folgte liebevoll allen Phasen seines Schaffens und bekannte in ihren Denkwürdigkeiten, wieviel sie für ihr weiteres Wirken von Balzac als wegweisendem Muster gelernt hat, von diesem „Meister ohnegleichen in der Kunst, die moderne Gesellschaft und die Menschheit der Gegenwart zu malen — maître sans égal en l'art de peindre la société moderne et l'humanité actuelle“. Und Balzac, der sie mit ihrer Zustimmung in Hauptzügen lebensstreu als Camille Maupin in „Béatrix“ auftreten ließ, ist in der Vertraulichkeit brieflicher Bekenntnisse dritten gegenüber ein unbefangener Richter ihrer künstlerischen Schwächen und Vorzüge; er nimmt vielfach Anstoß an verfehlten Tendenzen und unmöglichen Ausgängen ihrer Liebes- und sozialen Romane. Den „Teufelssumpf“ und „Jeanne“ rühmt er dagegen rundweg als Meisterwerke und ihren den seinigen weit übertreffenden mustergültigen Stil anerkennt er als Wundergabe der Natur.

Diesen namhaften Freundinnen gesellten sich im Lauf der Jahre immer mehr, sonst wenig oder gar nicht bekannte Verehrerinnen, deren Beichten, Anliegen, Beschwerden 1924 die „Cahiers balzaciens“ als nicht uninteressante Zeiturkunden in Proben ausgehoben haben. Größere Genugtuung gewährte dem durch unbedingte Anerkennung zunächst wenig Ver-

wöhnten ein seiner Schwester berichtetes Erlebnis in dem von Berühmtheiten aus aller Herren Länder vielbesuchten Salon Gérards; dort war Balzac ein stets willkommener Gast, der bei diesem Maler Größen aller Gebiete menschlichen Wissens und Schaffens, obenan Cuvier, Humboldt, Rossini, Thiers, traf. Als er nach längerer Abwesenheit wieder einmal vorsprach, sagte ihm der Hausherr, er sei seit Wochen sehr vermißt worden: drei deutsche Familien aus Wien, Frankfurt, Hamburg seien immer gekommen, nur um den in ihrer Heimat eifrig gelesenen Autor des Chagrinleders kennenzulernen; wenn er so fortfahre, werde er bald an der Spitze des literarischen Europas stehen. Ein Vorbote des Weltruhms, den Balzacs besonderer Verehrer Rossini gelegentlich lustig exemplifizierte, als ihn der Romancier um ein Autogramm für russische Freunde anging; der mit solchen Blättchen sparsame Tondichter willfahrte und versah die Sendung mit der wortkargen Adresse „Mr. de Balzac, Europa“: eine Zuschrift, die von der Post pünktlich bestellt wurde. Beflissen zog auch James Rothschild den vielgenannten Dichter in sein Haus, seit er dessen Bekanntschaft in Aix gemacht, und der österreichische Botschafter, Graf Apponyi, ließ sich angelegen sein, Balzac zu seinen großen Empfängen und kleinen Dinern zu laden. Immer dringender umwarben auch Verleger und Zeitschriften den in die Mode gekommenen Autor: allein bei der damaligen unsicheren Lage des Buchhandels war ihre Zahlungsfähigkeit vielfach fragwürdig, so daß Balzac mit den meisten in ärgerliche Händel und zeitraubende Prozesse verwickelt wurde. Das stärkste Interesse an seinen Erfolgen nahmen aber die Wucherer, die ihm mit Wechselklagen zusetzten; die alten Rückstände des verunglückten Druckers waren durch neue Schulden, die Balzacs Passionen, den großen Herrn zu spielen, veranlaßt hatten, ansehnlich gewachsen; für kurze

Gnadenfristen erpreßten ihm seine Gobsecks maßlose Zinsen; Gerichtsvollzieher spürten die verborgensten Schlupfwinkel auf, in die er flüchtete, um Pfändungen und der Schuldhafte zu entgehen. Im Fortgang seiner Lebensarbeit ließ er sich durch solche Heimsuchungen wenig stören: Zeuge dessen die künstlerischen Ernten der Jahre 1830 bis 1832.

Nur die Titel der von Balzac in diesen drei Jahren veröffentlichten Schriften füllen in Lovenjouis chronologischem Verzeichnis volle sechs enggedruckte Seiten. Wie die Felder, Wälder, Weinberge Frankreichs und seiner Kolonien jahraus, jahrein heimische und exotische Früchte bescheren, beschenkte Balzac die Leser mit grundverschiedenen Gaben seiner alte und neue Kulturen mit gleichem Glück pflegenden Schöpfernatur. Der Erzähler kennt das mittelalterliche und vorrevolutionäre, das Frankreich Napoleons und der Restauration in seinen Sitten, Zuständen, Typen durch und durch, und er wählt zu ihrer Vergegenwärtigung Farben, Formen, Töne, Sprachwendungen, die Balzac als Künstler und Geschichtskenner auf gleicher Höhe zeigen. Nur ein „catalogue raisonné“, der bisher leider fehlt, vermöchte jeder der kleineren und größeren Arbeiten Balzacs nach Verdienst gerecht zu werden: der Prüfung wert ist sein unscheinbarstes Blatt. An Mannigfaltigkeit läßt er es nicht fehlen. In das mittelalterliche Paris führt eine Dantegeschichte („Les proscrits“); in das Tours Ludwig XI., den Balzac besser zu treffen glaubte als das Walter Scott in Quentin Durward gelang, „Maitre Cornélius“; in die Feudalzeit das „Enfant maudit“, das Opfer eines herzoglichen Wüterichs, der aus Haß gegen seine zarte, zur Ehe mit ihm gezwungene Gattin seinen vermeintlich sträflicher Neigung entstammten Erstgeborenen verstößt und mit der Mutter zu Tode peinigt.

Weit stärker als diese früheren Jahrhunderte beschäftigen



Balzac Menschen und Ereignisse der Zeiten seit 1789. Beim Gelage eines Krösus trifft Beaumarchais einen Provinzadvokaten und einen Arzt, die eine neue Bartholomäusnacht heraufkommen sehen, in Traumgesichten und ahnungsschweren Wechselreden den Ausbruch der Revolution vorwegnehmen; die unheimlichen Propheten führen die von Beaumarchais und den anderen Tischgästen, durchweg Leuten des ancien régime, nie zuvor vernommenen Namen Robespierre und Marat („Les deux rêves“). Am Abend nach der Hinrichtung Ludwig XVI. läßt ein Unbekannter von einem eidverweigernden Priester in dessen sonst jedem Späher unzugänglichen Versteck eine Sühnmesse lesen; nach Jahr und Tag erkennt der Abbé in dem Fremden den Scharfrichter Sanson, der den König geköpft hat („Un épisode sous la terreur“). Denselben Sanson stellt Balzac in den „Souvenirs d'un paria“ Napoleon gegenüber; der Kaiser trifft bei einem nächtlichen Besuch der Baustelle des Temple de la gloire (der heutigen Madeleinekirche) zufällig einen seinem Fuhrwerk nachgehenden Greis, an der Stätte, an der Ludwig XVI. und Marie Antoinette verscharrt wurden. Ein Grauen faßt den Kaiser, als er dem scheuen, eines Mordanschlages gegen Napoleon verdächtigten Alten seinen Namen und seinen entsetzlichen Beruf abfragt; der Henker, der den Kaiser nicht kennt, werde, so sagt er, als das Gespräch weiter geht, seines Amtes gegen jeden anderen Herrscher wiederum walten, wenn ihm das vom Gericht befohlen würde. Leibhaftig erscheint Napoleon auch in „Vendetta“: korsische Landsleute, die Blutrache von Hof und Herd getrieben, suchen und finden seinen Schutz in Paris; nach Jahr und Tag verlieben und heiraten sich die Kinder der Erbfeinde; die Rachsucht des Vaters der jungen Frau kennt kein Erbarmen; er läßt sein eigenes Kind im Elend zugrunde gehen. Ein spanisches Gegenstück „El verdugo“ zeigt

eine noch unnatürlichere Verzerrung der eingebildeten Pflichten gegen die Familienehre: ein spanischer Grande köpft seinen Vater, zwei Brüder und zwei Schwestern, die sonst dem Scharfrichter durch den Spruch eines napoleonischen Kriegesgerichtes verfallen wären. Balzac hat diese Geschichte so wenig erfunden wie die vom „Colonel Chabert“. Dieser Oberst wird bei einem Reiterangriff in der Schlacht von Eylau unter die Hufe der Pferde getreten, scheintot begraben, nach namenlosen Schrecken gerettet, in Paris totgesagt, von einer nichtswürdigen Gemahlin bewußt preisgegeben, obwohl er heimkehrt und bei einem redlichen Anwalt Glauben und Beistand findet. Chabert erliegt unergründlicher menschlicher Bosheit. Anders eine Augenzeugin des Übergangs über die Beresina, Stephanie de Vaudières, die übermenschlichen Gewalten zum Opfer fällt; Balzacs Hand hat nicht gezittert, als er in „Adieu“ zweimal das grausenhafte Schauspiel vor Augen führte: Stephanie verfiel angesichts des Entsetzlichen in jahrelangem Wahnsinn; ihr Anbeter versucht ein Äußerstes: er läßt vor der Irren am Ufer eines heimatlichen, gefrorenen Flößchens noch einmal mit möglichster Treue das in Rußland geschaute Furchtbare vorbeiführen; die Unglückliche wird eine Minute lang ihrer Sinne mächtig; sie sieht sich wieder an der Beresina; sie ruft wie dazumal dem abstoßenden überlasteten Rettungsboot „Adieu!“ zu und stürzt tot zusammen. Aus den Feldzügen in Deutschland und Welschland weiß Balzac gleichfalls Einziges zu erzählen: in einer Andernacher Herberge tötet und beraubt der Militärarzt Taillefer einen reichen, durchreisenden Kaufmann und lenkt den Verdacht auf den im selben Quartier mit ihm nächtigenden, nur einer Gedankensünde schuldigen Kameraden Magnan, der hingerichtet wird („L'auberge rouge“). Und nach einer Mitteilung des Menageriebesitzers und Tierbändigers Martin hielt er das Abenteuer eines proven-

çalischen Soldaten fest, der im ägyptischen Feldzug, von Arabern gefangen, auf seinem Fluchtversuch in der Wüste von Freund und Feind abgeschnitten in einer Grotte der Schlafgenosse eines Pantherweibchens wird, das der auf einen martervollen Ausgang Vorbereitete hilflos und ratlos allmählich durch Betasten und Streicheln seinen Liebkosungen zugänglich findet („Une passion dans le désert“). Der oberste Kriegsherr dieser Truppen aus allen Völkerschaften und Landen erscheint aber triumphierend in der letzten Heerschau, die er vor seinem Aufbruch nach Deutschland in Paris hält, der „Femme de trente ans“ („Dernière revue de Napoléon“).

Balzac beschränkte sich nicht auf den Stoffkreis der Gegenwart und Geschichte: Phantasiestücke, in denen er sich geradezu auf englische und deutsche Vormänner berief, pflegte er mit Vorliebe. Die von Maturin geschaffene Gestalt Melmoths gefiel ihm so sehr, daß er sie in den Mittelpunkt einer frei erfundenen Geschichte „Melmoth reconcilié“ stellte: ein defraudierender Kassierer tauscht, um straflos zu bleiben, seine Persönlichkeit und Seligkeit mit dem sonst der Hölle verfallenen Melmoth. Und in einer Don-Juan-Dichtung, „L'élixir de longue vie“, bekennt er, die Uridee von einem deutschen Erzähler (E. T. A. Hoffmann) übernommen zu haben. Don Juans Vater besitzt ein Leben verlängerndes Elixier; vor seinem Verscheiden vertraut er Don Juan sein Geheimnis; er legt dem Sohn ans Herz, ihn mit dem Zaubersaft zu neuem Leben zu erwecken; von vornherein entschlossen, diesen Wunsch nicht zu erfüllen, bestreicht Don Juan ein Auge des Verstorbenen nur, um die Kraft des Elixiers zu erproben; der Tote öffnet das Auge mit stummbredtem Blick, der Don Juan so wenig bewegt, daß er, vollbewußt, damit Vaternord zu begehen, dieses neuaufgelebte Auge ausschlägt. Fortan führt Don Juan ein Lotter- und Lüstlingsleben; er überbietet die

aretinische Frechheit der Blasphemien seiner Parasiten und Dirnen bei Begegnungen mit Julius II., der in zügelloser Freigeisterei mit dem Gotteslästerer wetteifert. Alter und Krankheit beugen den Trotz des Balzacschen Don Juan nicht; er will nach seinem eigenen Ende wieder auferstehen. Der eigenen Niedertracht eingedenk, scheut er sich, seinem redlichen Sohn das Mysterium ganz zu enthüllen; er befiehlt ihm nur, nach seinem Ende im dunklen Gemach seinen Leichnam einzusalben; der Erbe will diesem Gebot genügen; als aber der Arm und Kopf des Kadavers jählings in Jünglingsfrische sich rühren, läßt der Sprößling Don Juans das Fläschchen entsetzt fallen; die Frommen sehen im Wiederaufleben von Don Juans Haupt ein Mirakel; die Kirche begeht die Einsegnung mit höchstem Pomp; Balzacs Don Juan, in seinem Nihilismus konsequenter als der Don Juan Tirso de Molinas, Molières und Mérimées, stößt hohnlachend die grausigsten Flüche aus; sein lebendiger Kopf löst sich vom abgestorbenen Rumpf und mit teuflischer Schadenfreude macht er dem pontifizierenden Priester den Garaus. Ein Gegenstück „Jésus Christ en Flandre“ läßt die abgelebte Religion des Lippendienstes und selbstgerechter Werkheiligkeit jämmerlich versinken und die alte Kirche des Urchristentums durch schlichte, glaubensstarke Leute des gemeinen Volkes retten und verjüngen. Ein Selbstbekenntnis der eigenen Kunstübung, ein Credo gesunder Schöpferkraft und ein Warnungsruf wider krankhafte Überkünstelung ist „Le chef d'œuvre inconnu“. Ein überscharfer Kunstrichter, Frenhofer, der sich im Überarbeiten seiner Entwürfe nie genug tun kann und den tüchtigen, fertigen Meister Mabuse, der gläubig auf seine Ausstellungen hört, ebenso wie den als Lehrling beginnenden Poussin schnöde hofmeistert, verliert zuletzt die Fähigkeit, ein Ganzes zu bilden. Von dem Frauenbild, an dem er endlos malt, übermalt, weglöscht, zusetzt, gewahren

die in seiner Werkstatt ringenden Maler statt der ihm vorschwebenden Mustergestalt nur einen allerdings unübertrefflich gezeichneten Fuß in einem wirren Durcheinander von Farbenflecken. Im Wahnsinn vernichtet Frenhofer zuletzt auch diese Spur seines Lebenswerkes.

An solcher künstlerischen Impotenz krankte Balzac niemals, so selbstquälerisch er auch jede Seite seiner Bücher in unablässigen Korrekturen änderte. Er kommandierte die Poesie zu jeder Stunde, schlagfertig in großen und kleinen, selbst handwerksmäßigen Aufgaben. Als Feuilletonist plauderte er von Handschuhen, Zigarren- und Champagnersorten, Theorien der Tafelfreuden, literarischen Moden: Bagatellen, die für die Sittenschilderungen späterer Hauptwerke nicht verloren waren. In gleichem Geist beschäftigte er sich mit wahlverwandten Karikaturisten, dem Soldaten- und Kinderzeichner Charlet, dem Parodisten der Philister, Henri Monnier, dem Kenner und Schöpfer der feinsten Abstufungen der Pariser Frauen-trachten, Garvani. So gut dieser Zeichner, mit dem Balzac in der Zeitungsstube der „Mode“ bekannt wurde, dem Dichter gefiel, so wenig sagte Balzac anfangs Gavarni zu, der den kleinen, feisten Kerl mit seinem unaufhörlichen Redefluß zuerst für einen Handlungsreisenden des Büchermarktes hielt. Keines dieser vom Tag geforderten Blätter und Blättchen ließ ihn die Sendung des Künstlers vergessen, wie er sie 1830 in drei Prachtaufsätsen der „Silhouette“ verherrlicht hat: vielleicht ist das Genie eine Krankheit des Menschen, wie die Perle ein Leiden des Muscheltieres ist. Derselbe Mann, der zeitweilig keinen Pinselstrich machen, kein Tonklümpchen kneten, keine Zeile schreiben kann, wird plötzlich wie von einer glühenden Kohle berührt. Gedanken und Gestalten schießen in ihm auf. „Eine Vision, ebenso kurz wie das Leben und der Tod, tief wie ein Abgrund, erhaben wie Meeresrauschen;

eine Pygmalions würdige Gruppe; ein Weib, dessen Besitz selbst Satan beseligen, eine Situation, die einen verscheidenden Hektiker hellauf lachen lassen würde; die Arbeit ruft; alle feurigen Öfen stehen in Glut; die Ekstase der Empfängnis verschleiert die kommenden Preß- und Drangwehen der Geburt. So ist der Künstler: das demütige Werkzeug eines despotischen Willens. Man hält ihn für den Freiesten der Freien, und er ist ein Sklave. Man sieht, wie er sich scheinbar dem Wirbel seiner Narrheiten und Vergnügungen überläßt, und er ist ohne Willen.“

Prophetisch hat Balzac in diesen Sätzen die Zukunft seines Loses vorausgesagt und in den allgemein gehaltenen Zügen jedes Künstlers sein Selbstporträt gegeben. Nur hat niemand, auch der Dichter selbst, dazumal nicht wissen können, daß seine Phantasie fast keine Pausen zulassen, daß unaufhörlich neue Pläne Gestaltung verlangen und verdienen würden. So verdoppelten und verdreifachten sich in den Jahren 1830 bis 1832 auch „die Szenen aus dem Privatleben“: darunter Tref-fer wie der „Curé de Tours“. Ein geistliches Ränkespiel, in dem der arglose Abbé Birotteau durch einen jahrelang scheinheilig, maßlose Hab- und Herrschsucht verbergenden Abbé Troubert, den Balzac einen Gregor VII. in seiner Sphäre nennt, um seine harmlosen Lebensfreuden gebracht wird. Troubert drängt Birotteau aus den von einem älteren Amtsbruder ererbten Wohnrechten, er eignet sich seinen Bilder- und Bücherbesitz an. Und da sich adelige Gönner Birotteaus als ihres ständigen Spielpartners annehmen, wird der wehrlose kleine Geistliche durch Trouberts geheime Verbindungen mit der allmächtigen Kongregation aus Amt und Würden in eine Strafpfarre und in den Tod gejagt, indessen Troubert einen Bischofssitz besteigt und triumphierend jeden Widerstand im Hochadel und im Militär, in der Bürgerschaft und in der Presse durch Ein-

schüchterung unmöglich macht. Nach wenigen Gegenzügen Trouberts lassen alle Fürsprecher Birotteaus ihren Schützling feig fallen. Troubert ist mit ein paar Meisterstrichen ebenso sicher gezeichnet wie Gobseck, und man muß nicht, wie der Schreiber dieser Zeilen, in Birotteaus altem Quartier, in der Rue de Psallier und im Umkreis der Kathedrale von Tours sich umgesehen haben, um Balzac als Veduten- und Architekturmalers gerecht zu werden. Zu alledem gibt „Le curé de Tours“ ein treues Zeitbild der politischen Zustände der Restauration, in der Frömmerei und Heuchelei das öffentliche und das Familienleben vergifteten. Den stärksten Erfolg unter den neuen „Scènes de la vie privée“ hatten aber die fünf Bilder „La femme de trente ans:“ die Gattin eines ebenso eleganten als oberflächlichen Reiteroffiziers, in dem manche den Gemahl der Herzogin von Abrantès erkennen wollten. Seine Nichtigkeit führt zu Ehekrisen der unverstandenen Frau, die vergebens Selbstüberwindung übt. Einer leidenschaftlichen Liebe widersteht sie nicht auf die Dauer. Ihre Schuld wird furchtbar gebüßt. Das Kind des Ehebruchs geht tragisch zugrunde. Ihre legitime Tochter rennt (in dem mißratensten, nach Balzacs schwer verständlicher Angabe durch Schillers Parrieidszene angeregten Kapitel der *Femme de trente ans*) mit einem Seeräuber auf und davon. Und der Lebensabend der gealterten Ehebrecherin wird verdunkelt durch die Verachtung, mit der ihre Sprößlinge sie an ihren Fehltritt erinnern. Die Frauenwelt hieß Balzac dankbar willkommen als Seelenkenner, der von den geheimsten Regungen der weiblichen Psyche mehr wisse als Beichtiger und Ärzte. Und auch nüchternere Kritiker, die mit Recht einzelne kolportagemäßige Unbegreiflichkeiten in den späteren Szenen der „*Femme de trente ans*“ ablehnten, anerkannten, daß Balzac ein Neues und in den besten Szenen der Reihe durch außergewöhnliche Feinheit

der Beobachtung und Darstellung der Wandlungen im Fühlen und Handeln seiner Heldin menschlich und künstlerisch Überzeugendes gegeben habe.

Balzac selbst lag unter den Leistungen dieser Jahre keine mehr am Herzen als „Louis Lambert“, die Lebensgeschichte eines genialen Jünglings, der geistig den Größten, einem Pascal, Laplace, Lavoisier ebenbürtig, seit seiner Frühzeit berufen erscheint, der Welt als Denker neue Wege zu weisen: er findet in dem jungen Balzac, der sein Gymnasialkollege gewesen sein will, einen enthusiastisch an seinen Lehren glaubenden Anhänger, und im ersten Mannesalter in einem edlen, begüterten, jüdischen Halbblut Pauline de Villenoix die Hingebung schrankenloser Liebe. Das Übermaß seiner geistigen Arbeit schlägt dann in stillen Wahnsinn um. Er hielt sich für impotent. Die sorgsamste Pflege seiner Braut, die Wiederbegegnung mit Balzac löst den Bann nicht. Er stirbt und hinterläßt als Vermächtnis wenige von Balzac als welterleuchtende Gedankenblitze angestaunte Orakelsprüche. Sahen und hörten wir im Raphael des Chagrinleders den Doppelgänger des zwanzigjährigen, in seiner Pariser Dachkammer hungernden und frierenden Balzac, so sehen wir in Louis Lambert den Doppelgänger des Vendômer Schulknaben, der, seines Genius bewußt, ohnmächtig Verkennung und Verfolgung dulden muß. Wie weit Honorés Erlebnisse sich im einzelnen mit Lamberts Selbstbekenntnisse berühren, ist schwer zu sagen. Offenbar sind die Vendômer Leiden die des phantasievollen, eigenrichtigen, der Schulzucht sich instinktiv widersetzenden Honoré. Ebenso die Lambert zugeschriebenen Fähigkeiten, im Traum vorahnend Bauten, Gegenden zu sehen oder greifbar, schaubar, Schlachten mit ihrem Kanonengebrüll und Reitergetrabe mitzuerleben. Ebenso sind Lamberts Theorien über den Willen, in denen man irrig Analogien mit



Schopenhauer finden wollte, seine Ansichten über Mesmerismus, Galls Physiognomik Balzac eigentümlich, wie sein Glaube an Fernwirkung, den er durch geschichtlich überlieferte Züge bekannter Persönlichkeiten zu bekräftigen suchte. Die Liebesbriefe Lamberts decken sich vielfach mit Balzacs ganz kürzlich zum Vorschein gekommenen ersten Entwürfen seiner Liebeserklärungen an die Berny. Balzac nennt auch Lamberts Braut genau so, wie er die Berny bezeichnete, einen Swedenborgschen Engel, die Mittelstufe von Gottheit und Mensch. Nicht minder belangreich für Balzacs Denkart sind Lamberts Ansichten über das Wesen und die Entwicklung der Religionen. Ob Lambert tatsächlich irrsinnig wird oder nur durch gewollte Abschließung von den Mitlebenden die gemeine Wirklichkeit meidet, ist ebenso zweifelhaft, wie die ganze Existenz eines Lambert als Schulkamerad Honorés. Beruhigend für Leser, die aus dem philosophischen Gerede Lamberts nicht klug werden, ist, daß Balzac selbst diese Sätze nicht als der Weisheit letzten Schluß ansieht, nur als Prolegomena. Die Aphorismen Lamberts, die Balzac abschließend mitteilt, sind geständigermaßen Eigenbau unseres Romanciers: Fürst Felix Schwarzenberg, der Botschafter Österreichs in England, nachmals Minister des Auswärtigen, hielt Balzac in Heidelberg zum besten. Der Dichter wartete volle fünf Stunden auf eine vereinbarte Zusammenkunft mit dem Diplomaten, der es vorzog, sich indessen mit seiner Geliebten, der vielberufenen Lady Ellenborough, zu unterhalten. Balzac verübelte dem Fürsten seine Rücksichtslosigkeit dauernd. Wiederholt klagte er brieflich seinen Freundinnen, welchen Streich ihm Schwarzenberg gespielt habe. Getröstet fühlte er sich aber ausgiebig dadurch, daß ihm während seiner unfreiwilligen Einsamkeit die Louis Lambert zugeschriebenen Aphorismen einfielen. Am tröstlichsten aber bleibt, daß Balzac nicht

wie die Schicksalsbrüder seiner Dichtung [zu denen auch der wesensverwandte Athanasius Grassin der „Vieille fille“ gehört] trotz der Prüfungen seiner Hungerjahre und Finanzkatastrophen zugrunde ging und in den ärgsten geistigen Drangsalen der ihm aus eigener Erfahrung bekannten verzweifelten Stimmungen und Selbstmordgelüste der nach seinem Urbild geformten Dulder Raphael und Lambert Herr, wurde.

Wichtige Wendungen im Leben und Schaffen Balzacs brachte das Jahr 1833. Drei unter dem Gesamttitel „Histoire des treize“ vereinigte Erzählungen waren sein Auftakt. Ihr Eingang gibt die Schilderung eines entlegenen Pariser Straßenzuges, deren gleichen von zahllosen Nachahmern niemals und nur von Balzac selbst durch spätere Meisterbilder wieder erreicht wurde. Die Geschichte von Ferragus, dem Haupt der Dévorants, einem Sträfling, dessen edelmütige Tochter sein Los verbergen muß und dadurch Unheil über ihren Gatten und Anbeter heraufbeschwört, wird ebenso wie die schon erwähnte, die Marquise de Castries porträtierende Duchesse de Langeais und die, homosexuelle Passionen kühn behandelnde, „Fille aux yeux d'or“ verdorben durch die Rahmenerzählung: einer der Balzac'schen seit den Romanen seiner Frühzeit und nach Gautiers und Gozlan's schnurrigen Berichten auch in der Wirklichkeit gehätschelten Geheimbünde, deren Mitglieder einander in jeder Not und Gefahr beistehen sollen. Trotz [oder wegen] dieser unglaublichen Voraussetzung las indessen nach dem Zeugnis von Fitz-James Metternich die „Histoire des treize“ mit atemloser Spannung, und die Herzogin von Berry war nahe daran, nach der Lektüre der Anfangskapitel Balzac aus ihrer Haft zu schreiben und neugierig nach dem Ausgang zu fragen.

Seine Hauptmühe war übrigens 1833 dem „Landarzt“ zugewendet, einem Lebensbild, mit dem er den Montyonpreis zu er-

ringen wünschte, in der Absicht, aus dem Ertrag der Krönung seines Tugendmusters, wunderbarlich genug, Rabelais ein Denkmal zu setzen; sein Vorhaben wurde dadurch zunichte, daß die Académie française dem Stiftsbrief zuwider den Geldpreis teilte. Daraufhin kündigte Balzac dem Sekretär der Akademie an, daß er sich jede derartige Teilzuwendung verbitte. Verdient hätte und Dank und Lob verdient bis zur Stunde der „Médecin de campagne“, der in der Dauphiné spielt. „Es ist (wie Balzac einer Freundin schrieb) die Geschichte eines Mannes, der einer verkannten Liebe treu bleibt, aber diese Liebe ist nur eine Episode. Anstatt sich zu töten, streift dieser Mann sein Leben wie ein Gewand von sich ab und fängt eine andere Existenz an. Anstatt Karthäuser zu werden, wird er die barmherzige Schwester eines Kantons, den er zivilisiert.“ Entsagend und ausdauernd wird Doktor Benassies der Wund- und Seelenarzt des Landvolkes, der Wohltäter und Erzieher der Ärmsten, arbeitet er als gedankenreicher Reformator an einer vom Geist des Urchristentums beseelten Hebung und Läuterung der Massen, an der Zähmung ungebändigter Instinkte von Schmugglern und Wilddieben, die er pflichttreue Soldaten werden läßt. In Gesprächen mit einem seinen Beistand suchenden früheren Offizier Napoleons, dem Ortspfarrer und Friedensrichter entwickelt er diese Ideen, die er durch die Tat bewährt: er ist der Helfer der von allen verlassenen Stiefkinder des Geschicks, die Vorsehung und vielfach der Retter der Waisenkinder, Krüppel, sogar der Idioten dieses Bergvolkes. Ein Zwischenspiel ohnegleichen ist die Probe auf Bérangers Vers: „Noch lang wird man unter dem Strohdach von ihm reden.“ Ein Tagewerker, der ehemals bei der Garde diente, erzählt in einer Scheune den atemlos aufhorchenden Bauern im Volkston Napoleons Taten, wie sie die Legende in der Phantasie der Massen ausschmückt. Das Wunderwerk sollte in keiner Napo-

leon-Anthologie fehlen. Hinterdrein behauptete der von Balzac jederzeit gerühmte Humorist, Zeichner und Mime Henri Monnier, daß er Balzac die Anregung zu dieser Episode gegeben, ja die ganze Szene auf seinen Wunsch vorgespielt habe. Die Balzac niemals zu Gehör gebrachte Anklage bedarf keiner Entkräftung. Wäre Monnier imstande gewesen, ein Meisterstück von solcher Bedeutung zu schaffen, dann hätte er ein gleiches vor- oder nachher zuwege bringen sollen. Monniers parodistische Verkörperung alberner Pariser Kleinbürger und Durchschnittsphilister hat Balzac ungemein belustigt: Monniers stehende Hauptfigur Prudhomme stellte er sogar in das Szenarium einer Posse, die die Dummen-Jungen-Streiche und Eheschicksale dieses feierlichen, sprichwörtlich gewordenen Einfaltspinsels auf die Bühne bringen sollte; er lud Monnier ein, an dieser nie geschriebenen Komödie „Prudhomme, der Bigamist“ mitzuarbeiten. Im Phellion seiner „Employés“ und der „Petits Bourgeois“ hat er den von Monnier auf die Beine gestellten Typus erneuert und ohne Vergleich gesteigert: just, wie er im Bixiou der „Illusions perdues“ Monnier selbst konterfeite und ihm dabei witzigere Reden und Einfälle in den Mund legte, als der Vater Prudhommes sie jemals ersonnen hätte. Zur Höhe der Geschichts- und Weltauffassung von Balzacs Landarzt konnte und sollte Monnier sich niemals aufschwingen. Eine Skizze, wie sie wenige Monate nach Abschluß des „Landarztes“ Balzac in einer Nacht hinwarf, nur um, der Aufforderung des Verlegers entsprechend, die Bogenzahl eines durch die Wahl zu kleiner Buchstaben nicht ausgefüllten Bandes zu ergänzen, zeigt, wenn das nötig sein sollte, dem Stumpfen, daß ein alle Register meisterndes Genie jeden Vergleich ausschließt mit einem winzigen, eines einzigen Tones mächtigen Talent: Balzacs Handlungsreisender „L'illustre Gaudisart“ mit seiner Suada, die Pariser Putzmacherinnen ebenso

betört wie die jeder seiner Schwindelwaren aufsitzenden Kunden aller französischen Provinzen, wird zunichte beim Zusammenstoß mit der Geriebenheit boshafter Färber und Winzer der Touraine. Gaudissart ist ebenso sprichwörtlich geworden wie Prudhomme. Beide verjüngen sich in unsterblicher Nachkommenschaft. Beide sind Hanswurst, die nie lustiger wirken als wenn sie auf den rechten Gegenspieler treffen: Prudhomme auf einen noch Dümmeren, Gaudissart auf einen noch Gewitzteren, der ihn — wie in Balzacs Skizze — zu einem Verrückten in den April schickt.

Und derselbe Geist, der im September den „Landarzt“ und im Dezember „Gaudissart“ schuf, beschenkte in wenigen Herbstwochen desselben Jahres 1833 die Weltliteratur mit „Eugénie Grandet“. So heißt die Tochter eines Geizhalses, dessen Charaktergestalt dem Avare Molières an die Seite tritt, doch durch eine Fülle höchst individueller Züge vom Harpagon der Komödie sich unterscheidet, wie ein scharf bestimmtes Einzelwesen von einem Gattungsbegriff. Balzac soll als Urbild seines Grandet einen Faßbinder Niveleau gekannt haben, dessen Behausung mir in Saumur noch gezeigt wurde. Seinesgleichen, kleine Gewerbsleute, die in den Stürmen der Revolution sich schlau und zäh bereicherten, Nationalgüter zu Spottpreisen an sich brachten und durch schmutzige Spekulationen Millionäre wurden, gab es dazumal zu Dutzenden, und Balzac konnte seiner Schwester, die bei allen Lobsprüchen den Vorbehalt nicht unterdrückte, Balzac hätte Grandets Vermögen zu hoch gesteigert, wahrheitsgemäß entgegen, der leibhaftige Niveleau sei noch reicher gewesen als Vater Grandet. Wie grimmig andere Genossen von Balzacs früheren Kompagniearbeiten mit solchen Geizteufeln ins Gericht gingen, zeigt eine grelle, nicht von ihm herrührende, nach Spanien verlegte Geschichte — in den 1832 von ihm mit Chasles und Rabou

herausgegebenen „Contes bruns“ — „La fosse de l'avare“. Zwei Totengräber sollen einen Geizhals nach seinem letzten Willen so tief als möglich einscharren. „Ich sah ihn auf dem Marktplatz einen heißhungrigen Blick auf alles Geld werfen, das dort im Umlauf war. Etwas Dämonisches ging von diesem Blick aus; mit Mut gepaart erzeugt Begehrlichkeit den Räuber, mit Feigheit vereint den Geizkragen.“ Der „Avare“ dieser Schauergeschichte hat nicht geheiratet; sein Gold, ungezählte Dollars, mußte ihm in den Sarg gelegt werden. Der Begrabene ist indessen nur scheinbar tot. Aus dem Grab schreit er vergeblich: „Ach, ich ersticke. Öffnet mir. Mein Gold . . .“ Endlich zertrümmert er den Sargdeckel und erhebt sich mühsam: „Wo war ich und woher komme ich? Sie haben mich begraben. Das ist nicht mehr mein Sarg aus Eichenholz, für den ich einem Tischler 15 Taler gezahlt habe. Weh', ich bin verloren. Mein Gold ist gestohlen worden!“ Mit diesem Schreckensruf flüchtet er im Leichentuch ins Dorf. Vater Grandet würde solches Unheil nicht treffen können. Das hätte und hat er bei Lebzeiten und darüber hinaus ebenso tyrannisch als weitblickend verhütet. Mit eherner Härte machte er Weib, Kind, Magd seinem Machtwillen, seiner jede menschliche Regung in seinem Innern niederzwingenden einzigen Leidenschaft dienstbar. Erfinderisch mehrt er seinen den Nächsten und Fernsten verborgenen Riesenbesitz an Gold, erfinderisch wehrt er der kleinsten Auslage, dem bescheidensten Anspruch besserer Lebenshaltung. Tote Raben empfiehlt er als schmackhaften Festbraten, das häßliche, derbknochige, grundgutmütige Lasttier, seine Hausmagd Nanon beutet er scheinheilig aus; die Weinbauern der Gegend haut er so gewitzt übers Ohr wie die Bankgrößen von Saumur und Paris. Von dem einzigen, der ihn jemals übervorteilte, einem verschlagenen Juden, der sich beim Abschluß seines Handels

als halbtauber Stotterer verstellte, hat er die gewinnbringende Praktik angenommen, gegebenenfalls Schwerhörigkeit und Stammeln vorzutäuschen. Der Bankrott seines Bruders, den er mühelos aufhalten könnte, läßt ihn ebenso unbewegt wie dessen Selbstmord: unter dem Anschein, der Familienehre willen die Schulden des Pariser Hauses zu ordnen, hungert er schadenfroh, ohne einen Heller auszugeben, die Gläubiger aus. In seiner Todeskrankheit ist es seine einzige Lust, seine Augen an Goldstücken zu weiden, mit denen seine halbgelähmte Hand spielt, und als der Priester dem Sterbenden das Kruzifix zum Kusse reicht, will er das goldglänzende Heilandsbild an sich reißen. Das einzige Kind dieses Satans ist eine der reinsten, rührendsten Gestalten aller Dichtung. Das weltfremde, freudenarme Mädchen wird durch den Besuch ihres hübschen, stutzerhaften Pariser Veters aus der Dumpfheit ihres Daseins in eine Welt neuer Empfindungen gehoben; sie liebt Charles, der ahnungslos als Bote der Hiobspost seines Vaters in Saumur erscheint und findet den Mut, dem Verzweifelnden ohne Vorwissen des Vaters ihre Geburtstagstaler zur Fahrt nach Indien zu geben. Und sie verleugnet, als Vater Grandet bei der herkömmlichen Musterung ihrer Spargroschen zu spät von ihrer edelmütigen Anwendung erfährt und in einem Tobsuchtsanfall ihre wenigen Habseligkeiten an sich nimmt, wie er zuvor der wehrlosen Mutter Geld und Gut abgezwungen, ihre Liebe nicht; sie beweist, heroisch dem Rechten dienend, ihre Wesensverwandtschaft mit dem Vater nur durch die Unbeugsamkeit, mit der sie seinen Strafmaßregeln, langwährendem strengen Hausarrest, seinen Bosheiten und Kränkungen Widerstand leistet. Geduldig harrt sie auf die Heimkehr Charles', in nie wankender Treue weist die ihrer Millionen willen von Mitgiftjägern Umworbene alle Freier ab, um zuletzt den Wortbruch ihres nichtigen Veters zu erleben:

Charles hat sich in der Fremde als Schmuggler und Sklavenhändler bereichert und auf der Heimfahrt voreilig mit einer häßlichen, armen Aristokratin verlobt, durch deren Familie er den Adel und parlamentarische Ehren zu erreichen hofft. Eugenie tilgt die weder von ihrem Vater noch von Charles beglichenen Ehrenschnulden des bankrotten Pariser Hauses Grandet und geht auf Andringen der Saumurer Geistlichkeit eine Konvenienzehe mit einem nur dem Mammon, Titeln und Würden nachjagenden Gerichtspräsidenten ein, den sie überlebt, um als Wohltäterin großen Stils mit Werken der Barmherzigkeit zu enden: „Die Einfachheit ihres fast klösterlichen Lebens enthüllte“ ihrem ersten Verlobten Charles „die reine Schönheit dieser Seelen, die nichts vom lauten Leben wußten und rührte ihn“ bei seinem ersten und einzigen Besuch von Saumur „tief. Er hatte geglaubt, solche Tugenden seien in Frankreich unmöglich und nur in Deutschland zu finden, oder in den Märchen und Romanen August Lafontaines. Bald erschien ihm Eugenie als das gute Teil von Goethes Gretchen, doch ohne deren Schwäche.“ Wir wissen aus vielen Zeugnissen, wie hoch Balzac von deutscher Art und Kunst dachte: selten hat er ihr liebreicher gehuldigt, als durch den Hinweis auf deutsche Züge in Eugénie Grandets Natur. Vorher und nachher gediehen Ausnahmsgeschöpfe ihres Schlages übrigens gewiß auch in Frankreich: so ist die Heldin der 21. Novelle des „Heptameron“ ein von einem geizigen Vater gequältes Mädchen, das einem Bastard unwandelbar zugetan bleibt, bis dieser, scheinbar ebenso selbstlos wie die Jungfrau, notgedrungen nach Deutschland flieht und dort einen anderen Liebeshandel anknüpft. Glücklicher als Eugénie Grandet heiratet die Dame des „Heptameron“ einen Würdigeren: die Charaktere des Vaters, der Treuliebenden und des haltlosen Liebhabers sind in Hauptzügen trotz der Unterschiede der



Zeiten bei Balzac und im Heptameron einander vergleichbar. An unmittelbare Entlehnungen ist indessen weder bei der „Fosse de l'avare“ noch bei der Novelle des „Heptameron“ zu denken: unbewußte Anregungen mag Balzac vielleicht da oder dort empfangen haben. Als Ganzes ist Eugénie Grandet dem Dichter ureigen: das Buch ist von Anfang ein Ruhmes-titel Balzacs geworden, dermaßen, daß er, im Vollgefühl be-ständig Neues, Gleichwertiges und selbst Bedeutenderes zu bringen, der auf Kosten anderer Schöpfungen wiederkehren-den Lobsprüche dieses einen Romans als seines Musterbuches bald überdrüssig wird. Das erste Blatt der Geschichte trägt die Inschrift: „Für Maria. Du, deren Bild die schönste Zierde dieser Arbeit ist, Dein Name sei hier wie im Haus ein ge-weihter Buchsbaumzweig. Man kennt nicht den Baum, von dem er stammt, doch der Glaube hat ihn geheiligt und fromme Hände ersetzen den welkenden durch neues Grün — zu Schutz und Segen dem Hause.“ Die Freundin, der diese Widmung galt, scheint die Geliebte gewesen zu sein, die zu Balzac das rührende Wort sprach: „Liebe mich ein Jahr, ich will Dich ein Leben lang liebhaben.“ Dem Bund mit Maria soll auch ein bald geschiedenes Töchterchen entsprossen sein. So ver-schwiegen Balzac über seine selbsterlebten Liebesromane war und so wunderlich er sich von seinen ersten Liebesbriefen an Madame Berny und späterhin an Eva Hanska, dann zu Berufsgenossen, Théophile Gautier, Léon Gozlan usw., über seine Enthaltbarkeit von Liebesgenüssen aussprach; so feier-lich er monate- und jahrelange Keuschheit als Vorbedingung ungebrochener künstlerischer Schaffensfähigkeit ausrief; so mönchisch abgeschlossen er im Arbeitsdrang, in der ihm durch innerlichen Trieb und äußerliche Geldnot allzu häufig auf-erlegte Fronpflicht in zwölf- bis achtzehnstündigen Tage-werken und Nachtschichten an seinen Schreibtisch gebannt

blieb — mündlicher und brieflicher Verkehr mit Freundinnen war ihm Lebensbedürfnis. Und mit niemandem pflegte er ausdauernder Briefwechsel als mit Madame de Berny, die letztwillig diese Korrespondenz vernichten ließ, und mit Eva Hanska, geborene Gräfin Rzewuska.

Einer verarmten Linie des in der polnischen Geschichte vielfach hervortretenden Grafengeschlechtes Rzewuski angehörig, war die 1805 Geborene achtzehnjährig einem mehr als doppelt so alten Großgrundbesitzer Hanski vermählt worden, der jahraus, jahrein sein Schloßgut Wierzchownia in der Ukraine bewohnte. Hanski war in Wien erzogen worden, nicht unbelesen, ein Enthusiast für italienische, besonders Rossinische Musik, erzreaktionär gesinnt, streng bis zur Härte gegen seine Leibeigenen und, so frei er seine junge schöne Frau gewähren ließ, gewiß nicht der Mann ihrer Wahl und ihres Herzens. Zur Bewirtschaftung der ausgedehnten Herrschaften Hanskis fehlte ihr Lust und Gelegenheit, für die landschaftlichen Reize des endlosen Weizenbodens ihres Besitzes hatte sie keine Empfänglichkeit, für die Poesie der Sonnenuntergänge auf der unabsehbaren Ebene, die das Töchterchen der späteren Lebensgefährtin Liszts, Fürstin Maria Hohenlohe-Wittgenstein, ihre Gutsnachbarin, träumen machte, keinen Sinn. Abgeschnitten von größerer Geselligkeit, war sie wesentlich angewiesen auf den Verkehr mit der Gouvernante des einzigen Mädchens, das ihr von fünf Kindern übriggeblieben war, einer Schweizerin aus Neuchâtel, Henriette Borel; mit ihr las sie begierig die neuesten französischen Bücher; Balzacs Frauenbilder in den Szenen aus dem Privatleben begeisterten sie, seine Ausfälle gegen ihr Geschlecht in der *Peau de chagrin* und der *Psychologie des Ehestandes* verdrossen sie ausnehmend, so daß sich immer stärker ihr Gelüst nach unmittelbarem Gedankenaustausch mit dem Schriftsteller regte. Dem Hexen-

meister eigenhändig zu schreiben, ihren Namen und Wohnort zu verraten, schien ihr bedenklich. Da kam sie, vielleicht beraten von der Borel, auf den Ausweg, Balzac durch dessen Verleger Gosselin einen von der Borel kopierten Brief zu bestellen mit der geheimnisvollen Unterschrift: „L'Etrangère.“ Als Balzac am 28. Februar 1838 die mysteriöse Zuschrift der „Fremden“ erhielt, die mit ihren überschwenglichen Lobsprüchen ein Preislied war, dessengleichen er trotz leiser Einsprachen gegen Einzelheiten nicht alle Tage vernahm, war er ratlos, wie er der rätselhaften Fremden antworten könnte. In der ersten Aufwallung überströmenden Dankes wollte er deshalb den Band, den er just druckfertig machte, den letzten Abschnitt des Buches „La femme de trente ans“ der Dame unter der Losung „Diis ignotis“ widmen und als Erkennungszeichen das Siegel des an ihn gelangten Briefes in getreuer Nachbildung beisetzen lassen. Eine Absicht, von der ihn Madame Berny mit dem Einwand abbrachte, eine derartige Kundgebung könnte taktlos wirken, ja der „Fremden“ sogar Verlegenheiten bereiten. Nun verstrichen Monate und Monate, von denen man nicht weiß, ob und wie sich Madame Hanska weiter vernehmen ließ. Eine entscheidende Wendung bewirkte ein dreiviertel Jahre nach dem ersten am 7. November 1832 Balzac zugekommener neuer Brief der Etrangère, der verzückt, um nicht zu sagen verstiegen, klang: „Ihr Genie scheint mir erhaben, aber es soll göttlich werden. Die Wahrheit allein soll Sie dahin führen. Ich sah Sie mit der Seele und sehe Sie voraus. Das ist mein einziges Talent. Es ist rein und gewaltig. Seine Quelle ist göttlich, seine Wahrheit heilig. Für Sie bin ich die Fremde und werde das mein Leben lang bleiben. Sie werden mich nie kennenlernen.“ Daß es die Fremde nicht ganz ernst nahm mit diesem Versteckensspiel, bewies die verblüffende Schlußwendung ihrer Zeilen: Balzac

möge den Empfang ihres Briefes in dem fast allein in Rußland zugelassenen Pariser Blatt, der ultra-konservativen „Quotidienne“, bescheinigen unter den Buchstaben „A l'E — h B.“ Der Dichter ließ daraufhin in dieser Zeitung die Anzeige einrücken: „Mr. de B. hat die für ihn bestimmte Sendung erhalten. Erst jetzt kann er durch diese Zeilen davon Nachricht geben. Er bedauert, daß er nicht weiß, wohin er seine Antwort senden soll. A l'E — h de B“ (die Initialen können ebensowohl Etrangère und Henri als Eva Hanska bedeuten). Seinem Verlangen wurde so weit willfahrt, daß ihm die Adresse einer Mittelsperson, vermutlich der Gouvernante Borel, bekanntgegeben wurde, unter der er der Etrangère schreiben könne. Noch hatte er keine Ahnung, wer die Fremde war, wie sie aussah und wie es um die Gaben ihres Geistes und Gemütes bestellt war, und doch richtet er sofort Liebeserklärungen an sie, girrt in Sehnsuchtsseufzern, versichert, in ihr die Verwirklichung seiner Träume, das weibliche Ideal errungen zu haben, das er von Jugend an vergeblich suchte und als einzigen Siegespreis seiner Künstlermühen und Studien erstrebte. Balzac selbst spricht in diesem ersten Brief an die Fremde von dem Frühlingssturm, den der Anruf der unbekanntem Wahlverwandten in ihm weckte, als von einer „romantischen Episode“: den unbefangenen, zumal einen nüchternen Leser stellt sie vor Rätsel seines Wesens. Nicht leicht sind größere Gegensätze denkbar als zwischen diesen ungestümen, das Innerste, Persönlichste zur Sprache bringenden Ansprachen Balzacs an eine Wildfremde, und Wilhelm v. Humboldts väterliche Briefe an eine wohl der Welt, doch nicht ihm unbekanntem Freundin und Prosper Mérimées weltmännische „Lettres à une inconnue“, die dem Dichter von Carmen wohlvertraut war. Die ungewöhnliche Beichte der Etrangère, die Balzac mit seiner noch ungewöhn-

licheren Beichte erwiderte, kennen wir nur aus spärlich erhaltenen Bruchstücken, die Madame Hanska keineswegs, wie Balzac ihr nachrühmt, als eine zweite Madame de Sévigné oder Fénelon vergleichbare Stilistin erscheinen lassen. Und doch entzündete sich seine Phantasie an ihren Schmeicheln, wie Märchenprinzen sich in Bilder verlieben, wie Brünhildens Freier sich durch Lieder für die ungeschaute, weltferne Jungfrau entflammen lassen. Die Briefe der Fremden gingen durch Balzacs Ohr in sein Herz trotz und vielleicht wegen mancher falscher Töne. Berührungspunkte fanden und mehrten sich im Verlauf der Korrespondenz. Als er hörte, daß sie von ihrer Mutter schlecht behandelt worden sei, bekannte und fühlte er sich als ihr Leidensgefährte. Nachhaltiger wirkte noch ein wundersames Zusammentreffen. In seinem zweiten Brief erzählt er ihr, daß er ein gänzlich evangelisches Werk vollende, das ihm wie eine dichterisch verklärte „Nachfolge Christi“ vorkomme. Lange bevor diese Mitteilung die Fremde erreichen konnte, hat sie, eine feurige Katholikin, Balzac einen in grünes Maroquinleder gepreßten Prachtdruck der *Imitatio Christi* ins Haus geschickt. Und Balzac, der seit jeher an Fernwirkungen glaubte, sah es als untrüglichen Beweis innerer Zusammengehörigkeit an, daß die Fremde zugleich mit und ganz unabhängig von ihm und seiner Wiedererweckung von Thomas a Kempis' Lebensregeln in seinem „Landarzt“ an die *Imitatio Christi* gedacht hatte. In seiner Arbeitszelle, die er wochenlang wie eine Mönchsklausur verschlossen hält, um ungestört ein paar Riesenaufgaben fertig zu bringen, erscheint sie ihm wie eine Schutzheilige, zählt er sie „unter jene fast stets unglücklichen Übriggebliebenen eines auf der Erde verstreuten Volkes, die hienieden selten genug zu finden sind, von denen aber jeder Eine seine eigene Sprache, sein eigenes Gefühlsleben hat, das in nichts dem

anderer Menschen ähnlich ist“. Im Glauben, in der Etrangère einem solchen Ausnahmewesen begegnet zu sein, veranlaßt er sie, regelmäßige Tagebücher zu führen und gegen die seinigen einzutauschen. Nun mußten alle für Balzac bestimmten Briefe und Aufzeichnungen der Fremden nach ihrem Geheiß vernichtet werden: seine (Bände füllenden) Briefe an Eva Hanska haben sich dagegen größtenteils erhalten, bewundernswerte Zeugnisse der Beharrlichkeit und Redseligkeit, mit der er ihr länger als ein halbes Menschenalter über sein Leben inmitten all seiner Geschäfte, Reisen, literarischen Leistungen Aufschluß gab; sie zeigen Balzac in seiner ganzen Selbsterkenntnis und Weisheit und dicht daneben in seiner ganzen Selbsttäuschung und Torheit, so daß sich die Widersprüche seines Wesens kaum irgendwo betrübender und belustigender offenbaren als in seinem Verhältnis zur Etrangère. Die erste Phase seines Briefwechsels reicht vom Beginn ihrer Korrespondenz bis zur ersten persönlichen Begegnung. In dieser kurzen Zeitspanne von zehn Monaten verherrlichen seine Hymnen die Etrangère, die er nicht besser kennt als Don Quixote die Dulcinea von Toboso. Von ihr möchte er durchaus nicht verkannt werden: darum verteidigt er sich angelegentlich gegen die Zumutung, verantwortlich gemacht zu werden für Meinungen und Taten leichtfertiger oder nichtsnutziger Träger seiner Fabeln. Was die Fremde in seinen Arbeiten als allzu grell abstößt, habe seinen Grund darin, daß er ein blasiertes Publikum scharf anpacken müsse, und da er alle Richtungen der Literatur durch sein Gesamtschaffen umfassen wolle, müsse er die Masse durch Masse zwingen und ein Monument aufrichten, das mehr durch Häufung des Materials als durch die Schönheit des Baues dauern solle. Diese pathetische Rechtfertigung und die Ankündigung neuer mächtiger Pläne — Balzac wollte in einem Roman „La bataille“ das Auf und Ab

der Schlacht von Eßling, alle Verschiebungen der Truppen, die Heere beider Lager, Napoleon beim Übersetzen der Donau schildern —, seine steten Umarbeitungen früherer Werke, des Chagrinleders und Louis Lamberts, beschäftigten die Fremde lange nicht so wie die ihre Eifersucht reizende Frage, wer die von ihm mit solcher Inbrunst gepriesene Dilecta und was an so vielen ihm nachgesagten Liebesabenteuern sei? Geduldig steht er in solchem Verhör Red' und Antwort. Die Dilecta sei seine mütterliche Freundin; ungemessene Arbeits- und Zahlungspflichten ließen ihm keine Muße zu Seitensprüngen; der Pariser Klatsch verdächtige ihn grundlos, weil er den Fluch der Berühmtheit zu tragen habe; mit der schönsten und verworfensten Kurtisane, dem Urbild von Vernets Judith, habe er verkehrt gleich den Herzögen von Duras und Fitz-James, weil sich in ihrem Haus, wie in der Allee der Champs-Élysées, viele Leute zufällig treffen können; er habe sie nach einem Zerwürfnis mit ihrem Geliebten Sue wieder versöhnt, später Rossini zuliebe, der diese Olympia (Pellissier) zur Mätresse nahm, mit ihr verkehrt; ihm selbst der die Etrangère über alles liebe, läge jede Untreue fern. Die Fremde läßt sich auch gern von anderen Berühmtheiten des Tages erzählen, und da Balzac so ziemlich alle Künstler und Literaten des letzten Jahrzehnts kennenlernte, weiß er ihr von George Sand, Victor Hugo, Janin, La Touche, Nodier und sonst noch vielen genug, nur wenig Erfreuliches zu berichten: als Mann von Mut und Ehre läßt er Scribe gelten, als Tugendspiegel rühmt er den Historiker Monteil, der eine Pension als ihm nicht gebührend ausschlug, die Brüder Johannot, die nur ihrer Zeichenkunst leben, und seinen Hausgenossen, den Maler August Borget, der nachmals von einer chinesischen Reise Bildertafeln heimbrachte, die Balzac in einer weit über den äußeren Anlaß hinausgreifenden Studie

beredete. Von seinem eigenen Werdegang meldet er mancherlei: seine Beobachtungsgabe sei durch seinen Lebenslauf geweckt und geschärft worden; gegen seinen Willen in allen möglichen Berufen umhergeworfen, habe er derart eine große Vorschule gehabt; als er dann in den höheren Schichten der Gesellschaft verkehrte, habe er Leiden und Kränkungen erduldet, die seine Menschenkenntnis mehrten; so wurde alles von ihm betrachtet und zergliedert, die Gesellschaft in ihren Höhen und Tiefen, die Gesetze, die Religionen, die Geschichte und die Gegenwart. Nach solchen Aufschlüssen über die eigenen Geschicke will er, daß auch die Fremde den Schleier ein wenig lüfte. Er bittet sie um eine Sepiazeichnung ihres Zimmers, nennt, als er wenigstens ihren Vornamen erfragt hat, eine Hauptgestalt im Landarzt, die tugendstrenge, jungfräulich reine Tochter jansenistischer Eltern Eveline, und klagt endlich unumwunden: „Ihre Briefe entzücken mich; sie werden immer liebenswürdiger. Aber es ist eine Qual, sich zu lieben, ohne sich zu kennen.“

Und unversehens winkt die Erfüllung des vordem scheinbar Unerfüllbaren. Das Ehepaar Hanski hat mit Genehmigung des Zaren zeitweilig Rußland verlassen. Die Fremde kommt nach Österreich, sie bereist die Schweiz und läßt ihn hoffen, sie, die noch immer ihren Familiennamen verbirgt, in Neuchâtel ausfindig zu machen. Dieser Lockung vermag Balzac nicht ohne weiteres zu folgen. Ihm fehlte, wie so häufig oder eigentlich immer, Zeit und Geld. Doch, trotzdem er just in einen aufregenden Prozeß mit einem Verleger verwickelt ist, der ihn wegen eines ausständigen Manuskriptes belangt hat, und in ärgster Geldklemme steckt, macht er das Unmögliche in wenigen Wochen möglich, verdient in zehn Tagen mit im Nu geschriebenen Büchern 100 Louisdor und fährt, unter dem Vorwand, eine neuartige, Millionengewinne verheißende



Papierfabrikation prüfen zu wollen, mit einem Buchdrucker nach Besançon. Angesichts ernster, arg bedrohter Vermögensinteressen seiner Mutter mußte er einen derartigen, triftig scheinenden Vorwand wählen, sonst würde man seine Reise für Verrücktheit ansehen. Von Besançon hat er nicht weit nach Neuchâtel, wo er nach vier im Postwagen schlaflos verbrachten Nächten am 26. September eintrifft. Nach seiner Ankunft meldet er, wohl wieder unter der Deckadresse der Gouvernante Borel, der Etrangère, daß er zwischen eins und vier auf die Vorstadtpromenade gehen werde: „Geben Sie mir um's Himmels willen Ihren Namen genau an.“ Über die Erkennungsszene der beiden liegen widersprechende Berichte vor. Nach einer Version soll Madame Hanska mit einem französischen Roman in der Hand erschienen und durch den Anblick des kleinen, dicken, ganz und gar nicht eleganten Fremden so betroffen gewesen sein, daß sie kehrtmachen wollte. Seiner Schwester schrieb Balzac dagegen: „Alles, was immer dem eitlen Tier schmeicheln kann, das sich Mann nennt und dessen eitelste Spielart vielleicht ein Dichter ist, habe ich gefunden. Doch was red' ich von Eitelkeit! Ich bin einfach glücklich in Gedanken und vorerst noch in allen Ehren übergücklich. Die Hauptsache ist, daß wir siebenundzwanzig Jahre alt und bewundernswert schön sind, daß wir die prachtvollsten schwarzen Haare der Welt, die liebliche, entzückend feine Haut der Brünetten, kleine verliebte Hände und ein siebenundzwanzigjähriges Herz haben, das ganz unschuldig ist. Kurzum, sie ist eine richtige Madame de Lignolle“, eine Figur im Faublas, „und von solcher Unvorsichtigkeit, daß sie mir am liebsten vor aller Welt um den Hals fallen würde. Ich sage Dir nichts von dem kolossalen Reichtum. Was hat das auch schließlich im Vergleich mit einem Meisterwerk von Schönheit zu bedeuten? . . . Im Schat-

ten einer großen Eiche haben wir uns den ersten verstohlenen Liebeskuß gegeben. Dann habe ich ihr geschworen, zu warten, und sie schwor mir, ihre Hand und ihr Herz für mich aufzuheben.“ Dieser vertrauliche Brief epilogiert seinem fünf-tägigen Aufenthalt in Neuchâtel. Noch viel deutlicher ist sein unmittelbar nach seiner Heimkehr aus Paris an die nach Genf weitergereiste Madame Hanska gerichteter Brief, die ihm mit einer Liebespost zuvorgekommen ist. Er duzt sein „angebotetes Lieb“ und ruft jubelnd: „Meine teuerste Eva, so liegt denn nun ein neues Leben, das wunderbar begonnen hat, vor mir. Ich habe Dich gesehen, habe mit Dir gesprochen, unsere Körper und unsere Seelen haben sich vereinigt... alle Begierden, die eine Frau, die liebt, entzünden will, habe ich durchgemacht, und schuld, daß ich Dir nicht sagte, mit welcher Glut ich mir gewünscht habe, daß Du einmal des Morgens zu mir kämest, war nur, weil ich mich zu ungeschickt einquartiert hatte. Es wäre gerade in diesem Hause gefährlich gewesen.“ Aber in Genf will er für ihre Liebe Geist für zehn aufwenden. Er beherzigt ihren Befehl: „Du mußt Dir vierzehn Tage des Glückes in Genf erarbeiten“ und schreitet an ein Unternehmen, das zur Voraussetzung hat, vorher 10000 Taler zu verdienen. Er verkauft für 27000 Franken zwölf Oktavbände größtenteils noch gar nicht geschriebener „Sittenstudien des 19. Jahrhunderts“: „Seitdem Chateaubriand seine fünfundzwanzig Bände auf zehn Jahre für 200000 Franken verkauft hat, ist kein ähnliches Geschäft mehr gemacht worden.“ Nun heißt es aber, die Wechsel, die der Verlag Balzac an Zahlungsstatt gegeben hat, an Mann bringen, eine lange Reihe neuer Bücher schreiben, ältere Werke überarbeiten. Man glaubt, Kapitel der Boheme-, Wucherer- und Schwindlergeschichten Balzacs zu lesen, wenn seine Briefe an die Etrangère seine Hetzjagd nach

Escompteuren dieser Wechsel schildern. Ein Geldgeber sagt ihm auf den Kopf zu: Nein! Denn wer bürgte dafür, daß Balzac lange genug leben bleibe, um den Verleger rechtzeitig mit Manuskripten zu bezahlen. Rothschild, der ihn auf der Straße freundschaftlich bei der Hand faßt, um ihn zum Wagen seiner Frau zu führen, wagt er nicht, um Einlösung dieser Wechsel anzugehen. Buchstäblich ohne einen Heller Geld kommt er auf den rettenden Einfall, seinem Arzt, seinem Holzhändler, seinem Hauseigentümer, seinem Schneider, seinem Gewürzkrämer seine Schulden mit diesen Wechseln zu bezahlen: dabei hat ihm der eine und andere ein paar hundert Franken herauszugeben, so daß er nach Zahlung dieser dringenden Rückstände und der Befriedigung anderer Gläubiger, obenan seiner Mutter und Schwester, 500 Franken übrig behält. Lange reichen die nicht. Wie der Spieler in Regnards Komödie nach argen Verlusten schwört, niemals wieder eine Karte zu berühren und gleich darauf der Versuchung nicht widerstehen kann, sich abermals an den Spieltisch zu setzen, schlägt Balzac alle guten Vorsätze, Haus zu halten, sofort in den Wind, wenn seine Liebhabereien ihn verleiten, Gastereien zu geben, Antiquitäten zu kaufen, bis seine leeren Taschen ihn zwingen, seine wenigen Wertsachen, Silbergeschirr usw. in das Leihhaus zu tragen.

So muß er den Termin seiner Abreise nach Genf von Woche zu Woche verschieben, obwohl er achtzehn von vierundzwanzig Stunden jedes Tages am Schreibtisch sitzt und dabei ein paar Armstühle kaputt macht. Eugénie Grandet und andere von den Unversieglichen „Improvisationen“ genannte bedeutende Schöpfungen müssen in die Druckerei, bevor die Verleger ihm Urlaub gönnen. Ihre Vorschüsse kann er nur mit fertigen Manuskripten einlösen, und Manuskripte gibt der gewissenhafte Künstler nicht aus der Hand, bevor sie seiner Selbst-



*Laure de Berny*



kritik standhalten. All das erfährt Eva durch seine Liebesbriefe, in denen stürmische Ausbrüche seiner Zärtlichkeit wunderlich genug mit Rechenexempeln und Finanzplänen wechseln, die seinen Geldnöten, wie er sich einredet, mit einem Schlag dauernd abhelfen werden. Eva bietet ihm einmal mitleidig Aushilfe an; ihre gute Absicht rührt ihn, er nimmt aber die kleine Gabe nicht an: „Sei tausendmal bedankt für Deinen Tropfen Wasser, er ist mir alles und nichts. Du siehst, was ein Tausender bedeutet, wenn man 10 000 im Monat nötig hat.“ In Wirklichkeit sieht Eva seine Bedrängnis nicht oder sie will seine Not nicht sehen. Sie überhäuft ihn mit Vorwürfen, weil er zu lange auf seinen zweiten Besuch warten läßt. Sie erwidert seine feurigsten Liebeserklärungen mit Ausbrüchen von Eifersucht und kündigt (vielleicht in Anwendungen von Reue) die Absicht an, in Fribourg zur Beichte zu gehen, ein Vorhaben, von dem sie Balzac, obwohl oder weil er 1824 seine unparteiische Geschichte der Jesuiten schrieb, eindringlich warnt, weil dort Jesuiten im Beichtstuhl sitzen. Verwundert hört er, daß sie die Contes drolatiques gelesen habe: die Entrüstung, mit der die emanzipierte George Sand den Zynismus dieser Gauloiserien abwies, hat die Polin nicht verspürt. Und Balzac hat bei allem Kult für „das Licht seiner Tage, die Leuchte seiner Nächte, seine Sehnsucht, sein Idol“ ihre „ein bißchen breite Aussprache“ so wenig überhört, als er ihren „gutherzigen und, erlaube mir zu sagen, mein lieber Engel, sinnlichen Mund“ übersehen hat. Seine durch Überanstrengung hervorgerufenen Nervenschmerzen, die Drohungen der Ärzte, er werde sich durch seine Zwangsarbeit eine Gehirnentzündung zuziehen, fechten Eva nicht an; sie achtet nicht auf seine Vorstellung: „Ich muß, ehe ich abreisen kann, vier Bände im Druck fertig, fünf Zahlungstermine erstreckt, 8000 Franken bezahlt haben, und die vier

Bände haben hundert Bogen oder hundertmal sechzehn Seiten, von denen jede drei- bis viermal durchgesehen werden muß, ohne die Manuskripte mitzuzählen.“ Unbelehrbar und unbekehrbar verargt Eva dem Dichter jeden Tag der Verzögerung seiner Ankunft, immer neue vermeintliche Nebenbuhlerinnen nennt sie dem geduldig Erwidernden: „Mein schönes geheimes Leben tröstet mich für alles. Du würdest zittern, wenn Du all meine Sorgen kennen würdest, die ich, wie Napoleon, auf meinem Schlachtfeld vergesse. Wenn ich mich an meinen kleinen Tisch setze, dann lache ich, dann bin ich ruhig. Dieser kleine Tisch soll einmal meinem Liebling, meiner Eva, meiner Frau gehören.“ Daß ihr Gatte noch lebt, bekümmert die beiden scheinbar gar nicht. Gelegentlich richtet Balzac an Madame Hanska einen zeremoniös förmlichen Brief, der Herrn v. Hanski, der keine Ahnung vom Liebeshandel der beiden hat, täuschen soll, ein andermal stiftet er mit einem verbindlichen Begleitschreiben dem arglosen Gatten ein Autogramm Rossinis.

Weihnachten 1833 stellt sich der Dichter endlich in Genf ein. Während seines sechswöchigen dortigen Aufenthaltes ist er tagtäglich Gast des Hauses Hanski, der fröhlichste Gesellschafter des von seiner Laune entzückten Gatten, bei Ausflügen zu den mutwilligsten Streichen aufgelegt: in der Villa Diodati tanzt er in dem großen Salon, in dem nach der Sage Lord Byron sich berauscht haben soll, einen tollen Galopp. In der Genfer Gelehrten- und Schriftstellerwelt, im Hause des Botanikers Candolle und des ehrwürdigen Historikers Sismondi wird er herzlich aufgenommen. In seiner stillen Herberge wird er jeder Gunst Evas teilhaftig. An Szenen läßt es Frau Hanska trotzdem oder eben darum doch nicht fehlen; das harmloseste Gespräch, das er in geselligem Kreise mit anderen Frauen führt, reizt Eva zu hitzigen Anklagen, und in

einer tyrannischen Aufwallung mutet sie Balzac einmal zu, mit ihr in der Rue Cassini zu hausen oder Frankreich im Stich zu lassen und ihr überallhin zu folgen. Dabei denkt sie nie daran, ihren Mann, wie die Sand das getan, für immer zu verlassen. „Genius meines Lebens,“ so entgegnet Balzac auf dieses Ansinnen, „nur meine Armut hindert mich. Ich gäbe gern um 2000 Dukaten mein Talent hin und wollte wie Dein Schatten nicht von Dir weichen. Willst Du zurück nach Wierzchownia? Ich zieh' Dir nach und bleib' mein Leben lang dort. Aber dazu bedarf es eines Vorwandes. Ich Unglücklicher“, der ein Ehrenmann und als solcher seiner Pflichten eingedenk war, „kann Paris nicht verlassen, ohne meine Verleger und meine Gläubiger befriedigt zu haben.“ Im Taumel seines Liebesrausches vergaß er auch sonst nicht seiner Aufgaben. Nur seine Tagesstunden gehörten dem Haus Hanski in der Villa Mirabaud, von Mitternacht bis zum Mittag arbeitete er, just ebenso wie in Paris; aus seiner Herberge de l'Arc aux Eaux-vives datierte er das Vorwort zum dritten Zehnt der Contes drolatiques; in demselben Genfer Gasthof schrieb er an der Duchesse de Langeais; in Genf ließ er sich auch eine Schöpfung durch den Sinn ziehen, deren Widmung Eva zugedacht war: Seraphita. „Sie soll wie Fragoletta“, von Latouche, ein Roman, dessen Hauptgestalt ein Hermaphrodit war, „zwei Naturen in sich tragen, aber mit dem Unterschied, daß ich mir dieses Geschöpf als einen Engel vorstelle, der bei seiner letzten Wandlung seine irdische Hülle zerbricht, um gen Himmel zu fahren. Er wird von einem Mann und einer Frau geliebt, denen er, zum Himmel entschwebend, sagt, daß sie beide nur in die Liebe verliebt waren, die sie miteinander verband und die sie in ihm, dem reinen Engel, verkörpert sahen; er offenbart ihnen ihre gegenseitige Neigung und überläßt sie ihrer Liebe, während er selbst dem Erdenjammer entrückt wird.“



Jahre hindurch hat er seine besten Kräfte an dies mystisch unwitterte, von Swedenborgschen Schwärmereien erfüllte Werk gesetzt, zu dem Louis Lambert das Vorspiel sein sollte. Zu den Monumentalwerken Balzacs wurde und wird die nach der Vollendung der Geschichte in der Tat „einer Polin“ zugeeignete Dichtung so wenig gezählt, wie zwei Bücher, die aus seinen frei umgestalteten Erlebnissen mit Eva Hanska erwachsen: die selbstbiographisch gehaltene, auf den Schauplätzen der Anfänge seines Liebesromans mit der Polin, in Besançon, Genf und am Vierwaldstätter See, spielende Geschichte Albert Savarus. Und der auf einem Entwurf von Madame Hanska aufgebaute Roman *Modeste Mignon*, in dem ein schwärmerisch angelegtes Mädchen, ohne sich zu nennen, einen Briefwechsel mit einem berühmten Poeten anknüpft, der die Beantwortung dieser Episteln seinem Sekretär überläßt, der zuletzt wirklich das Fräulein als Braut heimführt. Keines dieser auf den Verkehr mit der Fremden zurückgehenden Werke hat dem Dichter Balzac besonderes Glück gebracht. Und ob die Verflechtung der Lebensschicksale der beiden dem Menschen Balzac zum Heil ausschlug, bleibt eine schwer lösbare Frage für seine Biographen. In Genf versicherte er sie seiner leidenschaftlichen Liebe: sie sei Anfang und Ende seines Trachtens: „Du wirst die junge *Dilecta* sein, und schon nenne ich Dich die *Praedilecta*.“ Das war voreilig. Dem Überschwenglichen sollte durch zweifellose Erfahrungen im Laufe der Zeit offenbar werden, daß seiner ersten Freundin keine zweite gleichkam an selbstloser Hingebung, und daß insbesondere Eva Hanska die letzte war, die verdient hätte, Madame de Berny an die Seite gestellt zu werden.

## DIE ANFÄNGE DER COMÉDIE HUMAINE

Zwischen dem Genfer Abschied Balzacs von Eva und dem Wiedersehen der beiden in Wien liegen fünfviertel Jahre. Während dieser Zeit, vom Februar 1834 bis zum Mai 1835, verging keine Woche, in der er nicht ernstlich vorhatte, dem Zug seines Herzens zu folgen und Madame Hanska, die mit ihrem Mann und ihrer Tochter Anna aus der Schweiz nach Italien und Österreich reiste, neuerdings zu besuchen. Allein Schwierigkeiten aller Art hielten den Dichter in Paris fest. So sehr das den Liebenden schmerzte, dem Dichter kam es zugute, daß sein Schaffen keine Unterbrechung erlitt. In einem und demselben Jahr 1834 überraschte er die Lesewelt mit zwei neuen Romanen, „La recherche de l'absolu“ und „Le Père Goriot“, die, nach seinem Wort so weit voneinander entfernt wie Grönland von China, dauernd fortleben in der Weltliteratur, und er fand überdies die Lösung der längst in ihm gärenden Zweifel, wie er seine von ihm sogenannten „1001 Nächte des Okzidenten“ in ein Ganzes zusammenschließen könnte. Er zeichnete den Grundriß einer Riesenarchitektur, deren Fundamente, Fronten, Seitenflügel, Fresken, Bildsäulen, Zieraten seine Zyklen aus dem Pariser-, dem Provinz-, Soldaten- und Landleben, die philosophischen, geschichtlichen, mystischen Phantasiestücke mit dem Arabeskenschmuck der Contes drolatiques bilden sollte. Immer deutlicher trat aus dämmernden Umrissen

der Plan eines Wunderbaues vor ihn, zu dessen Abschluß er noch ungezählte Blöcke würde herbeischleppen, behauen, von den Grundmauern bis zum Giebel in runder Form an die rechte Stelle würde rücken müssen, das Monumentalwerk, das er acht Jahre später die *Comédie humaine* nannte, und das vielleicht zutreffender die *Comédie balzacienne* heißen würde, als das bunte Abbild der Gestalt, die Zeit und Welt in seinem Geist angenommen hatten.

Bei seiner Ankunft in Paris erwarteten ihn verhängnisvolle Neuigkeiten. Frau v. Berny war schwer erkrankt. Als er zu ihr eilte, erschien sie ihm nach den sechs Wochen ihrer Trennung um 20 Jahre gealtert, und in ihren verfallenen Zügen sah er, wie ehemals bei seinem Vater, früher als alle anderen das nahe bevorstehende Ende voraus. In Klängen, wie sie so rein nur aus einem tiefen Gemüt kommen können, klagte er Eva sein Herzeleid, ließ er vor der neuen Geliebten die ganze Glorie der alten *Dilecta* aufleuchten. Anderes Unheil hatte seine nächste Familie betroffen. Sein jüngerer Bruder Henri, das Herzblatt der Mutter, ein haltloser Mensch, hatte nach argen Irrungen durch Honorés Fürwort ein Ämtchen in den Kolonien bekommen und dort eine unbedachte, folgenschwere Ehe geschlossen. Vergebliche Geldopfer für den verlorenen Sohn hatten Mutter Balzac zu Geschäften verleitet, die man, wie er Eva schrieb, „in Frankreich als anständiger Mensch einfach nicht machen kann“, und Honoré mußte mit ihr und dem Ehepaar Surville Familienrat halten, opferwillig eingreifen. Dazu kamen geschäftliche Verdrießlichkeiten, Verlegerquerelen, Geldsorgen ohne Ende. Rettung aus allen Anfechtungen suchte Balzac, indem er sich nach seinem Gleichnis wie Empedokles in den Krater, in die rauch- und feuerspeiende Esse seiner Schmiede stürzte. Mit- und Nachwelt hat es wenig zu bekümmern, unter welchen Wehen Kunstwerke geboren

werden: der Kenner wägt bloß ihren Wert. Bei Balzac ist — abgesehen von solcher sachlichen Würdigung seiner Leistungen, die übrigens jeder unbefangenen Beurteilung standhalten — menschlich das Phänomen von Belang, wie es möglich war, in zwanzig Jahren mehr als 100 Bände nicht nur neu zu schreiben, sondern in sich niemals genugtuender Selbstquälerei zehn-, zwölfmal umzuarbeiten als „Gießer, Ziseleur, Bildhauer, Steinmetz, Goldarbeiter, Denker und Dichter“. Er gemahnt an Thor, der ein Trinkhorn an die Lippen zu setzen glaubt und ahnungslos das Meer austrinken soll. Um seine Lieblingswendung zu wiederholen, wie ein Bär, der seine Jungen leckt, putzt und säubert er Blatt um Blatt seiner Manuskripte, und noch ausgiebiger seine mit Sternchen, Kreuzchen, Pfeilen, Dukaten- und Tierkreiszeichen bis zur Unleserlichkeit überdeckten Bürstenabzüge. Kein Pariser Setzer will mehr als „eine Stunde Balzac“ auf sich nehmen. Fahnen Balzacs, die zum sechsten- oder zwölftenmal wieder in die Druckerei zurückwandern, erinnern an die nach dem Abbrennen eines Feuerwerks verkohlt zurückbleibenden Latten des Gerüsts. So grausam ging Balzac nicht bloß aus künstlerischer Gewissenhaftigkeit mit sich ins Gericht. Wohl kannte er, wie Flaubert, die Qualen, „les affres“ eines nach unbedingter Vollendung strebenden Großmeisters französischer Prosa, „la soif de la perfection“: Balzac litt überdies unter dem Bewußtsein der Ungleichmäßigkeit seines Stiles. Kenner von der Zuständigkeit Gautiers und Taines haben manches Kühne, Neugefundene, Moderne in Balzacs viel angefochtener Sprache mit Recht gelobt; sein scharfer Kritiker Sainte-Beuve verglich seine aparte Schreibart mit der Beweglichkeit der ausgeturnten Glieder hellenischer Ringer. In hochmütigen Stunden behauptete Balzac selbst, nur drei Zeitgenossen könnten Französisch schreiben: Gautier, Victor Hugo, Balzac; in weit häufigeren, kleinmütigen Stimmungen beklagte

er, daß und wieviel ihm die Natur an Leichtigkeit und Ausdrucksfähigkeit versagt hatte. Und weil er selten die deckende Form für seine vielfach zum erstenmal ausgesprochenen Gedanken, von keinem anderen gewählten Vorwürfe fand, holte er die Meinung verschiedener Sachverständiger ein: dabei traf er ausnahmsweise auf Künstler vom Schlage Gautiers. Der ließ manche Regelwidrigkeit gelten, weil sie von einem Manne herrührten, der eher berufen war, Regeln zu geben als zu empfangen. Die Sprache des 17. und 18. Jahrhunderts reichte, wie Gautier in seiner Balzacstudie nach dem Tod des Romaniers einsichtig erkannte und anerkannte, nicht hin, um die Vielfältigkeit der modernen Einrichtungen, Bauten, Mobiliare, Typen erschöpfend zu beschreiben. „Balzac mußte sich darum eine besondere Sprache schmieden, deren Bestandteile, wenn es Not tat, aus allen gewerblichen und wissenschaftlichen Fachausdrücken, aus dem Rotwelsch der Theater und Ateliers, der Gefängnisse und Seziersäle geholt werden mußten.“ Jedes Wort, das den Kern der Dinge traf, war da willkommen, und um solchen Eindringlingen Platz zu schaffen, war es geboten, Schaltsätze einzufügen, das Satzgefüge zu erweitern: Grund genug für oberflächliche Kritiker, zu sagen, daß Balzac nicht schreiben konnte. Er hatte aber, obwohl er das selbst nicht glaubte, einen Stil, und zwar einen sehr schönen Stil, den notwendigen, unersetzlichen, mit mathematischer Folgerichtigkeit sich ergebenden Stil seiner Idee.“ Solche Vorzüge täuschten Balzac nicht über viele Mängel seiner Manier. Abhilfe suchte er denn auch bei Schulmännern, bei „seinen“ pedantischen, überpedantischen „Boileaus“, und er weinte, wie er Eva schrieb, Tränen der Verzweiflung, wenn solche Kleinmeister ihm in längst anerkannten Romanen, den Chouans, dem Chagrinleder, hunderte von wirklichen oder eingebildeten Verstößen gegen Herkommen und Sprachgebrauch vorhielten. Als unbarmher-

zigster Kritiker seiner Texte hörte er auf derartige Rügen seiner Merker; bei jeder neuen Korrektur und erst recht bei jeder neuen Auflage arbeitete er seine Bücher um, oft auf Kosten der Wucht seiner ursprünglichen, treffenderen Wendungen. Wie mit dieser mühseligen Arbeitsweise die Schnelligkeit und Fruchtbarkeit seines Schaffens in Einklang zu bringen ist, bleibt ein ebensolches Rätsel, wie die Rastlosigkeit seiner Phantasie, die, während er Buch um Buch für die Öffentlichkeit fertig machte, zugleich mit zahllosen, bis ins Kleinste ausgedachten Entwürfen spielte: „Es muß alles aufmarschieren“, so schrieb er der Geliebten, „die leichte Groschenliteratur, wie die Sittenstudien und die großen Gedanken, die kein Verständnis finden, wie Louis Lambert, Seraphita, Birotteau usw.“

Vergebens baten befreundete Ärzte, Maß zu halten; umsonst stellten sie ihm vor, seine Nachtwachen, die er nur durch künstliche Reizmittel, übertriebenen Genuß von Kaffee, möglich machte, die Überspannung seiner Kraft in ununterbrochener sechzehn- bis achtzehnständiger Arbeitszeit, würde, wie bei Broussais und Dupuytren, Gehirnentzündungen und vorzeitiges Ende zur Folge haben. Seine „furie balzacienne“ war nicht zu bändigen: er wollte und er konnte seine Schaffenswut nicht zügeln; wohl war ihm nur im Fieber, in der dämonischen Betätigung seiner künstlerischen Triebe. Von Verlegern und Zeitungsleitern dieser unablässigen Regsamkeit willen bald und mit Recht als der fruchtbarste Romancier ausgerufen, gedachte der Erzähler, nicht zum wenigsten zur Stärkung seiner Einnahmen, auch als Dramatiker sich hervorzutun. Trotz Schiller nahm er eine Tragödie Don Philipp und Don Carlos in Angriff: Carlos (so setzte er Eva als Ergebnis kritisch kaum einwandfreier Quellenstudien auseinander) sei in Liebe mit der Königin eins gewesen; hinreichende Beweise

lägen vor, daß das Kind, an dem sie starb, vom Infanten war; in seinem Stück seien die Königin und Carlos schuldig; mit dem König und Carlos treibe Don Juan d'Austria sein Spiel; er folge Schritt für Schritt der Geschichte. Wie weit die Ausführung des Planes gedieh, der Balzac beschäftigte, steht dahin. Wie sorgsam er bemüht war, mit Philipp II., seinem Hof und seiner Zeit vertraut zu werden, bewies ein acht Jahre hernach gespieltes Drama „Les ressources de Quinola“, das weiterhin eingehender zur Sprache gebracht werden soll. Für andere Komödien suchte er, der sich noch nicht allein auf Bühnenkenntnis verlassen wollte, Mitarbeiter zu gewinnen. Mit Jules Sandeau fing er ein Schauspiel an, „La grande Made-moiselle“, die Geschichte Lauzuns und seiner Heirat mit der Prinzessin von Montpensier, das mit dem Wort schließen sollte: „Marie, zieh' mir die Stiefel aus.“ Mit Arago plante er ein Drama „Les courtisans“. An Monnier wollte er sich wenden zur gemeinsamen Ausarbeitung einer Posse: „Prudhomme bigame“, die spaßhafte Schreckensnacht der von Monnier geschaffenen stehenden Figur des Pariser Einfaltspinsels, dessen Frau heimlich einen Maskenball mitmacht und an ihrer Statt eine Gliederpuppe in das Ehebett legt.

Keiner dieser Anläufe führte weiter. Erholung und Erhebung gewährten dem Vielgeplagten, Vielgetäuschten musikalische Musteraufführungen. Begeistert für die Tonkunst, die er über alle anderen Künste, mit Inbegriff der Poesie, stellte, schwärmte er für die Konzerte des Conservatoire, fühlte er sich insbesondere hingerissen durch Beethovens Fünfte Symphonie, die er wiederholt auch in seinen Schöpfungen hymnisch preist. Die Glanzzeit der Italienischen Oper mit der Grisi, mit Rubini, Tamburini und anderen weltberühmten Meistersängern machte er als vielberufener Obmann der „Cannophilen“ mit seinem legendarischen Stock in der

Loge der „Tiger“ mit, zu denen auch der vertriebene Diamantenherzog von Braunschweig gehört. Seiner chronischen Geldklemme nicht achtend, will er diesen „Tigern“ „ein ganz unvernünftig prunkvolles Diner geben. Es kommen Rossini und seine Olympia, die präsidieren wird, Nodier, Sandeau und ein gewisser Bohain“, der Begründer der „Europe littéraire“, „ein Mann von großer politischer Bedeutung, der ungerichterweise einen schlechten Ruf hat. Ich tische (wie er Eva schreibt) die vorzüglichsten Weine Europas auf, die größten Leckerbissen, die seltensten Blumen, kurzum, ich will mein Bestes geben“. Und dieses Diner machte (wie er Eva auf ihre Frage nach dem Ausgang meldete) „Furore. Rossini erklärte, er habe bei keinem Fürsten ähnliches gesehen, besser gegessen und getrunken. Es sprühte von Geist. Die schöne Olympia benahm sich anmutig und klug und war einfach vollkommen. Latour-Mézeray“, ein vielgewandter Zeitungsmann, „war der geistreichste von allen: er hat das Kreuzfeuer von Rossini, Nodier, Malitourne mit glänzenden Salven beantwortet. In diesem Feuerwerk war der Hausherr nur der bescheidene Anzünder, der die Luntten an den Feuerrädern ansteckte. Ecco.“ Zweifellos bedurfte und verdiente Balzac nach den Kasteiungen in seiner einsiedlerischen Werkstatt ungewöhnliche Feste: den Haushalt seiner Finanzen verbesserten sie jedoch gewiß nicht, und in seiner Familie wie bei Frau Hanska begegneten sie unverhohlener Mißbilligung.

Es war nicht die einzige und lange nicht die stürmischste Beschwerde Evas. Ungemein eifersüchtig verhörte sie bei jedem Frauennamen, den Balzac gelegentlich erwähnte oder fremdes Gerede ihr zutrug, wie ein Strafrichter den jedesmal (nicht immer wahrheitsgemäß) seine Unschuld Beteuernden. Leichter fiel es ihm einmal, den armen Ehemann zu begütigen. Einer seiner Liebesbriefe, der Eva mit Du anredete, war



in Herrn v. Hanskis Hände gefallen. In einem entschuldigenden Schreiben an den Gatten redete sich Balzac damit aus, daß die Frau Gräfin ausnehmendes Wohlgefallen an der Heldin der Chouans geäußert habe: im Vertrauen darauf hätte er sich erlaubt, einen im Spaß an eine imaginäre Doppelgängerin Marie de Verneuil gerichtete Epistel an Madame de Hanska gelangen zu lassen. Das Erstaunlichste an dieser des Erzählers der „Schwänkigen Geschichten“ nicht würdigen Notlüge bleibt, daß Hr. v. Hanski sie gläubig hinnahm. Er priest Balzacs „Landarzt“ als moralische Tat, machte dem Dichter Malachitvasen zum Geschenk und erinnerte sich oft und gern an seine Genfer Schnurren. Und nach wie vor liefen zwei Reihen von Balzacs Briefen an Eva nebeneinander her: sachlich kühle, dem Ehepaar geltende und jeden Zweifel ausschließende leidenschaftliche Ausbrüche, nur für die Geliebte bestimmte. Das Doppelspiel verletzt doppelt durch die Selbstverständlichkeit, mit der Balzac und Eva die Täuschung des Gatten betrachteten und behandelten.

Balzacs Bekenntnisse gehen schwunghaft an seine Beichtmutter weiter; wortkarger wird er nur, wenn, mit Hebbel zu reden, der Herrgott bei ihm einkehrt, wenn ihn ein Rausch des Schaffens überrascht und Motive finden läßt, die seiner Art und Kunst zum Sieg verhelfen, wie Eugénie Grandet, „Le Père Goriot“ und die vom Juni bis September 1834 in hundert Nächten vollendete „Recherche de l'absolu“. Von keinem dieser drei Meisterromane macht er in den Briefen an Eva vor deren Ausgabe viel Aufhebens: der Recherche de l'absolu gedenkt er nur, um Ablaß für den Scherz zu erbitten, einen folgenreich in die Handlung eingreifenden polnischen Offizier Wierzchownia genannt zu haben: so hieß das Ukrainer Gut der Hanskis. Mit keiner Silbe deutet er an, wo er den Stoff aufgriff. Gautiers anekdotische Überlieferung, den

Anstoß habe die Firma eines Ziegel- und Steinhändlers Lassolu gegeben, die auf die Planke des Zaunes gepinselt war, der Balzacs Gartenpavillon in der Rue Cassini umsäumte, ist nicht ernst zu nehmen. Ein Buch von solcher Bedeutung dankt seinen Ursprung keinem Zufall, es ist aus dem Innersten des Dichters geholt, der wesensverwandte Züge mit seinem Helden aufweist.

Balthasar Claës stammt aus einem Patriziergeschlecht der Niederlande. Sein Ahnherr, der als nackensteifer Widersacher Karl V. hingerichtet wurde, lebt im Gedächtnis seiner Landsleute als Freiheitsheld fort. Seine Nachkommen haben Ansehen und Reichtum des Hauses in Douai erhöht; mit seinen Sammlungen, Bilder- und Silberschätzen ist es ein von Balzac liebevoll und treu gemaltes Muster flandrischer Gediegenheit und Behäbigkeit. In jungen Jahren hat Balthasar in der Pariser Gesellschaft verkehrt und aus Liebhaberei bei Lavoisier chemische Studien gemacht. Heimgekehrt wählt er keine der reichen, schönen Erbtöchter von Douai zur Frau: seine Neigung gewinnt ein verwachsenes, hinkendes Mädchen, Sproß einer spanischen Herzogsfamilie, Pepita, durch ihre Anspruchslosigkeit und Seelengüte. Jahrzehntlang krönt reinstes Glück die mit Kindern gesegnete Ehe. Pepitas Dankbarkeit und Zärtlichkeit für ihren edlen Gemahl ist ohne Grenzen, und als ihr unvermutet ansehnliche spanische Erbschaften zufallen, achten die beiden kaum auf diese Mehrung ihres Besitzes: ihnen genügt die Eintracht ihrer Herzen. Dieses Idyll wird jählings und für immer zerstört durch einen polnischen Offizier, der eines Nachts als Einquartierung in das Haus Claës kommt. Wierzchownia ist Soldat wider Willen, nur durch die Kriegsläufe zum Waffendienst gezwungen; seinem Beruf nach ist er Naturforscher, von dem Wahn erfüllt, aus Kohlen Diamanten kristallisieren zu können. In seinen Versuchen

lahmgelegt, entwickelt er Balthasar mit hinreißender Beredsamkeit seine Lehren, die Möglichkeit, das Absolute, den Stein der Weisen zu finden. Von Stund an wird Claës ein anderer. Er nimmt seine chemischen Experimente auf, verbringt Tag und Nacht mit seinem gläubigen Faktotum im Laboratorium und verrennt sich mehr und mehr in die fixe Idee, daß ihm beschieden sein werde, was ungezählten Vorgängern früherer Jahrhunderte versagt geblieben: der Triumph der Alchimie. Was anfangs halb und halb Spiel war, wird bald Leidenschaft und endlich alles verzehrende Manie. Pepita und die Kinder lassen den Hausvater lange, allzu lange gewähren. Er opfert seinen Phantasmen seine und ihre Habe; Stück um Stück alten Hausrates verschwindet; die Gemälde, das Silber, die Tulpenzucht, Forst und Felder der Claës werden verkauft oder belastet. Noch härter trifft Pepita die Lieblosigkeit, mit der sich Balthasar den Seinigen entfremdet. Als endlich der drohende Zusammenbruch die Nachsichtige nötigt, Claës zu bitten, der Kinder willen Einhalt zu tun, verspricht er das, scheinbar ernüchtert. Stärker als alle Gelübde erweist sich aber der unbezwingliche Glaube des Forschers, auf dem rechten Weg zu einer welterleuchtenden Entdeckung zu sein. Rücksichtslos reißt er die Seinigen in ihr wirtschaftliches Verderben. Grausamer als durch die Wagestücke an seinem Feuerherd, als deren zufällige Zeugin seine Frau in Lebensgefahr kommt, wird Pepita durch Balthasars Unbelehrbarkeit und Unbekehrbarkeit getroffen. Sie erliegt ihrem Kummer. Ihre Tochter Margarete, der sie als Vermächtnis auftrag, mit aller dem Vater schuldigen Schonung die Zukunft der Geschwister zu retten, tritt Balthasar fester entgegen; doch auch ihr entwindet er durch die Drohung des Selbstmordes ihr Spargut. Als der letzte Heller nutzlos verschlungen und Balthasar gezwungen ist, in der Bretagne Steuerbeamter zu wer-

den, brechen durch Margaretens Tatkraft bessere Zeiten für die Familie in Douai an. Nach seiner Heimkehr verfällt Claës indessen der alten krankhaft gesteigerten Passion, die ihn schließlich dermaßen herabkommen läßt, daß die Gassenjungen den kläglich verarmten Greis auf der Promenade als Hexenmeister höhnen und mit Kot bewerfen. Der Schimpf hat einen Schlaganfall zur Folge. Balthasar siecht scheinbar bewußtlos hin, bis er unmittelbar vor dem Tode den Ruf „Heureka!“ ausstößt: der letzte Gedanke seines wirren Hirns gilt dem vermeintlichen Fund des Steins der Weisen, nicht dem Unheil, das er über sich und sein Haus gebracht.

Balthasars Lebenslauf könnte den Text einer Krankengeschichte, den Anlaß zu einer Strafpredigt, die Warnungstafel eines abschreckenden Beispiels geben: nichts von alledem bezweckt Balzacs „philosophische Studie“. „Ist das Genie“, so fragt der Dichter wohl auch im Hinblick auf sich selbst, „nicht ein beständiger Exzeß, der Zeit, Geld und Leib verzehrt und dem Hospital noch schneller zuführt als böse Leidenschaften, und doch scheinen die Menschen mehr Achtung für die Laster zu haben als für das Genie, denn sie weigern sich, ihm Kredit zu gewähren“: darunter dürfte Balzac ebensowohl Geld- als Glaubens- und Ruhmeskredit in der Gegenwart auf kommende Einlösung in der Zukunft verstehen. Balthasar zu verdammen, liegt Balzac fern, so warm er für Pepita fühlt. Er läßt uns den lautereren, alles hintansetzenden Forscherdrang begreifen, den Wagemut des Entdeckers, der das eigene Leben und die Existenz aller ihm Nahestehenden für nichts achtet, wenn es den höchsten Einsatz, die Aufdeckung der letzten Naturgeheimnisse gilt. Balthasar vertröstet sich von einem Fehlschlag zum andern mit der Zuversicht, am Ende recht zu behalten gegen alle kleinmütigen Zweifler. Daß er dann mit einem Zauberschlag alle Verluste wettmachen, alle Schulden

tilgen, Weib und Kindern Diamanten und Goldbarren würde schenken können, ist ihm nicht die Hauptsache: das Ziel seines Strebens ist, die Wahrheit zu enträtseln, neue Wege zu erschließen, wie das nach ihm opferfrohen Pfadfindern gelang, die nicht immer Fachgelehrte waren, wie Zeppelin. Wer solche Gedankengänge nicht in der Recherche de l'absolu suchen will, kann es sich genügen lassen, den Künstler anzuerkennen: Balzac hat das Stadtbild von Douai, die Gestalten von Balthasar, Pepita, Margarete, das Faktotum Lemoulquiner mit ebenso sicherer Hand festgehalten wie den Kreis von Vater und Tochter Grandet in der Enge ihres Saumurer Hauses.

In rascher Folge hatten sich immer mehr, immer bedeutendere Schöpfungen Balzacs die Gunst immer weiterer Leserkreise erobert. Daß der Romancier in der aufsteigenden literarischen Bewegung der dreißiger Jahre in die vorderste Reihe der Jüngeren, daß er Hugo, Musset, Mérimée, Stendhal zur Seite getreten war, konnten auch widerwillige Berufsgenossen nicht leugnen; der seiner bissigen Urteile wegen gefürchtete Neidhart Latouche, der sich nach regem Verkehr mit dem Anfänger plötzlich und für immer mit Balzac entzweit hatte, sagte verdrießlich zu einem gemeinsamen Bekannten: mit seiner Zähigkeit wird er uns alle miteinander überleben und einscharren. Bei dem Anteil, den das Schaffen des Uermüdlichen in der Menge weckte, konnte es nicht ausbleiben, daß auch Kenner von Gewicht den Gründen dieses Erfolges nachgingen: Charles de Bernard, ein in der Freigrafschaft ansässiger begabter Erzähler, hatte die *Peau de chagrin* willkommen geheißen, Philarète Chasles als Herold derselben Dichtung seine Stimme erhoben. Als Balzac hernach die Sammlung seiner Szenen aus dem Privatleben vorbereitete, hielt er es für ratsam, zur Hebung des

Absatzes Anzeigen zu veranlassen; zu seinem Ekel bemerkte ihm der Verleger daraufhin, daß jeder Feuilletonist auf seiner Preisliste stehe. Der Anwurf dürfte in solcher Allgemeinheit nicht einmal auf alle Mitarbeiter von kleineren Blättern zutreffen sein, und in der Revue des deux mondes nahm ein Mann, dessen Unantastbarkeit außer Frage stand, La recherche de l'absolu zum Ausgangspunkt einer Balzacs ganze bisherige literarische Tätigkeit würdigenden Kritik: Sainte-Beuve. Persönlich hatten die beiden vorher nur wenig Beziehungen gehabt. Balzac sprach in seinen Pariser Briefen ziemlich kühl von Sainte-Beuves Gedichten, desto nachhaltigeren Eindruck hatte im folgenden Jahre der Roman des Kritikers „Volupté“ auf ihn gemacht. Daß der literarische Fürsprecher der Neuren, der Freund von Hugo, Lamartine, George Sand, Musset, Mérimée, der Autor des „Gemäldes der französischen Literatur im 16. Jahrhundert“, berufen war, auch Balzacs Wirken zu richten, konnte kein Sachkundiger bestreiten. Sainte-Beuves Aufsatz vom 15. September 1834 war und bleibt in der Tat ein wohlüberlegtes und begründetes, in der Hauptsache unangreifbares Urteil. Der Kritiker zeigte in knappen Andeutungen, daß ihm die Anfänge Balzacs in Literatur und Leben genau bekannt waren: Latouche hatte manches von den abenteuerlichen Wegen und den wunderlichen Gefährten der „prähistorischen Zeit“ des Romanciers berichtet, und Sainte-Beuve, von dem Renan einmal sagte, er habe alles gelesen, war gewissenhaft Balzacs Spuren von den pseudonymen Jugendromanen bis zu den Schöpfungen der Reifezeit nachgegangen. In, den Kern der Sache treffenden, Bemerkungen kennzeichnete er Licht und Schatten seiner Frauenbilder, denen er größtenteils seinen Erfolg zuschrieb, und ebenso richtig war der Hinweis, wie sehr Balzacs Methode, zum Schauplatz seiner Geschichten — außer Paris — abwechselnd immer andere Gegenden

Frankreichs zu wählen, ihm Leser in den verschiedensten Provinzen zuführe. Louis Lambert erwähnt er achtungsvoll, Eugénie Grandet nennt er, von kleinen, leicht zu beseitigenden Schönheitsfehlern abgesehen, „fast ein Meisterwerk“, La recherche de l'absolu prüft er als Kunstrichter, der außerordentliche Vorzüge des Buches einsichtig rühmt und unverkennbare Unarten des Geistes und der Erotik Balzacs — die Alkovengeheimnisse Pepitas, die Freigebigkeit des Erzählers mit unversieglich rieselnden Millionen — mild ironisiert. Verglichen mit Sainte-Beuves vorangehenden Porträts der begabtesten jüngeren zeitgenössischen Autoren war sein Balzacbild ein den Maler und sein Modell ehrender Zuwachs seiner Galerie. Mehr Wohlwollen und weniger Neckerei des „Alchimisten des Romans“, der „seine Damen zu kleiden und zu entkleiden verstehe“, wäre vielleicht einer so bedeutenden Persönlichkeit gegenüber angezeigt gewesen. Allein der Mann der Verzückungen war Sainte-Beuve niemals, und Balzac hätte mit diesem Willkomm ebenso zufrieden sein können, wie das die Sand, Musset, Mérimée mit dem bedächtig zugewogenen Lob des geborenen Kritikers waren. Als Balzac das Heft der Revue mit Sainte-Beuves Artikel in die Hand bekam, war an Stelle des verreisten Malers Borget der von George Sand im Stich gelassene Literat Jules Sandeau sein Hausgenosse geworden, dem der Romancier großmütig in seinen Seelen- und Geldnöten Trost und Beistand gewährte. Wie Sandeau hinterdrein erzählte, las Balzac den Aufsatz laut vor, anfangs leidlich befriedigt, unempfindlich gegen leise Sticheleien, bis mit einem Male sein Zorn grimmig losbrach und sich in dem Racheschwur Luft machte: „Ich werde ihm diese meine Feder durch den Leib rennen.“ Zum Glück gebrauchte Balzac bloß Raben- und Gänsekiele, die kein rechtes Mordwerkzeug abgeben. Sonst war der Romancier gleichmütiger

gegen sachliche Besprechungen: im Gespräch und im vertraulichen Briefwechsel mit Madame de Berny und Zulma Carraud, nahm er rundweg verwerfende Kritiken nicht im geringsten übel; ältere und jüngere Berufsgenossen munterte er sogar auf, ihm kleine und große Fehler in seinen Manuskripten anzuzeichnen. Eine gewisse Herablassung in Sainte-Beuves Ton kann seinen Wutanfall schwerlich erklären. Wahrscheinlich verschuldete seine große Gereiztheit eine ganz kleine Fußnote Sainte-Beuves: Balzac mache den (auch anderen jungen Autoren vorgeworfenen) Unfug mit, seinem Namen ein ihm nicht zustehendes „de“ als Adelsprädikat beizufügen. Sainte-Beuve, der selbst zur Beisetzung eines de berechtigt gewesen wäre, verschmähte das zeitlebens: Balzac hingegen, dessen Künstlerruhm mehr bedeutete als ein Wappen, war niemals in der Lage, für die von ihm in Anspruch genommene Verwandtschaft mit den Balzac d'Entragues irgendeinen, geschweige einen urkundlichen Beweis zu erbringen. Seine Eitelkeit, sich als Aristokrat aufzuspielen, war durch Sainte-Beuves Nadelstich schwer verletzt worden; vielleicht besorgte er auch, daß dieser Ausfall zu seiner Beschämung der Herzogin von Castries und Eva vor Augen kommen würde. Sein Drohwort, Sainte-Beuve mit der Feder zuleibe zu gehen, hat er in den nächsten Jahren nicht vergessen. Er schrieb „Lelys dans la vallée“ im Glauben, Sainte-Beuves ähnliche Motive behandelnden Liebesroman dadurch zugrunde zu richten, und mit dem Scharfblick des Hasses spürte er 1840 im ersten neuerschienenen Band von Sainte-Beuves Monumentalwerk Port Royal allen Schwächen des Forschers und Stilisten in einer giftigen Anzeige seiner Revue de Paris nach: Gehässigkeiten, die Sainte-Beuve durch versteckte Anzüglichkeiten und offene Bosheiten bei passenden und unpassenden Anlässen heimzahlte, bis der Tod Balzacs versöhnend wirkte. Sainte-



Beuve erschien beim Leichenbegängnis seines großen Feindes und widmete ihm einen Nachruf, der die Summe seiner Existenz mit einer Sachkenntnis zog, die Zeugnis dafür legte, mit welcher Aufmerksamkeit er jede Phase seiner Entwicklung verfolgt hatte. Wenige Freunde des Dichters, Victor Hugo, George Sand, Gautier, haben gleich dazumal, 1850, die Bedeutung von Balzacs Lebenswerk so richtig erkannt wie dieser frühere Widersacher; von wenigen künstlerisch begabten Kennern hätte Balzac bei Lebzeiten beherzigenswertere Winke empfangen können. Bei der Selbstherrlichkeit seiner Natur hätte sich Balzac durch freundschaftliche Beziehungen zu dem Kritiker allerdings nicht zu Wandlungen seiner Art und Kunst bestimmen lassen; Sainte-Beuve konnte und mochte ja nicht einmal seine Freunde Sand, Mérimée, Flaubert, Renan, Taine zu Veränderungen ihrer Arbeits- und Denkweise bewegen. Doch das häßliche Schauspiel einer aus persönlichen Reibungen erwachsenen Fehde wäre der Mit- und Nachwelt erspart geblieben: sie war um so überflüssiger, als Balzac das wirksamste Mittel hatte, seinen Gegner ins Unrecht zu setzen durch neue Taten, die dasselbe Jahr brachte: seinen offenen Brief an die französischen Schriftsteller, in dem er zur Selbsthilfe gegen belgischen Nachdruck und andere Mißstände aufrief und die Begründung einer Schriftsteller-Gesellschaft forderte; den Urentwurf seiner programmatischen Einleitung zur Gesamtausgabe seiner sozialen Studien und den im September 1834 begonnenen und beschlossenen Roman *Le Père Goriot*.

*La recherche de l'absolu* hatte den Dichter dermaßen überanstrengt, daß sein Arzt ihm strenge gebot, ausgiebigen Feierabend zu halten und sich auf dem Land monatelang auszurufen. Balzac zog sich daraufhin wieder einmal nach Saché zurück, einem verfallenden Schloß am Indre, in einem der

lieblichsten Täler der heimatlichen Touraine. Der Besitzer Herr v. Margonne, ein Fünfziger, mit Balzacs Familie altbefreundet, nach einer geheimnisvollen Andeutung Bellessorts „vielleicht allzusehr befreundet“, hatte Honoré als Kind auf den Knien geschaukelt; seine Frau nennt Balzac unduldsam, frömmlerisch und beschränkt, Margonne selbst ziemlich knickerig. Noch weniger als seine Gastfreunde fragten die Leute der Umgegend nach dem Romancier; Tours war nach seinem Wort die am wenigsten literarische Stadt Frankreichs, und er gelte in dieser geistigen Türkei gar nichts. Just diese Abgeschlossenheit tat ihm wohl. Er genoß volle Freiheit: „Nur da zu sein, macht ihn so zufrieden, wie den Mönch sein Kloster. Der Himmel ist so hell, der Eichenwald so schön, die Ruhe so grenzenlos. Ich gehe stets her, wenn ich über eine ernste Arbeit nachdenken will.“ Statt der Verordnung des Arztes zu folgen, macht er sich auch diesmal in Saché sofort an ein neues Werk. Er schreibt Le Père Goriot, „eine meisterliche Arbeit“, wie er Eva meldet; „dieser Mann ist Vater, wie ein Heiliger und Märtyrer Christ ist“. Ein stärkerer Kontrast als Vater Grandet in seiner verhärteten Selbstsucht und dem „Christus der Vaterliebe“ Goriot ist nicht denkbar. Der Nudelfabrikant Goriot, der es in den Stürmen der Revolution zum Millionär gebracht hat, ist ein kleinbürgerlicher König Lear. Er gibt sein ganzes Vermögen seinen maßlos geliebten Töchtern, der einen zur Aussteuer für einen Grafen, der anderen als Mitgift für einen baronisierten, aus dem Elsaß stammenden, jüdischen Börsenmann. Und die Komtesse Anastasia Restaud und die Baronin Delphine v. Nucingen sind ebenso falsch gegen ihren Vater, ebenso treulos gegen ihren Gatten wie Goneril und Regan, so daß der nach ungezählten Opfern auf dem Totenbett von ihnen verlassene, als Bettler sterbende Goriot sie verzweifelnd des

Vatermordes zieht — eine Anklage, die er im selben Atemzug seinen vergötterten Lieblingen abbittet.

Mit gleicher Gewalt wie Vater Grandet und Vater Goriot hat Balzac die Gestalt Vautrins geschaffen: ein Bagnosträfling, der freiwillig für einen Parteigänger des jungen Italien, der einmal gestrauchelt war, Schuld und Haft auf sich genommen, ein Urrebell, der aus Toulon entsprungen, als Vertrauensmann und Nothelfer der im Bagno verbrüdernten Leidensgefährten dem Zugriff der Polizei ihre Gelder und Diebesbeuten entzieht. Ein satanischer Ankläger der geltenden Gesellschaftsordnung, der wie Karl Moor das Horn des Aufruhrs durch die ganze Natur bläst. Ein Verächter unserer nach seinen Sophismen das Unrecht gegen das gebeugte Recht der Unterdrückten schützenden Gesetze und Staatseinrichtungen. Ein Despot, der am liebsten als Sklavenhalter in Südamerika herrschen würde, vorläufig aber in Maskeraden aller Art die Polizei anführt, seine Schutzbefohlenen rettet und für seine Ideen Propaganda macht. Mit beredtem Zynismus beweist er jungen, schönen, seiner Perversität zusagenden Leuten die Unmöglichkeit, auf geradem Weg vorwärts zu kommen; er höhnt ihre Zaghaftigkeit, ihre Bedenken, durch Weiber, Mitgiftjägerei, Mordanschläge in Form von tückisch vorbereiteten Duellen zu Macht und Mammon und damit zu Herren der Gesellschaft sich aufzuschwingen. In den ersten Sätzen des Père Goriot schickt Balzac die Erklärung voraus, daß seine Tragödie nur im Kreis des Pariser Höllenpfuhls zwischen Montrouge und Montmartre gründlich begriffen werden könne. Die Glaubwürdigkeit und Gemeingültigkeit seiner Schilderung einer aus den Fugen gehenden Welt zu richten, hält schwer, solange man im Bann seiner Bildnerkraft steht. Staunenswert leibhaftig läßt er ein erbärmliches Pariser Kosthaus, die Pension Vauquer, aufsteigen mit ihren Mietern und Stammgästen,

einer Galerie grundverschiedener Charakterköpfe: Grotesken, Auswürflinge, Spione, Männer und Weiber niedrigster Gesinnung neben ebenso lebensstreu wirkenden tröstlicheren Tischgästen: übermütigen, untadeligen Studenten und reinen Mädchenseelen. Sie alle möchte Vautrin in seine Fänge ziehen, und sein besonderes Augenmerk richtet der „Cromwell des Bagno“ auf einen Jura treibenden Adligen Rastignac, den Abkömmling einer alten, verarmten Familie. Anfangs weist Rastignac die schamlosen Argumente Vautrins ab. Doch nach kurzem schmerzlichen Kampf mit seinem besseren Selbst will der Ehrgeizige Karriere machen um jeden Preis, und in der Schule einer grundverderbten Welt, unter dem Eindruck des Sieges der Niedertracht in allen Höhen und Niederungen der Gesellschaft, in die seine Erlebnisse mit Vater Goriot und seinen Töchtern ihn blicken lassen, wirft er Gewissen und altüberkommene Ehrbegriffe als Plunder von sich. Am Grab Goriot's, von den Höhen des Père Lachaise blickt er auf Paris, das er zum Zweikampf herausfordert. Als Menschenverächter betritt er am Scheideweg eine Bahn, die den rücksichtslosen Streber auf den Ministersitz, zur Pairie und zu den Töchtern der allerreichsten, allerverrufensten Finanzgrößen als hochwillkommenen Freier führen wird.

In Kunst und Leben hat man seit dem ersten Erscheinen dieser Figur Balzacs Rastignacs in allen Formaten wiederzufinden geglaubt: 1834 wurde sofort — mit Unrecht — Thiers als sein Urbild genannt; in Modezirkeln riefen sich in Scherz und Ernst junge Herren als Rastignacs an, und bis zur Stunde sagen Kenner der französischen Zustände Balzac nach, daß er mit dieser Gestalt einen der vom Naturforscher Agassiz so genannten prophetischen Typen geschaffen habe.

Fremdartiger als die Gäste der Pension Vauquer berühren die Herzoginnen und Gräfinnen des Faubourg Saint-Germain,

die, fast durchweg perfiden Galans zu willen, angeblich — Père Goriot spielt in den Tagen der Restauration — die Fäden in Händen haben, um alle, Große und Kleine, den Hof und die Salonwelt nach ihrer Willkür tanzen zu lassen. Diese hochadeligen Damen sollen imstande sein, durch Empfehlungen, Ränke, Zulassung oder Abweisung millionschwerer Parvenus, Begünstigung oder Verwerfung von Heiratsprojekten von heute auf morgen Günstlinge zu schwindelnden Höhen emporzuheben, Mißliebige für immer zu vernichten. Wären diese Spitzen der Gesellschaft wirklich durchweg so perfid und unberechenbar, wie sie im Père Goriot erscheinen, wären die Tiefen der Großstadt in der Tat so verpestet wie die Atmosphäre der Pension Vauquer, dann wäre Vautrins Verdammung dieser Zustände berechtigt, der Untergang dieser todesreifen Welt unaufhaltsam und der Brandredner des Bagno, der sich einen Rousseauaner nennt, hätte leichtes Spiel, als Werkmeister des Umsturzes neue Schreckenszeiten heraufzuführen. Daß — wie Goethe das in der Kritik der *Peau de chagrin* wünschte — in der Provinz gesündere, reinere Menschen gedeihen, daß die Massen in Genügsamkeit, Unterwürfigkeit oder Torheit noch andere Spielarten von Franzosen zeitigen als die Aristokraten und Streber, die Verbrecher und Märtyrer im Père Goriot, verschweigt übrigens Vautrin selbst nicht. Rastignacs Schwestern sind in der Enge und Dürftigkeit ihres südfranzösischen Landsitzes still zufrieden, selbstlos, zu jedem Opfer für den anspruchsvollen Bruder in Paris bereit. Das Idyll dieser lebenswürdigen Mädchen wirkt als Labsal — ein Augen- und Herzenstrost nach den Gruppen aus dem Pariser Tartarus.

In vierzig Tagen hatte Balzac für die *Revue de Paris* seinen Père Goriot fertiggebracht. Im Arbeitsfieber der sechs bis sieben Wochen, in denen er nur achtzig Stunden schlief,

dachte er wenig an die Aufnahme, die dem Buch beschieden sein würde. „Père Goriot“, so heißt es in einem seiner Briefe, „ist ein schönes Werk, aber monströs traurig; man mußte, um vollständig zu sein, einen moralischen Unratskanal von Paris zeigen, und das wirkt wie eine widerwärtige Wunde.“ Allein der sittliche Ernst, mit dem Balzac den Stoff angefaßt, die tragische Wucht und Ironie, mit der er den Vorwurf bewältigt hatte, ließ bei den Lesern solche Bedenken nicht aufkommen. Gleich nach dem Abdruck in der Revue war noch vor irgendeiner Verlagsanzeige eine Buchausgabe von 1200 Exemplaren vergriffen; zwei weitere folgten sofort, und Freund und Feind anerkannten einmütig, daß Goriot alle früheren Leistungen Balzacs übertreffe: „Meine erbittertsten Gegner beugen das Knie.“ So willkommen dem Dichter dieser Erfolg war, zufrieden gab er sich damit nicht: „Einen Père Goriot schreibt man alle Tage, eine Seraphita nur einmal im Leben.“ Und neben diesem Schmerzenskind Seraphita, die in überirdische Sphären gehobene Dichtung, die Eva gewidmet werden sollte, harrete noch eine lange, lange Reihe weiterer Schöpfungen nur der Zeit und Gelegenheit zur Niederschrift: der unverschuldete Bankrott des ehrenfesten Bruders von Abbé Birotteau, des Parfümeurs, dessen legendarische Rechtschaffenheit in einem heldenhaften Kampf jeden Makel tilgen wird; die kontrastierenden Eheschicksale zweier hochadeliger Neuvermählter, Schauspiele, Schnurren, Streitschriften, philosophische Abhandlungen. „Alles ist gewachsen, der Zirkus und der Athlet. Um aller Hindernisse Herr zu werden, muß ich die französischen Soldaten der ersten italienischen Feldzüge Napoleons nachahmen, niemals vor Unmöglichkeiten zurückweichen und in einem Sieg den Mut finden, den Feind am nächsten Tag wieder zu schlagen.“ „Die rohe Kraft, die Könige schwinden hin. Es gibt geistige Welten und in ihnen

können sich Pizarros, Corteze, Kolumbusse finden. Es wird Herrscher im Universalreich des Gedankens geben.“

In solcher Zuversicht ging Balzac an die Lösung einer Lebensaufgabe, deren Bedeutung und Größe sich ihm erst schrittweise enthüllt hatte. Rabelais' enzyklopädische Welt-satire hatte ihn früh mit Bewunderung erfüllt, zur Nach-eiferung gelockt. Die *Peau de chagrin* war, wie wir aus seinem Brief an Montalembert wissen, nur als erstes Glied eines Zyklus gedacht, der nach den Individuen die Völkergemeinschaft umspannen sollte. Seine Schwester berichtet, daß er in Jugendtagen vorhatte, im Geist Walter Scotts die Sittengeschichte der Franzosen in ihren Hauptphasen zu schreiben: „Die Chouans“ waren eine Probe, Catharina von Medici die Fortsetzung dieses Planes, den er aufgab, um die Sitten seiner Epoche zu malen. Der Generalnenner dieser Werke lautete „Sittenstudien“; ihre einzelnen Reihen führten die Titel „Szenen des Privatlebens“. „Szenen des Landlebens.“ „Szenen des Provinzlebens.“ „Szenen des Pariser Lebens.“ Da kam ihm, als er 1833 den „Landarzt“ veröffentlichte, der Gedanke, all diese Gestalten zu vereinigen und eine vollständige Gesellschaft aus ihnen zu bilden. Der Tag, an dem er von dieser Idee erleuchtet wurde, war ein schöner Tag für ihn. Im Sturmschritt eilt er aus seiner Behausung in der Rue Casini in die eine halbe Stunde weit gelegene Wohnung seiner Schwester im Faubourg-Poissonnière, schwenkt beim Eintritt wie ein Regimentstambour sein spanisches Rohr, auf dessen Knopf er den Wahlspruch eines Sultans hatte gravieren lassen: „Ich breche alle Hindernisse“, macht das Bumbum der Militärmusik und den Trommelwirbel des Tambours nach und ruft triumphierend: „Salutiert mir, denn ich bin gerade auf dem Weg, ein Genie zu werden.“ Dann entwickelt er ihnen sein kühnes Unternehmen, das die Hörer nicht wenig

erschreckt, denn so geräumig auch sein Schädel war, wieviel Zeit und Mühe würde es kosten, diesen Plan unter Dach und Fach zu bringen. Im nächsten Jahre spricht er Eva von demselben Vorhaben:

Seine sozialen Studien, deren drei Hauptabteilungen er 1838 abzuschließen hofft, sollen ein Denkmal seiner schönen Heimatsprache werden. Die „Sittenstudien“ werden alle sozialen Auswirkungen darstellen, ohne daß irgendeine Physiognomie, irgendwelcher Frauen- oder Mannescharakter, irgendeine Lebensform, irgendein Beruf oder irgendeine soziale Zone, oder irgendein französisches Gebiet noch sonst irgend etwas Kindheit, Alter, Politik, Justiz, Krieg vergessen werden soll. Ist das geschehen, die Geschichte des menschlichen Herzens in jeder Faser aufgedeckt, die soziale Geschichte in all ihren Teilen vollendet, so ist damit die Grundlage gegeben. Es werden das keine willkürlich ersonnenen Tatsachen sein, nur das, was sich allerorten ereignet. Die zweite Schicht bilden dann die Philosophischen Studien, denn nach den Wirkungen kommen die Ursachen. In den Sittenstudien werde ich die Empfindungen und ihr Spiel, das Leben und sein Getriebe gemalt haben. In den Philosophischen Studien werde ich das Warum der Empfindungen, das Weshalb des Lebens erörtern: welche Region, welches die Bedingungen sind, außerhalb deren weder die Gesellschaft noch der Mensch bestehen kann; und nachdem ich die Gesellschaft durchmustert habe, um sie zu beschreiben, werde ich sie durchmustern, um sie zu richten. So sind in den Sittenstudien die Individualitäten typisiert, in den Philosophischen Studien die Typen individualisiert. Derart werd' ich überall Leben eingehaucht haben: dem Typus, indem ich ihn individualisiere, dem Individuum, indem ich es typisiere. Ich werde dem Einzelwesen den Gedanken, dem Gedanken das Leben des Individuums verliehen haben. Dann



werden nach den Wirkungen und Ursachen die analytischen Studien kommen, zu denen die Physiologie der Ehe gehört, denn nach den Ursachen und Wirkungen muß man die Prinzipien erforschen. Die Sitten sind das Schauspiel, die Ursachen die Kulissen und Maschinerien, die Prinzipien der Autor. Doch in dem Maß, als das Gesamtwerk in Spiralen zu den Gipfeln des Gedankens aufsteigt, verengert und verdichtet es sich. Wenn für die Sittenstudien 24 Bände nötig sind, erfordern die Philosophischen Studien nur 15, die Analytischen Studien bloß 9. Also werden der Mensch, die Gesellschaft, die Menschheit ohne Wiederholungen beschrieben, gerichtet, analysiert werden in einem Werk, das gleichsam die Tausendundeine Nacht des Okzidents sein wird. Wenn alles abgeschlossen, die Fassade meiner Madeleinekirche geglättet, das Giebelfeld ausgemeißelt, mein Gerüste entfernt, die letzten Feilenstriche getan sein werden, werd' ich recht oder unrecht behalten. Und nachdem ich die Poesie, die Veranschaulichung eines ganzen Systems gegeben haben werde, will ich es wissenschaftlich begründen im Versuch über die menschlichen Kräfte. Und auf dem Unterbau dieses Palastes werde ich in kindlichem Mutwillen die ungeheure Arabeske der hundert Schwänkgigen Geschichten gezogen haben. Glauben Sie noch, Madame, daß ich da viel Zeit zu Füßen einer Pariserin zu verlieren habe? Das also ist die Arbeit, das der Abgrund, das das Weib, das meine Nächte raubt und meine Tage verschlingt.“

Besser und bündiger als in diesem brieflichen Erguß vom Oktober 1834 an die ferne Freundin hat sich Balzac nie wieder ausgesprochen über die Gründe der Einreihung seiner Dichtungen in die drei Hauptgruppen Sittenstudien, Philosophische Studien, Analytische Studien. Wesentlich ergänzt und nicht immer vorteilhaft erweitert wurde dieses Programm gleich darauf durch zwei, viele Druckbogen starke „Introduk-

tionen“ zu neuen Gesamtausgaben der Sittenstudien und Philosophischen Studien. Als Verfasser dieser Einleitungen zeichnete ein junger Romanschriftsteller, der Autor des „Crapaud“, ein von Buchhändlern als Bearbeiter fremder Manuskripte u. a. der von Balzacs Verleger Werdet veröffentlichten „Soirées de Louis XVIII“ bestellte Felix Davin, hinter dem als Spiritus rector Balzac stand. „Sie werden leicht erraten,“ so schrieb er an Eva, „daß mich die Introduktionen mindestens ebensoviel Mühe gekostet haben wie Herrn Davin, denn ich mußte ihm immer wieder die Melodie vororgeln, ihn immer wieder korrigieren, bis er endlich meine Gedanken richtig zum Ausdruck brachte.“

Davin will die Wurzel von Balzacs Wesen und Wirken in seinem metaphysischen Trieb sehen. Schon auf der Schulbank habe er, wie sein Vendôme Gymnasialkollege, der Fichte- und Balancheforscher Barchou de Penhoën bezeugen könne, selbständige philosophische Ideen gehegt und gepflegt, und als ihm seine Familie die Wahl eines literarischen Lebensberufes durch eine Hungerkur verleiden wollte, habe Balzac unverzagt in den Jahren 1818, 1819, 1820 in der Bibliothek des Arsenals die philosophische und medizinische Literatur des Altertums, des Mittelalters und der Neuzeit gründlich durchforscht, um ein wissenschaftliches Werk vorzubereiten, das auf neuen Wegen zu neuen Zielen führen sollte. Von diesem Vorhaben durch arge Not abgedrängt, sei er zu Brotarbeiten gezwungen worden, die für die Kritik so wenig in Betracht kämen, wie für Louis Robert oder Delacroix ihre ersten kindlichen Zeichenversuche. Als er endlich unter vollem Namen mit einer Reihe von Dichtungen hervortrat, habe er zu seiner Überraschung gemerkt, daß er instinktiv an einem analytischen Werk schaffe, dessen Synthese er längst vorweggenommen habe durch sein philosophisches Denken. So seien seine Sitten-

studien aus dem Nährboden seiner wissenschaftlichen Grundansichten erwachsen: er zeige die Auswirkungen gesellschaftlicher Ursachen gleichsam in einer Gemäldegalerie, deren sechs Hauptsäle Szenen des Privat-, des Provinz-, des Pariser, des politischen, des Soldaten- und des Landlebens vor Augen stellen. Jedem dieser Zyklen wird von Davin oder von seinem Souffleur Balzac eine besondere Nebenbedeutung gegeben: die „Scènes de la vie privée“ malen Bilder schwärmerischer Frühzeit der Zwanziger, die „Scènes de la vie de province“ Schicksale einer höheren Altersstufe, der dreißiger Jahre, in denen Berechnung an Stelle jugendlicher Hochherzigkeit trete. Die „Scènes de la vie parisienne“ zeigen — nur im Rahmen einer Weltstadt vollkommen begreifliche — Katastrophen in der Phase des Klimakteriums, in der Krankheiten nicht weniger als die Körper die Gemüter heimsuchen. Aus dieser grundverdorbenen, weil (!) eminent zivilisierten Gesellschaft sollen die Szenen des politischen und militärischen Lebens zu furchtbaren Zusammenstößen der Massen in Frankreich und Europa führen. Ihren Kontrast bilden die „Scènes de la vie de campagne“, in denen durch Krieg, politische und Lebensstürme aller Art niedergebrochene Menschen ihr Dasein in ländlicher Abgeschiedenheit beschließen.

Davins Gliederung der Szenen des Privat-, Provinz- und Pariser Lebens nach Altersklassen ist eine müßige Spielerei; sie widerspricht dem Inhalt der meisten Geschichten, und Balzac selbst hat vor und nach dem Jahre 1834 viele seiner Novellen und Romane bald der einen, bald der anderen Reihe seiner Sittenstudien zugeteilt. Belangreicher ist Davins Hinweis auf Walter Scott als Vorbild der „Etudes des mœurs“. Was der Schotte für die Vergangenheit seiner Heimat, wolle Balzac für das zeitgenössische Frankreich leisten. Seine Aufgabe sei jedoch weit schwieriger. Scott hatte es mit geschicht-

lich abgeschlossenen Epochen, scharf geschiedenen Kasten, Sekten zu tun, Balzac müsse eine gärende Gegenwart behandeln, in der alle Schichten der Gesellschaft die früheren Standesunterschiede verschwinden lassen wollen. Scott habe nie daran gedacht, wie Balzac das unternahm, alle Einzelwerke in ein Ganzes zu verflechten und damit ein Speculum mundi aufzurichten. Ebenso fern sei es Scott gelegen, dem tieferen Sinn der von ihm berichteten Ereignisse nachzuspüren: Balzacs philosophische Studien würden dagegen die Ursachen der sozialen Zustände aufdecken und auf die Frage stoßen, ob und wie weit Rousseau recht hat mit seinem Satz: „L'homme qui pense, est un animal dépravé.“ In dieser Untersuchung wandelt Davin, ohne diesen Vorgänger mit gebührendem Nachdruck zu nennen, auf den Bahnen von Philarète Chasles, der in der Würdigung des Chagrinleders und der anderen philosophischen Erzählungen als der Weisheit letzten Schluß Balzacs die pessimistische, weltenschmerzlerische Meinung ansieht, daß die stärkste Ursache der Zersetzung der Gesellschaft und der Zerfahrenheit der Individuen die maß- und hemmungslose „Analyse“ sei. Im Denkfluch, dessen verhängnisvolle Folge die Ideenwelt der Werke Byrons und Godwins beherrsche, erblickt Balzac — nach Chasles — den Urgrund des verheerten und zerstörten Geistes- und Gemütslebens der heutigen Menschheit. Und dennoch bekenne er sich nicht unbedingt zu Rousseaus Wort: daß der Mensch, der denkt, ein Entarteter sei. Nicht völlige Finsternis läßt er über die Wüste des Egoismus und Individualismus hereinbrechen; da und dort, zumal in der Legende „Jesus Christus in Flandern“, blitzen flüchtige Lichtstrahlen auf — ein Hoffnungsschimmer der Liebe und des Glaubens, der Davin ermutigte zu fragen, ob Balzac damit den Weg aus allem Erdenleid weisen wollte? Sichtlich bewegt antwortete der

Dichter: das sei in der Tat seine Absicht. Wenn einmal seine Kathedrale vollendet dastehen werde, mögen an der Außenseite die menschlichen Leidenschaften in phantastischen Menschen- und fratzenhaften Tiergestalten sich drängen, indessen im Innern das Altarbild in hehrer Schönheit erglänzen werde.

Einzelheiten dieser in den Hauptzügen von Balzac gebilligten und herrührenden Introdution zu rühmen oder zu rügen, wäre vorzeitig, da der Dichter 1834 kaum den vierten Teil seiner Lebensarbeit überschaute und acht Jahre hernach, als er die von Davin sogenannte „Trilogie“ der Sitten-, Philosophischen und Analytischen Studien unter dem Gesamtnamen der *Comédie humaine* zusammenfaßte, in einem stoff- und gedankenreichen Vorwort, einem echten Künstlermanifest, viel tiefer eindringende Rechenschaft über seine Endabsichten gab. Was Balzac indessen bereits 1829 bis 1834 seit der Veröffentlichung der *Chouans* und der ersten Szenen aus dem Privatleben bis zur „*Recherche de l'absolu*“ und dem „*Père Goriot*“ zuwege gebracht, war nach Gehalt und Gestalt so bedeutend, daß ihn Davin mit Recht preisen durfte als Frauenmaler, Landschaftler, Kenner der verschiedensten Spielarten der Franzosen seiner Tage, als kraftvollen, zähen, von keinem Modedogma beirrten Vorkämpfer lebensstreuer Wiedergabe der Wirklichkeit, als Genie der Intuition. Als kühn vordringender Eroberer hatte er dem Roman neue Gebiete erschlossen, und in der Vollkraft des Mannesalters rüstete er zu weiterem Vordringen in ein Phantasie Reich, dem er keine Grenzen setzte. So konnte, da Balzac 1834 sein letztes Wort noch lange nicht gesprochen hatte, erst der Ausgang lehren, ob er, wie Philipp von Mazedonien, die Erfüllung seiner Wünsche einem glücklicheren Nachfolger anheimstellen oder, wie Alexander der Große, die kaum errungene Vormacht einer Schar von Diadochen zur Teilung hinterlassen würde.

## VI IN WIEN UND IN ITALIEN

Auf dem Heimwege aus Italien nach der Ukraine hatte Madame Hanska im Hochsommer 1834 in Wien haltgemacht. Dort war ihr Gatte erzogen worden, dort lebte ihre Tante, Gräfin Rosalie Rzewuska, die großes Haus machte, in dem der polnische Adel und namhafte Dichter und Gelehrte, Baron Zedlitz, Hammer-Purgstall usw., verkehrten. Trotz dieser Beziehungen kam sie zu keinem rechten Behagen in der Kaiserstadt. Sie nannte die Wiener geistesträge Schlemmer, und besonders verdroß sie die hoffärtige Abschließung mancher hocharistokratischer Zirkel, denen die Ahnenprobe Wenzeslas de Hanskis nicht genügte. Sie klagte Balzac brieflich wiederholt über solche Verstimmungen, und er nahm jeden Anlaß wahr, der Gekränkten beschwichtigend zu berichten, wenn Wiener Gäste, Prinz Esterhazy und Prinz Schönburg, in Paris ihre Schönheit und ihren Geist rühmten. Am trostreichsten aber sollte seine Verheißung wirken, selbst nach Wien zu kommen. Er kündigte dieses Vorhaben so stürmisch an, daß Eva sein sofortiges Eintreffen erwartete und für eine zufällige Pause seiner Korrespondenz jubelnd die Erklärung suchte: „Er schreibt nicht, also kommt er!“ So heiß sein Herzenswunsch aber auch war, die Geliebte wiederzusehen, nachdem, wie er kalendermäßig betrübt feststellte, Jahr und

Tag seit den in Genf gemeinsam verlebten seligen Wochen verstrichen waren, und so heilsam nach dem Rat der Ärzte dem Übermüdeten rasches Ausspannen gewesen wäre, in seiner ewigen, sich wechselseitig bedingenden Geldklemme und Arbeitshatz mußte er die wieder und wieder angekündigte Reise von Monat zu Monat so lange verschieben, bis endlich die Familie Hanski zum Aufbruch nach Wierzchownia rüstete.

Hals über Kopf verschaffte sich nun Balzac, dank seinen persönlichen Beziehungen zum österreichischen Botschafter Graf Apponyi, binnen zwei Tagen einen Reisepaß. Schwerer hielt es, von seinem jüngsten mittellosen Verleger Werdet, der nur durch Balzacs geschriebene und ungeschriebene Werke Rettung aus arger finanzieller Bedrängnis verhoffte, Vorschüsse für seine Reiseauslagen zu bekommen. Sein Hirnkasten, so klagte er Werdet, sei gänzlich ausgeräumt. Er bedürfe dringend der Auffrischung, neuer Gegenden, neuer Eindrücke, wenn er überhaupt das von seinem Verleger begierig erwartete „Livre mystique“ zustande bringen sollte. „Ich muß nach Wien zu der Carissima, von der ich Ihnen so oft erzählt habe.“ Wehrlos gegen Balzacs südländische Beredsamkeit gab ihm Werdet 2000 Franken in Wechseln. Sofort machte sich nun der Dichter eilfertig am 9. Mai auf den Weg als „Marquis de Balzac“, begleitet von seinem Kammerdiener August, dessen Livreeknöpfe ebenso wie die Koffer Balzacs das Wappen der „Entragues“ trugen. Da weder Herr noch Diener ein Wort Deutsch verstanden, half sich Balzac mit der Zeichensprache: er drückte den Postillonen solange Kreuzer in die Hand, bis sie begannen zu schmunzeln und derart verrieten, daß er sie überzahlte. Am 16. Mai kam er nach Wien, wo er nicht in der dazumal noch vom Festungswall der Basteien umzogenen inneren Stadt einkehrte. Seine Karrosse

fuhr in die Vorstadt Landstraße, wo er in dem geräumigen Gasthof zur Birne abstieg, in nächster Nähe der in der Gemeinde-, der heutigen Salm-Gasse, gelegenen Wohnung der Familie Hanski, im Hause des Großhändlers Walter.

Gleich nach seiner Ankunft stellte sich der Dichter überselig bei Eva ein. In allen Wonnen des Wiedersehens wollte er aber seine Pflichten gegen Werdet nicht vergessen. Er bat deshalb, wie 1834 in Genf, an seinen mönchischen Gewohnheiten festhalten, täglich zwölf Stunden, von 3 Uhr früh bis Nachmittag, am Schreibtisch verbringen zu dürfen; dieser Zeiteinteilung gehorchend, müsse er noch so lockende Einladungen ausschlagen und regelmäßig um 9 Uhr zu Bett gehen. Allein in der Kaiserstadt wurde der Dichter ganz anders abgelenkt als in Genf, so daß in den achtzehn Tagen seines Wiener Aufenthaltes die meisten seiner Arbeitspläne zunichte wurden. Vor allem nahm Eva seine Zeit in Anspruch. Er las ihr vor, was er an Manuskripten mit sich führte: den größten Teil von „Sera-phita“, den Entwurf des Romans „Die Lilie im Tale“; er schwärmte ihr von Büchern vor, die er ihr stiftete, wie Senancours Obermann, „eines der schönsten Bücher der Epoche“; er blätterte Lauzuns Memoiren mit ihr durch, um ihr das Szenarium eines Schauspiels zu entwickeln. Und sie ließ sich in seiner Gegenwart von Daffinger malen, und wie er nicht müde wurde, sie während der Sitzungen anzuschauen, wick er stundenlang im Garten nicht von der Stelle, wenn er sie singen hören konnte. Seinen steten Liebesbeteuerungen im Gespräch gesellten sich Tag um Tag überschwengliche briefliche Huldigungen: „Gestern warst Du schöner denn je, schön, um einen rasend zu machen. Wüßt' ich nicht, daß wir für immer verbunden sind, ich würde vor Kummer sterben. Verlaß mich darum niemals. Es wäre ein Mord.“ Sie ließ sich solchen Kultus gern gefallen. Sechs Jahre später, nach



dem Tode ihres Gatten Hanski, erinnert sie Balzac daran, daß sie ihm sagte: „Attachieren Sie sich an niemand. Ich will nur Ihre Treue und Ihr ganzes Herz. Noch steht mir der Baum vor Augen, den ich bei diesen Ihren Worten in dem Garten in Wien ansah.“

So zärtlich er ihr aber auch zugetan war, der alleinige Zweck seiner Reise nach Wien war nicht der Besuch Evas: lang' zuvor hatte er beabsichtigt, einen Roman, „La bataille de Wagram“, zu schreiben, den er nach früheren vergeblichen Anläufen nicht in Angriff nehmen wollte, ehe er die Schauplätze seiner Trilogie, Aspern, Eßling, die Lobau, Wagram mit eigenen Augen gesehen. Schon Ende der zwanziger Jahre hatte er dem Verlag Mame gegen ein Honorar von 2500 Franken „La bataille de Wagram“ zugesichert. Sein Vorhaben war, den Leser die Schlacht derart miterleben zu lassen, als ob er von der Höhe eines Berges beide Lager, Truppen in den verschiedensten Uniformen, Verwundetentransporte, den Zusammenstoß der Heere, und den alles beherrschenden Napoleon sehen, die Kanonen grollen und das endliche Siegesgeschrei hören würde. Den richtigen Helfer und Berater glaubte er bereits 1828 in einem Artilleriehauptmann, Périolas, gefunden zu haben, den er bei seinem Freunde Carraud kennengelernt hatte; wie ein Aerolith gedachte Balzac in der Militärschule von Saint-Cyr einzufallen und Périolas um Beantwortung von „tausend Fragen“, um Fachwerke, Karten, Erinnerungen lebendiger Zeugen anzugehen. Périolas zweifelte, ob er Balzacs Wünsche würde erfüllen können, denn weit besser als Offiziere würden Soldaten dem Erzähler willkommene Züge mitteilen; Périolas bestellte deshalb zu einer mit Balzac vereinbarten Zusammenkunft vier Troupiers, die bei Wagram mitgekämpft hatten. Durch einen Wagenunfall wurde der Dichter verhindert, zu diesem Stelldichein zu kom-

men. Immer deutlicher wurde er sich zudem auch der Schwierigkeiten der Aufgabe bewußt, so daß er Mame das vorausbezahlte Honorar zurückgab und die Ausführung dieses zeitlichen nicht aus den Augen gelassenen Hauptstückes seiner Bilder aus dem Soldatenleben vertagte. Zunächst trieb er unablässig Vorstudien, er behauptete, mehr Werke über die Kriege von 1792 bis 1815 zu besitzen als mancher französische General; er sammelte auch die militärischen Trachten der Länder, die Frankreichs Verbündete oder Gegner waren. Nun winkte ihm die langersehnte Möglichkeit, an Ort und Stelle Umschau zu halten, im Geleite eines Gewährsmannes, wie er nicht besser zu wünschen und zu wählen war. Der älteste Sohn des Siegers in der Völkerschlacht von Leipzig, Fürst Fritz Schwarzenberg, war in der österreichischen Armee Major gewesen; unter französischen Fahnen hatte er dann in Algier sich tapfer hervorgetan und, schriftstellerisch begabt, seine militärischen Eindrücke in vielbemerkten Blättern festgehalten. In Paris in der vornehmsten Gesellschaft gehätschelt, hatte der tatenfrohe Fürst, der den Autornamen eines „verabschiedeten Landknechts“ annahm, wie mit anderen Literaten auch mit Balzac verkehrt, für dessen „Frau von dreißig Jahren“ er nach einer lebenskundigen Charakteristik das abschließende Wort findet: „Das Alter, in dem sich der Engel und der Teufel in ihr entwickelt hat, in dem sie nach Belieben über Paradiesesglück und Höllenqual gebietet.“ Die *Bataille de Wagram* Balzacs wäre nicht auf den einen entscheidenden Schlachttag beschränkt geblieben: der Dichter wollte die ganze Zeit, vom Sieg des Erzherzogs Karl bis zur Wagramer Wende in drei Bänden behandeln: I. Vor Wien, Ein Kampf, II. Das belagerte Heer, III. Die Ebene von Wagram. Jeden Fußbreit der Schlachtfelder, auf denen dieser Feldzug ausgetragen worden war, kannte Fritz Schwarzenberg genau,

der lange vor der Aufrichtung von Fernkorns „Löwe von Aspern“ und dem Reiterbild des Erzherzogs Karl Denkmale für die Helden jener Tage in gebundener und ungebundener Rede gefordert hatte. Balzac hat nachmals dem Fürsten Friedrich Schwarzenberg seine Geschichte „Adieu“ gewidmet, die gewaltige Schilderung der Schrecken vor und nach dem Brückenschlag über die Beresina — zugleich ein Dank für den in Gemeinschaft mit dem Fürsten unternommenen Gang durch die Gelände, in denen die Heere Napoleons und Erzherzog Karls einander gegenübergestanden waren.

Am Donauufer fielen dem Dichter angesichts der Lobau wellenförmige Furchen wie von Kleefeldern auf. Er fragte nach der Ursache dieser Bodenbeschaffenheit, die er einer besonderen Art des landwirtschaftlichen Betriebes zuschrieb. Der Bauer, der die beiden begleitete, gab indessen den Bescheid: „Hier schlafen die Gefallenen der kaiserlichen Garde. Es sind Soldatengräber.“ Diese Worte ließen mich erschauern. Fürst Friedrich Schwarzenberg, der sie mir übersetzte, bemerkte noch, daß derselbe Bauer Napoleon am Morgen der Schlacht von Wagram das Frühstück bereitet hatte und trotz seiner Armut den doppelten Napoleonsdor, den ihm der Kaiser für Milch und Eier gegeben hatte, noch immer aufbewahre. Der Pfarrer von Groß-Aspern führte uns auf den berühmten Friedhof, auf dem Österreicher und Franzosen, knietief im Blute wattend, mit derselben beiderseits bewundernswerten Tapferkeit und Zähigkeit gekämpft hatten. Hier, sagte uns der Geistliche, indem er auf eine Marmortafel wies, auf welcher der Name des am dritten Tage getöteten Besitzers von Groß-Aspern stand, — es war die einzige der Familie zuteilgewordene Belohnung — mit tiefer Wehmut: „Es war die Zeit großer Heimsuchungen und großer Versprechungen, doch heute ist die Zeit der Vergessenheit.“ Ich fand diese Worte

von erhabener Schlichtheit. Bei näherer Überlegung gab ich jedoch dem scheinbaren Undank des Hauses Österreich recht. Weder die Völker, noch die Herrscher sind reich genug, alle Hingebung zu vergelten, zu der das Äußerste einsetzende Kämpfe Anlaß geben. Mögen diejenigen, die einer Sache mit dem Hintergedanken auf Belohnung dienen, ihr Blut schonen und Kondottiere werden. Diejenigen, die Degen oder Feder für ihre Heimat gebrauchen, sollen nur, wie unsere Väter sagten, daran denken, einzig und allein der Sache selbst wegen zu handeln und alles, sogar den Ruhm, als glückliche Zufalls-gabe ansehen. Als er sich zum drittenmal anschickte, den vielberufenen Friedhof zu stürmen, sagte der verwundete Masséna, der sich auf einem Kutschbock tragen ließ: „Wie, ihr verwünschten Kerle! Ihr habt täglich nur 5 Sous — ich habe 40 Millionen, und ihr laßt mich vorangehen?“ Man kennt den Tagesbefehl des Kaisers an seinen Stellvertreter, den Herr v. Sainte-Croix, dreimal durch die Donau schwimmend, überbrachte: „Sterben oder das Dorf wiedererobern! Es handelt sich darum, die Armee zu retten! Die Brücken sind abgebrochen!“

Zur künstlerischen Ausschöpfung der auf der Lobau gesammelten Eindrücke sollte es leider ebensowenig kommen, wie zu den von Balzac gleichfalls geplanten Schilderungen der Schlachten von Kulm und Dresden. Wie er Napoleon mitten im Schlachtgetümmel, dargestellt hätte, läßt sich nach der Episode der „Ténébreuse affaire“ abnehmen, in der eine starre Royalistin, um die Begnadigung ihrer Vettern zu erbitten, den Kaiser während der Kämpfe bei Jena in einer kühn gesuchten Audienz in seiner schmucklosen und doch alles bezwingenden Größe kennen und bewundern lernt. Wie Balzac aber den Verlauf einer napoleonischen Weltschlacht im Geist der Mitkämpfer gespiegelt wissen wollte, bezeugt

seine begeisterte Anerkennung von Stendhal-Beyles Kapitel in der „Chartreuse de Parme“ über die Schlacht von Waterloo, die Ratlosigkeit des einzelnen in dem nur den Führern durchsichtigen Gewühl der Massen. Victor Hugos dieselbe Schlacht von Belle-Alliance behandelnde Darstellung in den „Misérables“ hat er nicht mehr kennengelernt, so daß jede Vermutung gewagt wäre, welchem der beiden Kriegsgemälde er den Vorzug gegeben hätte. Gewiß ist nur, daß er, wenn das Geschick ihm und uns die Vollendung seiner „Bataille de Wagram“ vergönnt hätte, weder die Wege Stendhals noch die Hugos gewandelt wäre. Wie der Geist des Generalissimus und seiner Generäle in „Wallensteins Lager“ in den Trägern ihrer Regimenter vom Wachtmeister bis zum letzten Troßknecht sich nicht verleugnet, lebt der Geist des Korsen in seinen schönsten und häßlichsten Auswirkungen in allen Spielarten der Soldaten aller Grade in der „Comédie humaine“: in den heroischen Gestalten mancher Marschälle, im Wagemut und der Todesverachtung hoher und subalternen Offiziere, in der Tollkühnheit gemeiner Grenadiere; nicht minder unverkennbar in den allzu vielen Abenteurern, Klopffechtern, auf Halbsold gesetzten Müßiggängern, unter denen Ungeheuer aufschießen, wie der Philippe Bridau des „Ménage de Garçons“.

Gleichen Anteil wie den Kriegern brachte Balzac französischen und nichtfranzösischen Staatsmännern und Diplomaten der napoleonischen Ära entgegen. Aus freien Stücken suchte er Talleyrand in dessen Landsitz Rochecotte auf; es tat ihm leid, daß er nicht, wie er vorhatte, mit Wellington und Pozzo di Borgo unmittelbare Beziehungen anknüpfen konnte, „um seine Sammlung von Altertümern zu vervollständigen“. Sehr willkommen war ihm daher, daß er sich vier Tage nach seiner Ankunft bei Metternich einstellen durfte. Wir wissen

nicht, ob er sich schlankweg melden ließ oder auf eine besondere Sendung der Marquise de Castries berief. In den Armen dieser (auch von Balzac einst heißgeliebten) Dame war Metternichs Sohn, Prinz Victor, verschieden: ein Knabe, der ihrem Liebesbund mit Prinz Victor entsprossen war, Roger, war Metternichs leiblicher Enkel. Auf Ersuchen der Marquise brachte Balzac in seiner Unterredung mit dem Staatskanzler die Sprache auf den kleinen Roger, dem er 1838 ein Märchen im Geschmack Perraults, „Die Spinnerin“, widmete. Nachmals hat die Familie Metternich den Sohn von Victor Metternich und der Marquise de Castries auch ganz als zu ihnen gehörig betrachtet und behandelt. Der Staatskanzler verschaffte ihm das Adelsdiplom eines Freiherrn v. Aldenburg und vermittelte dessen Eintritt in das Wiener Auswärtige Amt. Durch die überlegene Beherrschung seiner Muttersprache und seine Vertrauenswürdigkeit war Baron Roger Aldenburg jahrzehntelang, bis in die Tage Julius Andrássys, in angesehener Stellung; er wurde zum Gesandten ernannt, mit dem Titel Exzellenz bedacht und betätigte sich bei der Herausgabe von Metternichs nachgelassenen Papieren. 1834 waren die Verhältnisse indessen noch ungeklärt, so daß Balzac nachträglich Eva verdrießlich schrieb: er verstehe diese Dinge nicht und wolle sich mit der Sache fortan nicht mehr befassen. Auf beiden Seiten lägen unerklärliche Rätsel vor, und er habe keine Lust, den Schlüssel zu Geheimnissen zu suchen, die ihn nichts angingen. So sind wir über den Verlauf seiner ersten Audienz beim Staatskanzler nur durch einen Tagebucheintrag der Fürstin Melanie Metternich unterrichtet:

„20. Mai 1835. Clemens sah Balzac heute morgen und begann das Gespräch mit folgenden Worten: ‚Mein Herr, ich habe keines Ihrer Werke gelesen‘ — eine offenbare Unrichtigkeit; der Herzog von Fitz-James und Fürst Pückler-Muskau

bezeugen übereinstimmend, daß Metternich „L'histoire des treize“ gleich beim Erscheinen mit höchster Spannung verschlungen habe; ob ihm der ‚Père Goriot‘ zu Gesicht gekommen, ist fraglich; keinesfalls wurde das Buch verboten wie in Rußland, wo Kaiser Nikolaus an Vautrin Anstoß genommen — ‚Aber ich kenne Sie und es ist klar, daß Sie verrückt sind oder sich über die anderen Narren lustig machen und sie durch noch größere Narrheiten heilen wollen.‘ Balzac erwiderte, Clemens habe es erraten, darin bestehe sein Zweck, und er werde ihn erreichen. Clemens war von der Art und Weise bezaubert, wie er die Dinge ansieht und beurteilt. Ich warte ab, bis ich ihn gesehen. — 25. Mai. Balzac schien mir ein einfacher und guter Mann, von seinem Kostüm abgesehen, das phantastisch ist. Er ist klein und wohlbeleibt, seine Augen und seine Physiognomie verraten viel Geist. Er ist Louise Schönburg sehr zugetan, und ich bin überzeugt, daß ihr pikanter und verführerischer Geist ihn ungemein fesselt, um so mehr, als sie seiner Eigenliebe schmeichelt. Was mich betrifft, so habe ich ihm keine poetischen Anregungen gegeben und keinen Augenblick geschmeichelt. Wir sprachen über Politik. Er nennt sich einen rasenden Royalisten, ich aber gab mich ganz wie ich bin. — 26. Mai. Fürst Gortschakow erzählte mir während des Diners, daß Balzac gestern von mir entzückt schien und sein Gespräch mit mir ihn ganz begeistert habe — er sei gegen mich sehr eingenommen gewesen.“ Hatte sich die Herzogin Abrantès in alter Neigung für Metternich aus Eifersucht feindselig gegen die Fürstin geäußert oder die Marquise de Castries den Romancier vor der streitbaren Gemahlin des Staatskanzlers gewarnt? Jedenfalls blieb Fürstin Melanie dem Dichter so wohlgesinnt, daß sie seine Führerin in der kaiserlichen Schatzkammer sein wollte.

Metternich selbst gedenkt seiner Begegnung mit Balzac nur

ein halbes Jahr später in einem französischen Billett an seine Gemahlin: „11. Oktober 1835. Ich sende Ihnen meine Biographie von Capefigue. Das ist die Biographie von irgendwem, aber nicht die meinige. Diese Publikation beweist von neuem, was nicht mehr bewiesen werden muß, daß es unmöglich ist, die zeitgenössische Geschichte zu schreiben. Das Porträt ist nicht ähnlich und die Tatsachen sind halb wahr und halb erfunden oder Ausfluß von Klügeleien, die sich französische Literaten mit beispielloser Überhebung erlauben. Am Ende dieses Artikels werden Sie die Anekdote von den zwei Heiraten finden, die ich Balzac erzählt habe. Auch diese kleine Geschichte ist nicht sehr genau wiedergegeben.“

Die selbsterlebte Begebenheit, die Metternich bei Tisch Balzac zur künstlerischen Ausgestaltung empfahl, fand ich in einer M. P. gezeichneten, über zwei Druckbogen starken Studie „Le prince de Metternich“ im Oktoberheft 1835 der *Revue des deux mondes* und, wohl zu merken, nur dort. Bevor der Autor, der durch die Julirevolution aus einer amtlichen Stellung im Pariser Ministerium des Auswärtigen vertriebene Vielschreiber, Capefigue, 1843 in seinen „*Diplomates européens*“ seinen Metternich-Essay wiederholte, war er Gast auf Johannisberg und gern bereit gewesen, den Text seines Revueaufsatzes für die Buchausgabe den Wünschen des Staatskanzlers gemäß abzuändern und u. a. die Indiskretionen über seine Pariser Liebeshändel, wie den Damenkrieg zwischen der Schwester Napoleons, Caroline Murat, und der Herzogin von Abrantès zu tilgen. Capefigue charakterisierte den Staatsmann Metternich als imponierenden Schöpfer des Kaiserstaates Österreich in seiner damaligen Gestalt. In der Intimität sei der Kanzler ein heiterer Gesellschafter, zu Scherzen, Wortspielen, leichtem literarischem Zeitvertreib aufgelegt; im Notfall verschmähe er auch nicht, aus eigenen Mitteln Anregun-



gen zu geben, und die Stoffe, die Metternich beisteuere, seien nicht die wenigst anziehenden. Eine Probe solcher Erzählungen Metternichs sei Novellisten oder Romanciers als Vorwurf empfohlen. Romeo und Julie sind nicht eine Künstlerphantasie Shakespeares. Heiße Liebe bewegte das Herz einer jungen Dame und ebensowohl die Seele eines jungen Mannes. Der Einspruch der Familien trennte das Paar, das ewig hätte verbunden bleiben sollen. Der junge Mann wurde wahnsinnig, das gleiche Los ereilte das junge Mädchen. Beide kamen in dasselbe Irrenhaus. Dort sahen sie sich täglich. Ein Band neuer Neigung umschloß die Liebenden, die sich nicht mehr kannten und durch keine ärztliche Kunst dazu gebracht werden konnten, einander wiederzuerkennen. Als Metternich zufällig in die Heilanstalt kam, fragte er das Mädchen, warum sie nicht ihren Leidensgefährten heirate, den sie so sehr zu lieben scheine. Sie antwortete: sie habe ihre Wahl längst getroffen, bevor sie diesen zweiten kennengelernt. Jener erste aber, den sie hätte heiraten wollen, sei noch liebenswerter gewesen.

Balzac begnügte sich nicht damit, die merkwürdige, von Metternich verbürgte Begebenheit Capefigue mitzuteilen. Als er sein erstes bürgerliches Drama „La première demoiselle“ schrieb, das später in „L'école des ménages“ umgetauft wurde, fand seine erste Fassung keine Gnade bei den Theaterleuten. Da griff Balzac auf Metternichs absonderliches Motiv als Verlegenheitsabschluß. An diesem Ausgang nahm der erste Schauspieler der Zeit, Frédérick Lemaître, noch stärkeren Anstoß. Und auch der handfeste Melodramatiker d'Ennery, der auf die Bitte von Balzacs Witwe dessen Komödie durch kluge Striche für die Bühne eroberte, weigerte sich in den fünfziger und siebziger Jahren, diese „Schule der Häuslichkeit“ für das Theater einzurichten: „In Balzacs Stück

sind meines Erinnerns sehr gute Sachen, vor allem der Charakter eines jungen Mädchens. Aber welche Lösung! Der Liebhaber und die Liebhaberin werden verrückt. Ein solcher Schluß würde ausgelacht werden.“ So blieb das Schauspiel ungespielt, das Manuskript ging verloren, nur ein Unikum der Autorkorrektur, das Spoelberch de Lovenjoul in die Hände fiel, gab diesem Sammler Gelegenheit, das Drama 1907 in einem Prachtdruck für Bibliophilen zu veröffentlichen.

Dank hat Balzac dem Staatskanzler — obwohl er ihn und Talleyrand als Meister mündlicher Erzählungskunst lobte — weder für diese Geschichte noch für seine freundliche Aufnahme gewußt. Er überließ ihm keines seiner Manuskripte, wie das der Kanzler für seine Autographensammlung gewünscht haben soll, und er wollte in seiner berühmten Würdigung der „Chartreuse de Parme“ Zug um Zug in dem Grafen Mosca porträttreu Clemens Metternich wiedererkennen: eine Ähnlichkeit, die der Schöpfer dieser Gestalt, Stendhal-Beyle, ohne jeden Vorbehalt bestritt. Balzac erklärte trotzdem Metternich nach wie vor für das Urbild eines verschlagenen, von seinen Liebeshändeln u. a. zur Leykam beherrschten Diplomaten alten Stils, der imstande sei, mit seinem trügerischen Blick selbst den lieben Gott irrezuführen.

Über den von Eva scheel angesehenen Verkehr Balzacs mit dem Kreise der Fürstlichkeiten Metternich, Schwarzenberg, Schönburg vernachlässigte er nicht die merkwürdigen, schicksalreichen Menschenkinder in der nächsten Umgebung der Familie Hanski. Evas Tante Rosalie, geborene Lubomirska, kam als einjähriges Kind in die Conciagerie mit ihrer Mutter, die als Freundin der Lamballe bald hernach hingerichtet wurde; eine barmherzige Wäscherin nahm sich der Kleinen an, die die Schreckenszeit heil überstand. Gegen ihren Willen wurde die herangewachsene reiche Polin mit einem Grafen

Rzewuski vermählt, der sich mit Hammer-Purgstall befreundete, orientalische Studien trieb, in Abenteuersucht Europa verließ und jahrzehntelang ein Nomaden- und Beduinenleben führte, in dem er es, maßlos verschwenderisch, zum Emir brachte. Nach Ausbruch der polnischen Revolution kehrte er in seine Heimat zurück; in den Kampfeswirren geriet er in Verschollenheit, und erst geraume Zeit hernach wurde festgestellt, daß sein Diener ihn erschlagen und ausgeraubt hatte. Gräfin Rosalie Rzewuska, gleich ausgezeichnet durch Schönheit, Bildung, Wohltätigkeit, bewahrte in den Wechselfällen ihres Daseins aufrechte Haltung. Konservativ und gut österreichisch gesinnt, schrieb sie umfangreiche Denkwürdigkeiten, die sie als ihrem Vertrauensmann Baron Ransonnet hinterließ; aus dessen Nachlaß gelangten sie an die italienischen Schwiegerkel der Gräfin, die Herzoge von Sermoneta, die mit der Veröffentlichung zuwarteten, weil die Ansichten von Rosalie Rzewuska in Polen Widerspruch zu besorgen hätten. So läßt sich über ihre Beurteilung Balzacs nur aus gelegentlichen Bemerkungen in seinen Briefen an die Etrangère vermuten, daß sie dem Romancier und seiner Lebensführung kühl und kritisch gegenüberstand und Evas Übersiedlung nach Paris nicht gutheißen mochte.

Von ihren Hausfreunden war der dazumal durch die 1829 zuerst veröffentlichte „Nächtliche Heerschau“ weltbekannte Baron Zedlitz nicht immer eines Sinnes mit Balzac: er geriet gelegentlich sogar in scharf geäußerte Meinungsverschiedenheit über die den Romancier jederzeit beschäftigenden Fragen ausgiebigen angemessenen Ertrages literarischer Arbeit. Als Oberoffiziosus der Staatskanzlei wird Zedlitz nachmals milder gedacht haben.

Desto besser verstand sich Balzac mit Hammer-Purgstall, der den Erzähler mit Aufmerksamkeiten überhäufte; er

schenkte ihm einen Ring, von dem Balzac glaubte, daß er aus dem Besitz des Großmoguls stamme; er war sein Cicerone in der Wiener Hofbibliothek, in der Balzac ein Meßbuch Karl V. als besondere Kostbarkeit bewunderte; er bewirtete den Romancier in seiner Döblinger Villa und ging mit so außerordentlichem Verständnis auf Balzacs Gedanken ein, in seinen Romanen die Kulturgeschichte des zeitgenössischen Frankreichs zu geben, daß ihm der Dichter im Widmungsbrief seines Cabinet des antiques überströmend huldigte als dem Geschichtschreiber und Kulturforscher des Osmanischen Reiches.

Niemand, mit Ausnahme von Eva, sah dem Besuch Balzacs erregter entgegen als Gräfin Louise Thürheim, eine Stiftsdame, die, vierundvierzigjährig, eine geheim gehaltene Liebesheirat mit dem Sekretär ihres Schwagers, eines Fürsten Rasumowsky, mit einem bürgerlichen Franzosen Charles Thirion geschlossen hatte; Weiterungen mit der Familie seiner Frau, vielleicht auch finanzielle Unregelmäßigkeiten trieben Thirion zum Selbstmord. Er vergiftete sich, und seine Witwe fand in einem seiner Bücher mit Bleistiftkreuzen den Satz angestrichen: „Unversöhnlich müssen die Stürme sein, die den Frieden der Seele von der Mündung einer Pistole fordern.“ Gräfin Thürheim glaubte, daß Thirion, der für Balzac begeistert gewesen und ihr „seine bezaubernden Schilderungen glücklicher Liebe vorgelesen“, einem Wink Balzacs folgte, als er die Phiole an die Lippen setzte. Nun erfuhr Gräfin Thürheim, daß Balzac in der Goldenen Birne dasselbe Zimmer bewohnte, in dem Ypsilanti krank lag, in demselben Bett schlief, in dem Charles starb. Sie fragte sich, ob den Schlummernden nicht der Schatten des Selbstmörders umwittere? Sie stand Eva so nahe, ihr Herzweh bedrückte sie so sehr, daß sie Balzac ihr Leid nicht verschwiegen haben wird. Er ging liebenswürdig auf ihre Art

ein, hörte wohl auch von ihrem Verkehr mit dem Herzog von Reichstadt, dessen sie in ihren 1913 aus dem Nachlaß veröffentlichten „Jugenderinnerungen“ in einem lesenswerten Blatt gedenkt; er korrespondierte später mit ihr und widmete ihr seine Geschichte „Une double famille“.

Nicht nur der Adel, dessen „Idol“ er gewesen sein will, — eine Aristokratie, von der er nach seiner Heimkehr sagte, sie sei nicht wie in Frankreich verfälschter Adel, vielmehr wirklich noch echter Adel, durchwegs Leute vom alten Stamme — auch Fernerstehende schenkten ihm Anteil. Als er in ein Konzert ging, erhoben sich alle Anwesenden und beim Ausgang drängte sich ein Student an ihn, der ihm — wie Balzac seiner Schwester berichtete — die Hand küßte, mit den Worten: „Ich küsse die Hand, die ‚Seraphita‘ geschrieben hat.“ Ein Vorfall, der möglicherweise eine Mystifikation war.

Diese reichen geselligen Beziehungen waren nicht allein schuld, daß er nicht zur Arbeit kam. Er prägte sich das Stadtbild von Wien ein. Als rüstiger Fußgänger durchwanderte er die Praterauen. Auch die innere Stadt sah er sich gründlich an. Der Graben, zu jener Zeit die Modepromenade der Wiener, schien ihm kaum so lang, wie der kleinste Pariser Boulevard. Er verglich ihn „einer sonntäglich aufgeputzten Bürgersfrau“. Er vergaß auch nicht, sich in den entlegeneren Vorstädten umzusehen und hatte ein Auge für die Natürlichkeit und Frische des Wiener Volkslebens. Er kaufte für seine Sammlung von Uniformen und Waffengattungen Proben und Prachtstücke, versorgte in der Geberlaune Geschenke für seine Pariser Lieben und überging dabei nicht einmal Werdet, dem er zuvor einen Brief geschickt, in dem es hieß: „In meinen Gesprächen, die vornehmlich meinen Arbeiten gelten, ist Ihr Name, mein Freund, oft genannt und viele Fragen sind im Hinblick auf Sie an mich gerichtet worden. Ich habe mit

dem Hinweis auf Ihre Hingebung und Ihre guten Dienste geantwortet und mein Engel teilt all meine Sympathien für Sie; sie liebt Sie, wir sind folglich zwei, um Sie zu lieben. Bei diesem geliebten Wesen hab' ich meine ganze Einbildungskraft, meinen vollen Schwung wiedergefunden. Ich habe Seraphita schon beendet, die Memoiren der zwei Jungvermählten fast beschlossen. In vierzehn Tagen werd' ich in Paris sein und Ihnen all das übermitteln. Glauben Sie mir, mein Freund, nun sind wir, Sie und ich, der eine wie der andere, auf Leben und Tod miteinander verbündet, Sie sind für mich ein Archibald Constable“, Walter Scotts Verleger, „denn Sie haben seine ganze Redlichkeit und seine volle Hingebung. Eines Tages, und dieser Tag ist nahe, werden Sie gleich mir Ihr Glück gemacht haben, unsere Kaleschen werden sich im Bois de Boulogne begegnen, um Ihre Neider wie die meinigen vor Verdruß bersten zu machen. Ihr Freund H. de Balzac.“ Der Brief tat der Eigenliebe Werdets so wohl, daß er eine Weile die in mikroskopischen Buchstaben beigefügte Nachschrift übersah: „A propos, teurer Freund. Ich habe kein Geld mehr, ich habe bei Rothschild 1500 Franken behoben und habe auf Sie einen Wechsel für denselben Betrag, fällig zehn Tage nach Sicht, gezogen.“ Werdet hatte sich von seinem Schreck noch nicht erholt, als ein Kassenbote bei ihm vorsprach, der die sofortige Zahlung der 1500 Franken ansprach: Werdet blieb nur übrig, einen Bittgang zu Rothschild anzutreten, der ihm einen kurzen Aufschub bewilligte, zugleich aber den wohlgemeinten Rat gab: „Seien Sie auf der Hut, Hr. v. Balzac ist recht leichtsinnig.“

In Wien schmolzen auch die bei Rothschild entliehenen 1500 Franken so rasch zusammen, daß Balzac an die Heimkehr denken mußte. Er verabschiedete sich von Eva mit den im Gasthof niedergeschriebenen Zeilen: „Ein Liebesbund wie

der unsrige schließt die höchste Lust des Menschen, die Wonnen des Herzens in sich; sie führen ihn durch Verzückungen zur Erkenntnis Gottes.“

Der Ton dieses Briefes stimmt zu dem vielfach verstiegenen Stil der nicht ganz abgeschlossenen Handschrift der Dichtung, die Balzac in Wien fast gar nicht förderte: „Seraphita“. Sie versetzt die Leser in die Geisterwelt Swedenborgs. Die Handlung, die in einer mit ihren Gletschern und Fjorden bewundernswert geschilderten norwegischen Landschaft beginnt, endet wie ein geistliches Mysterium, in Himmelsphären, die von Engelschören bevölkert sind. In weltferner Einöde haust ein mit allen Schriften Swedenborgs gründlich vertrauter Pfarrer Becker, dessen unschuldige Tochter Minna dem im gleichen Weiler lebenden Seraphitus in schwärmerischer Ekstase sich zuwendet. Ein zugewanderter Fremdling Wilfried, dessen schicksalschwere Vergangenheit nach seinen tollkühnen Reden nur das Vorspiel seiner Zukunft als weltbezwingender Eroberer sein soll, flammt in höchster Liebesglut für dasselbe rätselhafte Wesen auf, das er für ein Mädchen hält und als Seraphita zum Weib haben will. Pastor Becker, der Leben und Lehre Swedenborgs ausführlich erörtert, um seine Zweifel an der Richtigkeit von Swedenborgs Träumen und Prophezeiungen zu begründen, weiß von der Vorgeschichte Seraphitus-Seraphitas einiges auszusagen. Das wundersame Geschöpf ist ein Abkömmling des Swedenborgschen Geschlechtes. Obwohl Seraphitus-Seraphita in den siebzehn Jahren seiner oder ihrer Existenz niemals aus dem norwegischen Dorf hinausgekommen ist und keinerlei Bildung genossen hat, offenbart das geheimnisvolle Wesen den wetteifernd um Gegenliebe werbenden Minna und Wilfried in Gegenwart von Pastor Becker zur Widerlegung aller skeptischen und atheistischen Gedankenreihen eine Naturphilosophie und Gottesweisheit, die befähigen

soll, die dunkelsten Erdenrätsel zu lösen, die verborgensten Himmelsgeheimnisse zu entschleiern. Hienieden frühem Ende geweiht, läßt Seraphitus-Seraphita Minna und Wilfried, die sie einander zu Lebensgefährten bestimmt, Zeugen ihrer Himmelfahrt werden. Seraphitus-Seraphita ist weder Jüngling noch Jungfrau, sie ist ein Engel, der sein menschliches Kleid abwirft, sobald, wie Swedenborg das in seinen Gesichten sah, die Stunde für diese seine Wandlung gekommen.

An wenige Werke hat Balzac mehr Liebe und Mühe gewendet, als an Seraphita. Die philosophischen und naturwissenschaftlichen Kampf- und Friedensreden Seraphitus-Seraphitas sind das Ergebnis selbständiger Gedankenarbeit Balzacs. Das Schauspiel ihrer Himmelfahrt mit den sie begleitenden Sphärenklängen erinnert an die Szenerie des Schlusses von Goethes Faust mit dem Chorus mysticus. Als Ganzes wirkt die Dichtung nicht überzeugend. Und mag man auch die Philosopheme Balzacs im „Livre mystique“ nicht kurzerhand, wie Grillparzer das getan, als Hanswursterei abfertigen: unbestreitbar ist, daß er uns auf irdischem und unterirdischem Boden heimischer scheint als in überirdischen Regionen.

Zum Abschluß gedieh das Buch erst in Paris, wo Balzac nach kurzem Halt in München von der Sonne schwarz gebrannt wie ein Neger anfangs Juni eintraf. Böse Heimsuchungen harrten hier seiner. Werdet hatte wohl den Wechsel auf Rothschild mit 1500 Franken, nicht aber zwei andere eingelöst, zu deren Deckung Balzacs in solchen Geschäften unerfahrene Schwester sein Silber versetzt hatte. Die Mutter war schwer krank; die Verleger bestanden auf der Ablieferung fest zugesagter Manuskripte. Dabei kam es zu dem ärgerlichen Zwischenfall, daß der Herausgeber der Revue de Paris Seraphita mit dem Bedeuten zurückwies, er verstünde das Werk nicht, so daß Balzac eilfertig dessen Buchausgabe veranlassen und



für die Revue auf Ersatz durch einen anderen Roman bedacht sein mußte.

So zärtlich der Abschied von Eva, so ernstgemeint sein Versprechen gewesen, sobald als möglich wiederzukommen, nur allzu rasch sah er, daß, wie er der Geliebten schrieb, die Reise nach Wien eine große Torheit gewesen, 5000 Franken gekostet und all seine Angelegenheiten in Verwirrung gebracht hatte. Andere Male sagte er sich freilich, daß die Fahrt ihm physisch wohlgetan, daß ihm der Wechsel der Landschaft den Sinn für die Schönheit der Natur geschärft habe, daß ihm „jene größte Kunst, die Natur mit der Seele zu erfassen, aufgegangen sei.“ Der Wandertrieb war ihm längst eigen, er hatte sich im Norden und Süden Frankreichs alle Gegenden, die er beschrieb, alle Orte, in die er seine Geschichten verlegte, gründlich angesehen. In der Folge suchte er, wenn er nur irgend konnte, auch außerhalb seiner Heimat Land und Leute durch eigene Anschauung kennenzulernen.

Einstweilen mußte er jeden derartigen Gedanken fernhalten und bald versanken alle Anfechtungen in dem Schöpferglück, das ihn beim Werden und Wachsen seines Liebesromans „Le lys dans la vallée“ erfüllte. Sainte-Beuves „Volupté“ hatte gleich beim Erscheinen auf Balzac stark gewirkt. In Briefen an Eva und in der Öffentlichkeit wies er auf das Buch hin und selbst nach seinem ungestümen Angriff auf Port Royal in der Revue parisienne schrieb er 1840 in demselben Blatte: „Nach meinem letzten Literaturbrief können Sie mir glauben: trotz seiner zahlreichen Fehler und des verzwickten Stiles hat ein Buch wie Sainte-Beuves Volupté mehr Aussichten auf Bestand als Mussets“ (von Balzac rühmend beredete) „Juwelen“ (der Novellistik). Die Heldin (von Sainte-Beuves Roman) zeigt eine Seite des weiblichen Herzens, eine Frau, die ihre Liebesempfindung niederhält. Viele schüchterne und hilf-

Iose Leute werden empfinden, wie der Held, wie Amaury“ (der Doppelgänger des leibhaftigen Sainte-Beuve in seiner Dichtung), „der an der Klippe zerschellt, statt sie zu fliehen. Endlich ist die Situation, in der der Priester im Gericht der Buße diejenige richtet, die er geliebt hat, nicht geringer als die des Brutus, der seine Kinder richtet.“ Ähnlichkeiten in den Motiven von Volupté und der Lilie im Tal sind unverkennbar: im übrigen unterscheiden sich die beiden Romane Sainte-Beuves und Balzacs in den weiblichen und männlichen Hauptgestalten so bestimmt voneinander wie ihre Schöpfer.

„Die Lilie im Tal“ spielt größtenteils in der Touraine, die Balzac, zumal die Stätte seiner Lieblingsasyle, die Schlösser Saché, Azay-le-Rideau, das Tal des Indre, den Weg nach Chinon in wundervollen lebensstreuen Bildern, in Frühlings- und Herbststimmungen, in allen Bräuchen fröhlicher Weinleser, auf labenden Wanderungen durch Wälder und in buntem Farbenspiel leuchtender Fluren vor Augen führt. Und nicht allein als Landschaftler läßt er Heimaterinnerungen aufsteigen: Die Jugendgeschichte seines Helden Felix v. Vandénesse ist unverkennbar ein Niederschlag eigener Erlebnisse: die Härte der Mutter, seine freudlose Kindheit, die Gleichgültigkeit der Familie, die Demütigungen seiner Hungerzeit in der Pariser katholisierenden royalistisch gesinnten Pension Lepitre, die Hänseleien vom Elternhaus besser versorgter Schulkameraden, das und manches mehr wirkt wie ein selbstbiographisches Bekenntnis. In unschuldiger Dumpfheit verdämmert also Felix Vandénesse, der Sproß eines verarmten Adelsgeschlechtes, seine ersten achtzehn bis neunzehn Jahre, bis im Gewühl eines Festes zu Ehren des Herzogs von Angoulême seine lang schlummernde Sinnlichkeit durch den Anblick herrlicher Schultern einer unbekannteren reifen Dame geweckt wird, der er, wie das der junge Bismarck auf einem

Ball in Aachen einer jungen Engländerin tat, unwillkürlich einen Kuß auf den entblößten Nacken drückt. Im geräuschvollen Getriebe verhallt der Schrei der aufgeschreckten Schönen, die Felix von Stund' an in jäh auflodernder Leidenschaft liebt und sehnsüchtig wiederzufinden bemüht ist.

Beim zufälligen Besuch eines Tourainer Anwesens sieht er die Fremde wieder; sie ist die tugendstrenge Gattin eines Grafen von Mortsauf, in dem Balzac den typischen Vertreter der Emigration verkörpern wollte: einen grämlichen Aristokraten, der in der Verbannung an Leib und Geist siech geworden, trotz der günstigen Wendung seines Loses durch die Restauration sich nicht geändert hat. Unleidlich, halbverrückt, tyrannisch, quält er seine Frau, die, durch alle Vorzüge reiner Weiblichkeit verklärt, seine Launen geduldig trägt, seine Schwächen schonend verschleiert. Sie nimmt Felix anfangs kühl und streng, allmählich aber, durch seine traurigen, den ihrigen gleichenden Jugendschicksale gerührt, mitleidig auf. Seiner feurigen Liebe widersteht sie als fromme Christin, die sich durch die Lehren des „unbekannten Philosophen“ Saint-Martin geläutert und durch ihre Mutterpflichten gegen die dem kranken Vater nachgearteten Kinder gefeit glaubt wider Versuchungen. Der Hoheit ihrer Natur beugt sich Felix, auch als er Zeuge ihrer Leiden wird; er dient ihr in selbstloser Hingebung.

Das Erregen, Steigern, Niederhalten ihres Gefühlslebens bildet den Anstieg des Romans; Balzacs Empfindsamkeit schlägt dabei mehr als einmal in Schwulst um; andere Male, so in den (von Taine auch als Muster schöpferischer Prosa herausgehobenen) stummen Huldigungen von Felix' Blumenorakeln, überrascht er durch Feinheit und Reinheit. Am glaubhaftesten wirken die äußerlich unscheinbaren, innerlich aufwühlenden Szenen des Nebeneinanderlebens des Ehepaares und seiner Sprößlinge mit Felix; die Ausbrüche des Grafen, der nichts von der Selbst-

überwindung der Liebenden ahnt, seine Frau, die sich ihm versagt, roh beleidigt, kurzum alles, was in dem Boden der Wirklichkeit wurzelt.

Je teurer Felix der Gräfin geworden ist, desto heroischer beschließt sie in verschwiegenen Seelenkämpfen, seine Laufbahn nicht in der Abgeschiedenheit der Touraine versanden zu lassen. Sie besteht darauf, daß er am Hof Ludwigs XVIII. sich betätigt. Er tut sich dort wirklich hervor, weckt das Wohlwollen des von Balzac auch sonst als Ausbund von Geist gepriesenen Königs, der nur den entsagenden Minnedienst des jungen Mannes zum Stichblatt frivoler Scherze im Stil des *ancien régime* macht. Bald wird die Haltung des „keuschen Cato“ Hofgespräch und eine englische Aristokratin, Lady Dudley, setzt sich in den Kopf, mit allen Listen und Künsten Felix in ihr Netz zu ziehen. Ebenso schön als reich, vorurteilslos, vielerfahren in den Geheimnissen gesellschaftlichen Komforts erreicht sie ihr Ziel. Felix wird ihr Geliebter. Der Sieg der übermütigen, herzlosen Kokette scheint ihr nicht vollkommen, bevor sie sich mit Gräfin Mortsauf persönlich gemessen hat. Diese Dulderin hat sich, nachdem sie von Felix' Irrung erfahren, bei seinem späteren Besuch kühl abweisend benommen: Lady Dudley weiß ihr auf einer Wagenfahrt der Gräfin mit Felix zu begegnen und den Reumütigen in einer schwülen Liebesnacht wiederum, wenn auch nur vorübergehend, in ihren Bann zu zwingen. Diese Krisen werfen die Gräfin auf das Krankenlager; sie siecht in rätselvollen Leiden hin. Auch ihre Sinnlichkeit war bei dem wilden Kuß Felix' im Gedränge jenes Festes aufgeflammt; heldenhaft und doch vergeblich hatte sie seitdem die Wallungen der so jählings geweckten Leidenschaft niedergekämpft, ihre Zärtlichkeit für Felix als mütterliche, freundschaftliche Regungen ansehen wollen: auf ihrem Sterbebett bricht die

Wahrheit durch — ihr Jammer über das versäumte, verlorene Liebesglück, ein Naturlaut weiblicher Begehrlichkeit, ein Weh-ruf der um die Erfüllung ihrer geheimsten Wünsche betrogenen Kreatur, der bei manchen gehässigen oder prüden Lesern je nach dem Temperament ironischen oder entrüsteten Widerspruch erregte.

Die böseartigste Kritik der „Lilie im Tale“, eine richtige Giftsuppe, wurde in der Revue de Paris aufgetischt, das war just dieselbe Zeitschrift, die den Anfang des Romans veröffentlicht, dann aber das Recht verwirkt hatte, die Fortsetzung zu bringen: die Eigenmächtigkeit des Herausgebers der Revue de Paris, der ohne Balzacs Vorwissen den unkorrigierten Text der ersten Abteilung gegen Entgelt in einer russischen Revue nach- oder eigentlich vordrucken ließ, hatte zu einem Prozeß geführt, der den Sieg des Werkes eine Weile hemmte, dann aber nach dem günstigen Ausgang des Rechtsstreites steigerte. Balzac übergab den Fall einem Rechtsanwalt. Sein grimmiger Gegner Buloz betraute mit seiner Vertretung aber nicht nur einen der gefeiertesten forensischen Redner, Chaix d'Estanges, es war ihm ein Leichtes, in der Öffentlichkeit Stimmung gegen Balzac zu machen. Die Tageblätter machten sich lustig über Balzacs falsche Adelsansprüche, die Leiter vieler Zeitschriften, mit denen sich der nicht allzu verträgliche Romancier überworfen hatte, gaben Balzac die bösesten Nachreden als geldgierigem, unpünktlichem Mitarbeiter. Das Tollste aber war, daß Jules Janin, sonst einer der hitzigsten Ankläger des belgischen Nachdruckes, erklärte, in Rußland schädige Nachdruck keinen Autor, er sei vielmehr segensreich für die französische Literatur. Und sechs namhafte Schriftsteller Alexander Dumas, Léon Gozlan, Roger de Beauvoir, Frédéric Soulié, E. Sue, Méry bejahten vor der Urteilsverkündung die Frage des Herausgebers der Revue de Paris, ob sie nicht immer die Mit-

teilung der Aushängebogen ihrer Artikel der Revue étrangère de St-Pétersbourg zu dem Ende verstattet hätten, dem belgischen und deutschen Nachdruck zu steuern, mit dem Zusatz: sie hätten nie daran gedacht, ihre Zustimmung einem Vorgang zu versagen, der der Revue diene, ohne ihre Interessen zu beeinträchtigen.

Langmütig hatte Balzac diesem Treiben schweigend zugehört: die Spöttereien der Presse, die Schikanen der gegnerischen Prozeßpartei sollte nur den Spruch des Gerichtes erledigen. In einer der letzten Verhandlungen war aber sein Anwalt durch ganz und gar nicht in diesen Handel einschlagende, von Chaix d'Estanges vorgelegte Briefe früherer Verleger Balzacs überrumpelt worden, so daß an Stelle seines Advokaten der Romancier selbst in zwölfter Stunde Punkt für Punkt die Lügen und Kniffe seines Widersachers entkräftete. Sachlich und juristisch ein Meisterstück der Klarheit, ist diese der ersten Auflage des „Lys dans la vallée“ als Vorwort beigegebene Verteidigungsschrift ein urkundliches Zeugnis von dauerndem Wert für die Kenntnis der journalistischen Zu- und Mißstände jener Zeit.

Balzac kannte Buloz genau. Dieser Savoyarde hatte es vom Setzer durch seltene Willenskraft und Wißbegier zum Herausgeber der Revue des deux mondes gebracht; mit erstaunlicher Zähigkeit war er, wie Balzac ihm zum Lobe sagte, von einem bis zum andern Ende von Paris, vom Triumphbogen bis in das Arbeiterviertel von Sainte-Antoine zu jedem abgefallenen Abonnenten gegangen, um zu hören, aus welchen Gründen er die Revue aufgegeben? Und so bedacht er auf den Geschmack der Leser war, so sicher wählte er seine Berater und Mitarbeiter. Buloz verstand, die großen Talente der Jüngeren, Dichter, Kritiker, Männer der Wissenschaft zu werben und zu beherrschen. Mit eiserner

Zuchtrute meisterte er die Neulinge; durch keinen Ruhmeskredit geblendet, wies er aber auch Beiträge von Größen zurück, wenn die nicht in den Rahmen der Revue zu passen schienen: eine Selbstherrlichkeit, die mehr als einmal zum Zusammenstoß, ja zum zeitweiligen oder dauernden Exodus von Autoren wie Victor Hugo und George Sand führten. Ein Mann dieses Schlages mißfiel Balzac nicht und bei Beginn seiner Redaktionstätigkeit war Buloz ernstlich bemüht, einen Autor von dieser Bedeutung dauernd für sein Blatt zu gewinnen. Oft hatte er das schlichte Mittagessen Balzacs in dessen Behausung in der Rue Cassini geteilt und in stundenlangen Beratungen hatten sie Zukunftspläne besprochen. Daß es beim Eigenwillen dieser beiden tyrannischen Naturen früher oder später zu Mißhelligkeiten kommen mußte, war vorauszusehen. Allein mit den Geschäftsmaximen Buloz' war es kaum vereinbar, daß er den Mißgriff mit der Petersburger Revue beging. Bei gütlichen Ausgleichsversuchen benahm sich Buloz so herrisch, daß seine eigenen Vertrauensmänner sich zurückzogen; Buloz wähnte vielleicht, daß Balzac einen Waffengang mit einem so mächtigen Widersacher scheuen würde. Balzacs Abwehr räumte mit dieser Einbildung auf. Es war eine unwiderlegliche ziffernmäßige und moralische Abrechnung mit großen und kleinen Gegnern. Aktenmäßig vermochte er, der jedes Blättchen aufbewahrt hatte, die Winkelzüge, Verdrehungen und Verleumdungen der feindseligen, von Buloz geführten Zeitungsleute abzufertigen. Durch seine Bürstenabzüge konnte er nachweisen, daß die Revue de Paris zwei Monate, bevor „Die Lilie im Tale“ in ihren Spalten erschien, einen völlig unkorrigierten ersten Satz mit allen Versehen dem Petersburger Blatt überantwortet hatte. Eine ebenso schneidige Abfuhr holten sich die von Buloz als Eideshelfer angerufenen Literaten. Jules Janins windige Redereien ironisierte er nach

Gebühr und den sechs Mitarbeitern der Revue, die gegen ihn Partei genommen hatten, hielt er vor, daß mindestens vier- undfünfzig andere Hauptmitarbeiter, obenan Nodier, Nisard, Sainte-Beuve, Mérimée, Hugo, Véron, Scribe sich ihrem Schritt nicht angeschlossen, d. h. nicht zu der Ansicht bekannt hatten, unentgeltlicher, von den Autoren nicht gestatteter Abdruck in der russischen Revue sei von Vorteil für die französische Literatur und ihre Jünger.

Das Tribunal, dessen Entscheidung Balzac nicht mit unbedingter Sicherheit voraussah, entschied in der Hauptsache zu seinen Gunsten und verfallte Buloz in die Prozeßkosten. Andere Schadenersatzansprüche, wie sie heutzutage nach Hunderttausenden in einem solchen Falle bemessen würden, konnten beim damaligen Stand der Gesetzgebung über das literarische Eigentum nicht gestellt werden. Balzac erhielt viele Glückwünsche; der Verleger, der den Roman druckfertig bereitgestellt hatte, konnte die zwei Bände der „Lilie im Tale“ mit Balzacs in vierundzwanzig Stunden geschriebener, für Buloz und seine Leute vernichtender, dem Gericht übermittelter Denkschrift ausgeben und binnen zwei Stunden 1800 von den 2000 Exemplaren der ersten Auflage absetzen. Hätte noch etwas an dem Triumph Balzacs gefehlt, so wär es die vorhin erwähnte, von niedrigstem Rachedurst eingegebene Kritik der „Lilie im Tale“ in der Revue de Paris, die mit demselben Pseudonym Pickerschill junior gezeichnet ist, wie heimtückische Angriffe Balzacs, die sich ein in der Denkschrift seiner Zweizüngigkeit halber hart mitgenommener Zeitungsleiter Amédée Pichot vorher hatte zuschulden kommen lassen. Die fünfzehn Franken, die „Le lys dans la vallée“ kosten, wären besser für einen hübschen Gürtel zu verwenden, heißt es im Eingang dieses einen Druckbogen starken Schmähartikels, der in dem Schlußwort gipfelt:



er habe in seinem Bericht über den der Revue vorenthaltenen Abschluß des Romans mehr Unsinn, mehr Albernheiten, mehr geistlose Fadaisens, mehr anspruchsvolle Extravaganzen und mehr Sprachschnitzer verzeichnen müssen, als er in seinem ganzen Leben hören oder sich träumen lassen konnte.

Solches Gegeifer konnte Balzac getrost belächeln: das Wutgebrüll der Feinde überzeugte jeden Unbefangenen, wie wirksam er diese wohlverdienten, wohlgezielten Hiebe ausgeteilt hatte und wie bitter die Wunden seiner besiegtten Gegner brannten. Die größte Genugtuung bereitete ihm aber ein Brief von Madame Berny, die schrieb, mit der „Lilie im Tale“ habe er die Krone errungen, die sie für ihn ersehnt habe: ihrem einzigen Vorbehalt gegen einzelne allzu sinnliche Wendungen in den Abschiedsworten der Gräfin Mortsauf stimmte er sofort zu durch energische Striche. Der heutige und nicht bloß der heutige Leser wird noch andere Bedenken gegen den Roman haben: wo Balzac in Kunst und Leben lyrische Liebesweisen anschlagen will, wird er leicht preziös oder bombastisch, Töne, die in der „Lilie im Tale“ selbst durch die Ich-Form nicht ganz gerechtfertigt werden. Eingekleidet ist die Erzählung in eine Selbstbiographie, die Felix einer Hochadeligen, um deren Hand er wirbt, auf ihren Wunsch über seine frühere Herzengeschichte schreibt: den Abschluß bildet die Antwort dieser jüngsten Geliebten. Die Weltdame verabschiedet Felix als Freier mit der spöttischen Erklärung, den Wettkampf mit der von ihm geopfertten Toten, Madame Mortsauf, ebenso zu scheuen, wie mit dem Andenken der Lady Dudley, die Felix längst den Laufpaß gegeben hat. Offenbar war der Hymnus, den Felix auf Madame de Mortsauf anstimmte, nicht nach dem Geschmack seiner neuesten Herzenskönigin. Er erinnert wunderlich genug an die Loblieder, die Balzac der Etrangère gegenüber zu Ehren von Madame de Berny erklingen läßt:

es scheint aber, daß Eva diese Verherrlichung der Vergangenheit nicht störte, wenngleich er bemerkte, seine Madame de Mortsauf sei nur ein blasses Abbild des strahlenden Urbildes von Madame Berny. Daß er in Madame de Mortsauf und Lady Dudley die Französin mit der Engländerin in zwei scharf geschauten Ausnahmsgeschöpfen kontrastieren wollte, die fessellose, selbstsüchtige Sinnlichkeit der Britin mit der jeder Selbstverleugnung für den Einziggeliebten fähigen Tourainerin, war sein gutes Dichterrecht. Daß aber die „christliche Dido“, Madame de Mortsauf, als Gegenfigur der dämonischen, ihre Lüste frei ausrasen lassenden Lady als Antithese von Katholizismus und Protestantismus gedeutet wird, ist der Ausfluß eines leider auch sonst, zumal in seinen historischen Exkursen über Katharina von Medici, geäußerten Vorurteils, das um so verwunderlicher wirkt, als er Luthers Persönlichkeit hoch einschätzt und mindestens in der Vertraulichkeit brieflicher Bekenntnisse, sich als dogmatischer Katholik strenger Observanz nur aus politischen Rücksichten bezeichnet, religiös aber zur mystischen Richtung, zumal der johanneischen des Urchristentums bekennt.

Nach den Aufregungen der Fehde mit Buloz und den außerordentlichen Strapazen seiner Schanzarbeiten für die beiden um die Wette zur Vollendung seiner Bücher drängenden Verleger, Madame Béchet und Werdet, nimmt es nicht wunder, daß er, wie Goldgräber, die aus ihrer Wildnis wieder in die Welt kommen, über die Stränge schlagen, sich wieder einmal gütlich tun wollte. Seiner Eva hatte er beim Lebewohl zwar versichert, daß er sie sehr bald in der Ukraine besuchen würde; er behauptete zur Beschwichtigung ihrer Eifersucht auch immer wieder, daß er sich in seiner Mönchsklausur kasteie. Werdet und seine wackere Wirtschaftlerin Rosa wußten das besser, und ein etwas überstürzter Ausflug nach

Turin war in seiner Vorgeschichte so abenteuerlich wie in seinem Verlauf. Er hatte in der Oper seinen Platz im Kreise der ihm langweilig gewordenen „Tiger“ aufgegeben und teilte lieber die Loge mit dem gräflichen Ehepaar Visconti-Guidoboni. Die zweiunddreißigjährige Gemahlin des Grafen, eine ungewöhnlich schöne, geistig überlegene Dame, wurde rasch Balzacs besonderer Liebling. Eine geborene Engländerin hatte sie nichts gemein mit der Lady Dudley der „Liebe im Tale“: ihr lebensstreu Konterfei soll die irisch-katholische Mutter Calystes in „Beatrix“ sein, ein Wunderwesen. Die Fama redete und redet von zärtlichen Beziehungen der Gräfin und Balzacs: sicher ist, daß er das volle Vertrauen des Ehepaares in so hohem Maße besaß, daß beide den Dichter baten, zur Ordnung eines Erbschaftsstreites an ihrer Statt nach Turin zu reisen, eine Fahrt, die der kränkliche Graf nicht in eigener Person unternehmen konnte. Balzac, der schon 1831 mit der Marquise de Castries und Fitz-James nach Rom und Neapel sich aufmachen wollte, fühlte sich um so mehr gelockt, dem Anliegen der Viscontis zu willfahren, als sie für die Auslagen sorgen wollten, und sein Arzt ihm dringend nahegelegt hatte, sich zu erholen. Ein kurzer Aufenthalt in der Touraine hatte wenig geholfen. Schon für diesen Abstecher hatte Balzac als Begleiterin eine Bekannte Zulma Carrauds, eine „Freundin“ Jules Sandeaus, die gelegentlich sein Tischgast gewesen, geladen: Frau Marbouty, die allerhand Geschichten und dramatische Versuche unter dem Namen Claire Brunne veröffentlicht hatte. Dieser Anregung hatte Frau Marbouty nicht Folge geleistet. Allein sobald Italien als Reiseziel in Aussicht genommen wurde, hörte sie williger auf Balzacs Vorschlag. Der Dichter hatte von Apponyi und dem piemontesischen Gesandten Brignol wirksame Empfehlungen erhalten: aber, so sagte er, wenn ich standesgemäß reisen will, muß ich in eige-

nem Wagen mit meinem Kammerdiener mich auf den Weg machen, und für ein so kostspieliges Unternehmen reichen meine Mittel nicht; wenn wir aber zu zweien, als „Garçons“, reisen, unsere Barschaften zusammenlegen — Claire besaß angeblich 500 Franken — wird sich die Sache vereinfachen. Balzac hatte bei seinem (in der „Comédie humaine“ wiederholt genannten) Modeschneider Buisson so viel Kredit, daß er Claire einen Knaben- oder „Pagen“anzug anfertigen lassen konnte, und so fuhren die beiden vor den Augen des ein wenig enttäuschten, von Neid nicht freien Sandeau davon. Die Route ging über den Mont-Cenis nach Turin, wo Balzac von der Gesellschaft mit großen Ehren aufgenommen und von den Mitgliedern der Akademie begrüßt wurde. Seine Begleiterin hatte sich den Namen des treuen Dieners in den ein halbes Jahr zuvor zur Uraufführung gelangten Hugenotten, Marcel, beigelegt: und obwohl ihre Verkleidung kein Geheimnis blieb, wurde auch sie allerorten wohlwollend empfangen und gelegentlich für die George Sand gehalten: als Gäste des Hofamtes durften die beiden auf königlichen Rossen in die Superga reiten. Balzac machte die Bekanntschaft Silvio Pellicos und dessen hochherziger Beschützerin, der aus dem Geschlechte Colberts stammenden Marquise Barol. Rege Beziehungen knüpften sich mit zwei hervorragenden Juristen, Graf Sclopis und Colla, die den Prozeß der Visconti führen sollten. Der eine dieser Rechtsgelehrten trieb aus Liebhaberei mit der Fachkenntnis eines Botanikers Blumenzucht: ihm stiftete der Dichter im „Cabinet des Antiques“ ein Erinnerungsmal. Er gedenkt seiner namentlich auch in Modeste Mignon: auf den Vorhalt eines Bekannten, daß er nichts von der Flora verstehe, machte er sich sofort an die Pflege der heimischen Pflanzenwelt, die er in einem achtbändigen Werk, „La nova flora Pedemontese“, behandelte. Zunächst konnte der Prozeß

der Visconti durch die Ränke der Gegner und die Unzuverlässigkeit betrügerischer Zeugen nicht zum Abschluß geführt werden, so daß Balzac die Angelegenheit im kommenden Jahr in Mailand auszutragen hatte. Turin und der Heimweg über den Lago Maggiore und den Simplon hatten ihm so wohlthuenden Eindruck gemacht, daß er Madame Marbouty 1842 als „Der Poesie der Reise. Der dankbare Reisende“ seine „Grenadière“ zueignete: späterhin tilgte er diese freundliche Widmung, da die in der Literatur nicht minder als im Leben abenteuerliche Dame einen Schlüsselroman, „Une fausse position“ veröffentlichte, in dem Balzac, Sandeau und Planche nicht gut wegkamen.

Das traurige Nachspiel von Balzacs erster italienischen Reise war aber die Nachricht, daß Madame de Berny während seiner dreiwöchigen Abwesenheit verschieden war. Seit Jahren mußte Balzac auf diesen traurigen Ausgang gefaßt sein. Er hatte sie in der Boulonnaire bei Némours immer wieder besucht, war Zeuge ihrer Herzkrämpfe gewesen, die sich steigerten, wenn sie durch neue Werke des Freundes im Innersten bewegt wurde. Niemand stellte sein Können höher, niemand blieb aber nach wie vor unbefangener und strenger in der Beurteilung seiner Schöpfungen. Niemandem folgte er gläubiger, bei Lebzeiten und erst recht nach ihrem Tode sie segnend und verherrlichend als seinen Schutzgeist, als sein literarisches Gewissen. Wie tief ihr Gedächtnis in seinem Gemüt haftete, erfuhr Théophile Gautier, als ihm Balzac einmal, ohne ihren Namen zu nennen, mit Tränen in den Augen von der Freundin ohnegleichen erzählte, die Kern und Stern seines Lebens gewesen. —

So tapfer Balzac seinen Strauß mit Buloz ausgefochten und so sehr er sich seines Sieges freuen durfte, nach dem Ausgang des Prozesses war ihm jede Verbindung mit den beiden ange-



*Eva Hanska-Rzewuska*  
*Pastell von Jean Gigoux*



sehensten Pariser Revuen abgeschnitten und sein Wunsch, selbst eine Zeitschrift gleichen Schlages in die Hand zu bekommen, war begreiflich. Ein unternehmender Drucker, Béthune, der nachmals den Verlag sämtlicher bisher veröffentlichter Werke Balzacs erwerben sollte, besaß eine zweimal wöchentlich erscheinende, kläglich hinsiechende „Chronique parisienne“, die unter dem Herausgeber der ersten Auflage des „Dictionnaire de la conversation“, einem sonst erfolgreichen Leiter solcher Unternehmungen, Duckett, ein Scheinleben führte. Balzac kaufte Béthune diese „Chronique parisienne“ für 100 000 Franken ab, die er in Aktien von je 1000 Franken aufteilte. Er selbst zeichnete 30 000 Franken und bestimmte Béthune und einen redlichen Freund, Regnault, je 10 000 Franken in Aktien zu übernehmen. Duckett, der ihm ein Dorn im Auge war, fand er mit 15 000 Franken ab, die er in befristeten Wechseln zu begleichen sich verpflichtete: die Bezahlung dieser 15 000 Franken übertrug er dem Verleger seiner Bücher, Werdet, der sich zu dieser Belastung nicht eher bereden ließ, als bis Balzac rechtsförmlich dafür Bürgschaft geleistet hatte. Das glaubte der Dichter dreist wagen zu dürfen. Denn diese „Chronique parisienne“ sollte nach dem kühnen Feldzugsplan Balzacs in kürzester Zeit alle anderen Revuen überflügeln: sie wurde zu billigerem Preis verkauft, erschien häufiger, konnte auf Balzacs eigene Beiträge bauen und zog jüngere, vielfach noch wenig oder gar nicht bekannte Mitarbeiter in ihren Kreis, die Balzac mit sicherer Witterung für echte Begabung zu wählen wußte. So schickte er, entzückt von Mademoiselle de Maupin, Sandeau in die bescheidene Herberge des Verfassers Théophile Gautier, der dem Ruf dankbar folgte und ein treuer Parteigänger Balzacs werden sollte; Gustave Planche, Charles de Bernard, Alphonse Karr und andere wurden ebenfalls geladen: sie alle



stellten sich jeden Samstag am Tisch von Edmond Werdet zu fröhlichen Mahlzeiten ein, bis dann die mit ausgiebigem Durst und Hunger gesegneten Leutchen statt der von Balzac sicher erwarteten Manuskripte lustige Ausreden, Schnurren, wie sie einer Künstler- oder Studentenkneipe anstanden, zum besten gaben. Sie behandelten Balzac ernst- und spaßhaft als ihren Beherrscher. Als er sich einmal verspätete, richteten sie einen Ehrensitz an erhöhter Stelle für ihn her, und Alphonse Karr drückte ihm, als er den improvisierten Thron, als ihm gebührend, bestieg, einen Kranz auf das Haupt: eine Krönung, die einen Lachsturm entfesselte, in die zuguterletzt Balzac selbst, der aussah wie ein Silen, dröhnend einstimmte.

Weniger heiter gestaltete sich das Geschick der Chronique parisienne. Eine Weile gewann sie bescheidenen Zuwachs von Abnehmern: bald aber verliefen sich alte wie neue Abonnenten, so daß Balzacs am 24. Februar beginnende Leitartikel über auswärtige Politik schon fünf Monate später ein Ende nahmen. Und das böseste Nachspiel bereitete der rachsüchtige Duckett der Redaktionsherrlichkeit dadurch, daß er den Dichter wegen der Werdet geleisteten Bürgschaft vor das Handelsgericht zitierte und kurzerhand zur Zahlung, und im Fall der Säumnis zur Schuldhaft verurteilen ließ. Unbarmherzig ließ er den Zahlungsunfähigen durch findige Gerichtsboten verfolgen. Eine eifersüchtige Frau war niedrig genug, Balzacs Versteck (vermutlich in der Behausung der Guidoboni-Visconti) zu verraten. Dorthin ging ein Gerichtsvollzieher, der sich für einen uniformierten Geldbriefträger ausgab. Anfangs leugneten Torwart und Dienerschaft, daß ein Fremder in der Wohnung sei. Die Gräfin, der der verkleidete Häscher vorlog, in seinem Sack, auf den er schlug, seien 6000 Franken in klingender Münze, die er Balzac nur persönlich ausfolgen dürfe, sagte, sie müsse daraufhin Umschau halten. Der Magnet einer uner-

warteten Geldsendung zog Balzac wirklich in das Vorzimmer: der Gerichtsvollzieher erklärte den Dichter nun für verhaftet, und nur der Großmut seiner Wirte, die Ducketts Forderung mit Zinsen und Kosten deckten, hatte es Balzac zu danken, daß er nicht auf der Stelle mit dem schlaunen Exekutor nach Clichy wandern mußte. Balzac hatte Humor genug, von ähnlichen und noch tolleren Pfiffen und Schlichen gewitzter Gläubiger und Häscher in den „Roueries d'un créancier“ zu berichten, und die heitere Geschichte von dem, trotz aller Vorsichtsmaßregeln, überlisteten Schuldner dem — Baron James Rothschild zu widmen.

Verdient hätte die „Chronique parisienne“ schon um Balzacs eigener Beiträge willen ein besseres Los. Seine regelmäßig fortlaufenden Artikel über auswärtige Politik, in denen er es Chateaubriand, Lamartine, Hugo gleichzutun wünschte, seine Anläufe, Tagesfragen (die Annexion von Krakau, die spanischen Wirren, die deutschen Hansestädte usw.) welthistorisch zu fassen, sind dilettantisch. Desto bedeutender sind zwei Prachtgeschichten, die er zuerst in der Chronique drucken ließ: die in einer Nacht geschriebene „Messe de l'athée“ und „L'interdiction“: beide Erzählungen sind ein Preislied auf seltene, Plutarchs würdige Tugendhelden. Wenn Goethe sagte, nachdem er beim Löschen des Brandes in der Frankfurter Judengasse zuschaute und mithalf, daß just beim gemeinen Mann die schlichteste Tüchtigkeit zu finden sei, so könnte dies Wort das Motto der „Messe des Atheisten“ abgeben. Einer der berühmtesten Pariser Chirurgen, Desplein, ist ein erklärter Gottesleugner. Zur Verwunderung eines seiner Schüler besucht dieser Atheist alljährlich ein paarmal verstohlen die Kirche, um eine Messe zu hören. Es ist der Zoll des Dankes, den dieser Ungläubige dem Gedächtnis eines blutarmen Wasserträgers weiht. Als Desplein in seiner Studentenzeit

halb verhungert im größten Elend von einem harten Hausherrn, weil er seine Miete nicht zahlen konnte, fortgejagt wurde, nahm sich der Wasserträger, ein Analphabet, seiner an, teilte nicht bloß sein jämmerliches Quartier mit ihm, er gab ihm aus seinem kärglichen Tagewerkerlohn die Mittel, weiter zu studieren und seine Prüfungstaxen zu begleichen. Als der Wasserträger tödlich erkrankte, pflegte ihn Desplein mit Sohnestreue, ließ dem frommen Auvergnaten die Tröstungen der Religion angedeihen und stiftete nach seinem Ende eine Messe, die viermal im Jahr gelesen wird und bei der Desplein nie fehlt.

Auch „Die Entmündigung“ hat zwei Ausnahmemenschen als Haupthelden. Der eine, Richter Popinot, ist ein Wohltäter der Ärmsten, ein Vater der Bedrängten, der Kenner der Leiden und Nöte der kleinen Leute seines Viertels. Im Amt ebenso gewissenhaft, durch Lug und Trug der großen Gesellschaft so wenig zu täuschen wie bei seinen Gängen in die Tiefe großstädtischer Verkommenheit, durchschaut er, verkannt und belächelt in seinem schäbigen, altväterischen Aufzug, trotz allem ihn nicht blendenden Pomp die Tücken hoher Herrschaften, die aus Habgier einen gräflichen Ehrenmann entmündigen lassen wollen. Alle Seltsamkeiten des angeblich geistesschwachen Grafen offenbaren sich dem wackeren Popinot als Ergebnis legendarischen Rechtsgefühls: die Vorfahren des katholischen Edelmannes haben in den Religionskriegen eine hugenottische Familie mit niederträchtigen Gewaltstreichen um Hof und Herd und Heimat gebracht: das Gewissen des Edelmannes ließ ihn nicht ruhen, bis er den ganz herabgekommenen proletarischen Sprößlingen der Beraubten ihr Vermögen zurückerstattet hat.

Niemand wußte besser, als der sonst seines Pessimismus halber verrufene Balzac, daß Männer wie der auvergnatische

Wasserträger, der Arzt Desplein, der Richter Popinot und der Graf d'Espard in allen Ständen unter Millionen kaum einmal ihresgleichen finden. Hatte er doch in derselben „Chronique de Paris“ vom 2. Juni 1836 zum erstenmal die Geschichte seines Rechtshandels mit Buloz abdrucken lassen und in dieser wichtigen Streitschrift erklärt: „in einem ähnlichen Kampf mit Menschen und Dingen habe Beaumarchais seine beiden Diamanten, den Barbier von Sevilla und Figaros Hochzeit, gefunden“. Es sollte sich bald erweisen, daß auch in Balzacs Erlebnissen mit Zeitungs- und Geldmenschen aller Spielarten Motive zu kommenden Meisterschöpfungen steckten — der Presse seiner Zeit hielt er in den „Illusions perdues“, der Hochbank des Julikönigtums in der „Maison Nucingen“ den Spiegel vor. Und aus diesen Stoffen und Stimmungen erwachsen diese Hauptwerke, die mit Fug und Recht — um ein von Balzac hingeworfenes Wort zu wiederholen — die Iliade der Korruption heißen dürften.

## VII

### DIE ILIADE DER KORRUPTION

Das Ungeziefer der Literatur (*la vermine de la littérature*) hat Voltaire unzählige Male „*les folliculaires*“ gescholten, die Stechfliegen, die dem Überempfindlichen das Leben verleiden. Blättler und Mächler nennt Goethe dieselbe Sippe, kleine Leute, die für wenig Groschen viel Gift ausgießen über Gerechte und Ungerechte. Napoleon legte diesen Gesellen, die während der Revolution ihre Stimmen lauter, drohender und gefährlicher denn je zuvor erhoben hatten, durch seine tyrannischen Gebote Schweigen auf. Unter der Restauration wagten sich allen Preßquälereien zum Trotz Spötter und Schreier, Märtyrer und Streber in der Öffentlichkeit hervor und übten im Bunde mit der Opposition der Kammer entscheidenden Einfluß auf die öffentliche Meinung aus. Große Publizisten vom Schlage Chateaubriands und Benjamin Constants, erbarmungslose Pamphletisten von der Überlegenheit Paul Louis Couriers, Führer der neuen Richtungen in Staat, Kunst und Kirche, der „National“ unter der Leitung von Thiers, Mignet, Armand Carrel und der Kreis des „Globe“ wühlten weit über die Grenzen Frankreichs hinaus die Geister auf. Nach der Julirevolution wurde Selbstlosigkeit unter den Stimmführern der Presse seltener und seltener. Der Journalismus, so hieß es alsbald, führt, vorausgesetzt, daß man ihn im Stiche läßt, zu allen Posten und Ämtern. Stellenjäger und Industrieritter

bemächtigten sich alter und gründeten neue Blätter. Flinke, begabte, skrupellose Geschäftsmänner, wie Dutacq und Emile de Girardin, eroberten durch die Herabsetzung des Abonnementspreises auf die Hälfte Leserkreise, wie sie in solcher Ausdehnung bis dahin noch keiner Zeitung beschieden waren: ihr Einfall war auf die Steigerung des Inseratengeschäftes gebaut; und dieses bedenkliche Beispiel wurde notgedrungen von den meisten anderen Journalen nachgeahmt. Und die von jedem redlichen, frühzeitig auch von Sainte-Beuve beklagte „Industrialisierung der Literatur“ wurde nicht nur für die Presse unheilvoll. Die Publizistik sank vielfach zu einem gewerbemäßigen Betrieb herab; die Käuflichkeit der Unternehmer und Mitarbeiter griff immer mehr um sich; der Zweikampf, in dem Armand Carrel durch einen Pistolenschuß Emile de Girardins getötet wurde, gab Abenteurern der Feder ein bis auf die jüngste Zeit befolgtes Beispiel, unbequeme Sittenrichter sich vom Halse zu schaffen. Der anrühige Zeitungseigentümer in Augiers „Unverschämten“, Vernouillet, und der journalistische Klopffechter in Maupassants „Bel-Ami“ nehmen sich in ihrem schmutzigen Handwerk nur soweit als möglich vor dem Zuchtpolizeigericht in acht; sonst arbeiten sie mit Einschüchterungen und Erpressungen, äußerstenfalls gegen nicht zu überhörende Ankläger ihrer Schwindeleien mit mehr oder weniger ernstgemeinten Duellen.

Auch an dem Zusammenbruch seiner „Chronique parisienne“ wollte Balzac dieser Umwälzung im Zeitungswesen alle Schuld zuschreiben: im Augenblick ihres größten Erfolges (so sagt er Eva) mußte er an die Liquidation schreiten, denn wir konnten nicht den Kampf mit den Blättern aufnehmen, die täglich erschienen und 40 Franken kosteten, während wir für 64 Franken nur zweimal wöchentlich zur Stelle waren. Um zuzuwarten hätten wir 50000 Franken gebraucht, die uns in

der gegenwärtigen Lage der Presse niemand für eine literarisch ernste Zeitschrift vorstrecken wollte. Die Katastrophe bedeutete für Balzac einen Verlust von 40000 Franken. Zu dieser Not kam eine andere: die Inhaberin des Verlages seiner Sittenstudien, Madame Béchet, hatte sich verheiratet, und ihr neuer Gatte, Jacquillart, nötigte sie, Balzac, der ihr von kontraktlich zugesagten zwölf Bänden zehn geliefert hatte, gerichtlich auf die noch außenstehenden zwei Bände zu belangen und für jeden Tag Säumnis 50 Franken einzuklagen: ein Rückstand, der bereits mit zwei Monaten bemessen wurde. So blieb ihm nur übrig, wiederum in die Arbeitsstille der Touraine zu flüchten, wo er in acht Tagen den Plan des Romans „*Illusions perdues*“ entwarf und dessen erstes Drittel fertigbrachte: „mit Anspannung all meiner Kräfte. Ich schrieb täglich fünfzehn Stunden, ich stand mit Sonnenaufgang auf und nahm bis zur abendlichen Essensstunde nur selten Kaffee“. „Nach einem Diner, das dann natürlich ausgiebiger war, erhielt ich einen Brief, der mir die Vorfälle mit der ‚*Chronique*‘ meldete. Ich gehe mit Herrn und Frau v. Margonne in den Park und stürze, niedergeworfen durch einen Blutandrang zum Kopf, am Fuß eines Baumes zusammen. Ich konnte kein Wort mehr schreiben. Ich sah all meine Angelegenheiten verloren. Ich sagte mir, daß mir nur übrigbleibe, nach Wierzchownia zu gehen, und mich dort verborgen zu halten, bis ich genug Geld und Arbeiten gesammelt haben würde, um eines Tages heimkommen und all meine Schulden zahlen zu können.“ Seine Tatkraft bemeisterte diese rasch vorübergehende Anwandlung. Er blieb in der Heimat, fand — nicht bei den Reichen und Großen seines Kreises, sondern bei schlichten Leuten aus dem Volke, einem Kanzleibeamten, dem er zufällig seine Not schilderte — für den Augenblick genügende — aus freien Stücken gewährte — Aushilfe

und stellte die beiden ersten Bände der „*Illusions perdues*“ rechtzeitig Madame Béchet zur Verfügung: eines der mächtigsten seiner Werke, das er im Widmungsbrief an Victor Hugo mit Recht ebensosehr eine Tat des Mutes, als eine durch und durch wahre Geschichte nennen durfte. Eine Abrechnung mit der Korruption der Zeit, ein Beichtspiegel der Verderbnis der Presse. Wenige seiner Zeitgenossen haben früher und tiefer diese Schäden durchschaut.

Sainte-Beuve nennt in seinen Tagebuchaufzeichnungen „*Notes et pensées*“ Balzac den Romancier, der die Korruption seiner Zeit am besten kannte: ein Zugeständnis, dem er den Zusatz folgen ließ: „Balzac war sogar der Mann, aus eigenem einiges hinzuzufügen“. Eine Glosse, die nicht etwa bedeutet, daß Balzac sich jemals irgendeiner Korruption schuldig gemacht habe: der Kritiker, der selbst scharf ins Gericht ging mit dem verheerend um sich greifenden Schachergeist der meisten Schriftsteller seiner Tage, hielt nur Einzelheiten in Balzacs Schilderungen für willkürliche Zutaten. In seiner persönlichen Lebensführung hat er treu festgehalten an dem Gebot: „mein Name ist Honoré; ich will ihn stets mit Fug und Recht tragen“. Ungebeugt durch die Fehlschläge seiner Frühzeit, in den ärgsten seelischen und materiellen Heim-suchungen behandelte er seine Lebensaufgabe als heilige Sendung. Keine Anfechtung des Geschickes, keine Anfeindung der Kritik brachte ihn von dem selbstgewählten Weg ab. Seiner Schöpferkraft bewußt, strebte er das Höchste an, war er gewillt, es den Größten gleichzutun. In der Stetigkeit seiner Arbeit, in der Unerschöpflichkeit seiner Eingebungen als Mann und Künstler ein Starker und Ganzer sah er streng auf die Halben und Schwachen, die aus Genuß- oder Gewinnsucht ihr Ich verleugneten, ihren Geist, ihren Witz, ihre Beredsamkeit gegen ihre Überzeugung ge-



brauchten, die Pariser Zeitungswelt, wie Balzac in einem Jugendroman eine Piratenhöhle genannt, in eine Brigandinopolis verwandelten. Gegen diese Macht sich aufzulehnen, war 1835 ein größeres Wagnis, als ein Jahrhundert vorher die Mißbräuche des Klerus, den Übermut der Großen zu verspotten. Dazumal stand der beste gebildetste Leserkreis, Adel und Bürgerschaft hinter den literarischen Widersachern des Stellenkaufes, der Willkür der Justiz, des Geistesdruckes der Zensur. Unter dem Julikönigtum sah die Opposition nur die Vorteile, nicht die Gebrechen der Presse: den Ehrgeizigen war sie das Sprungbrett zu Macht und Reichtum, gläubigen Abonnenten ein Orakel. Anfänger lockte es, sich gedruckt und beachtet zu sehen. Es fehlte dem journalistischen Nachwuchs auch nicht an Talenten, desto mehr an Charakteren. Auf diesen Zwiespalt im Wesen der Jugend jener Tage hatte Balzac schon in einer Reihe früherer Sittenbilder aus anderen Kreisen hingewiesen.

Der Neffe des alten Grandet, der in Paris als reicher Bürgerssohn ein Leben des Müßigganges geführt hat, unterhielt, dem Gebot der Mode gemäß, einen Liebeshandel mit einer Dame der Gesellschaft. Als er im Hause seines Onkels in Saumur plötzlich den Bankrott und Selbstmord seines Vaters erfährt, schreibt er, der sich jenseits des Meeres eine neue Existenz schaffen will, der Weltdame einen Abschiedsbrief, der, scheinbar in den rührendsten Tönen gehalten, feiner Aufmerkenden seine Selbstsucht und Herzenskälte nicht verbergen kann: „er war ein Pariser Kind, durch die Pariser Lebenspraxis, ja durch seine Geliebte selbst gewohnt, alles zu berechnen, schon ein Greis unter der Maske eines jungen Mannes. Er hatte die abschreckende Erziehung einer Welt empfangen, in der in einer Abendgesellschaft in Worten und Gedanken mehr Verbrechen begangen werden als die Justiz im

Laufe einer Geschworenensession bestraft, wo Witzworte die größten Ideen morden, wo man nur dann als überlegen gilt, wenn man die Dinge im rechten Licht sieht, und im rechten Licht sehen, heißt nichts glauben, weder an Empfindungen noch an Menschen, noch an Ereignisse. Da muß man jeden Morgen den Geldbeutel eines Freundes abwägen, sich politisch über alles wegsetzen, was geschieht, vorbedacht nichts bewundern, weder Kunstwerke noch gute Taten, und als Beweggrund für alles nur das persönliche Interesse zur Richtschnur nehmen.“ Ein Zwanzigjähriger, der in der schwersten Krise seines Daseins unter der Herrschaft solcher Instinkte steht, wird in der Ferne, um Millionär zu werden, unter fremdem Namen Riesenschmuggel und Sklavenhandel treiben. Und heimgekehrt seiner opferfrohen Kusine die Treue brechen, die Gläubiger seines Vaters, denen sichere volle Zahlung verheißen wurde, hohnlachend vor die Türe setzen, einem Adelsprädikat zuliebe jede Niedrigkeit begehen, eine Ehe mit einer häßlichen Aristokratin aus einem herabgekommenen Geschlecht schließen, im Wahn, auf diese Weise Pair zu werden.

Nicht viel anders als das Bürgerskind Grandet sucht der Sproß eines verarmten südfranzösischen Geschlechtes Rastignac seinen Aufstieg aus jämmerlichster Dürftigkeit zur höchsten Stufe gesellschaftlicher Stellung. Er hört die für Strebernaturen unwiderlegliche Predigt eines zynischen Lehrmeisters: „Das Problem, an dessen Lösung gegenwärtig fünfzigtausend junge Leute arbeiten, die sich in derselben Lage befinden wie Sie, ist: Emporkommen um jeden Preis. Wie gelange ich schnell zu Geld? Machen Sie sich nun eine Vorstellung, mit welcher Erbitterung der Kampf geführt wird und wie groß Ihr Einsatz sein muß? Sie müssen sich gegenseitig auffressen wie Spinnen in einem Topf, denn 50 000 gute Posten gibt es nicht. Wissen Sie, wie man hier seinen Weg macht? Mit dem

Glanz des Genies oder der Geschicklichkeit der Korruption. In diese Menschenmasse muß man einschlagen wie eine Kanonenkugel oder sich einschleichen wie eine Seuche. Die Korruption ist an der Arbeit, das Genie ist selten. So ist die Korruption die Waffe der Mittelmäßigkeit. Überall werden Sie ihre Spitze fühlen. Sie werden Frauen begegnen, deren Männer 6000 Franken Einkommen haben und die für ihre Toilette allein 10000 ausgeben, Angestellte treffen, die 1260 Franken verdienen und Landgüter kaufen.“ Genau so wie „der Cromwell des Bagno“ rät eine Königin des Faubourg St-Germain ihrem Verwandten Rastignac: „Behandeln Sie die Welt, wie sie verdient, behandelt zu werden. Sie sollen Erfolg haben, ich werde Ihnen helfen. Sie werden erfahren, wie weit die weibliche Korruption und die männliche Eitelkeit geht. Je kühler Sie rechnen, desto schneller werden Sie vorwärtskommen. Sie werden es in Paris zu nichts bringen, wenn Sie nicht eine Frau finden, die sich für Sie interessiert. Sie muß jung, reich und elegant sein. Sollten Sie aber ein echtes Gefühl haben, so verbergen Sie es wie einen Schatz, zeigen Sie ihn niemandem. Es wäre Ihr Verderben. Sie werden erfahren, daß die Welt nur ein Nebeneinander ist von Opfern und Spitzbuben.“ Noch immer zaudert Rastignac, bis ihm die Wirklichkeit Paris wie einen Ozean von Jauche zeigt und furchtbare Beispiele vatermörderischer Gewissenlosigkeit ihn vermögen, den Kampf mit allen Mitteln aufzunehmen. Er wird der Galan einer Bankiersfrau, deren Kredit ihm zu Reichtum, Ansehen, Ministerrang verhilft. Er lernt allmählich die ganze Gesellschaft verachten. Er sieht die Welt als Vereinigung aller Verderbtheit und Gaunerei an. Wenn er auch Ausnahmen zugab, verurteilte er doch die Masse: er glaubte an keine Tugend, nur an Verhältnisse, in denen der Mensch tugendhaft ist. Diese Erkenntnis war das Ergebnis eines Augenblicks: er

erwarb sie auf den Höhen des Père Lachaise, als er einem armen ehrenhaften Mann dorthin das letzte Geleite gab, dem Vater seiner Delphine von Nucingen, der die redlichsten Empfindungen gehabt und von Töchtern und Schwiegersöhnen verlassen war. Er beschloß mit dieser Welt zu spielen und im vollen Ornat der Rechtschaffenheit zu heucheln. Er wird eine Größe des Julikönigtums, ein siegreicher Heerführer der Korruption, der für Worte wie Tugend, Gesinnung oder gar für Anwandlungen von Redlichkeit nur Hohn und Mißachtung gegen die Einfalt ihrer Apostel übrig hat.

In der Schule des Lebens gehärtete bedenkenfreie Leute wie Charles Grandet und Rastignac vollziehen wie der schnellste Teufel in Lessings Faust im Nu den Übergang vom Guten zum Bösen und triumphieren durch entschlossenes Paktieren mit der Verworfenheit ihrer Umgebung. Ein weichmütiger Poet wie Lucien de Rubempré geht zugrunde an seinem Selbstverrat. Die Tragödie seines Geschickes wächst aus einem lieblichen Idyll. Der Lebenslauf des bildschönen Dichters führt von Angoulême nach Paris, das Balzac wie Blücher von der Höhe des Montmartre einem Giftgeschwür vergleicht, das Frankreich heillos verseucht und ärger schädigt, als wenn man die Weltstadt, wie das ein russischer Heerführer wollte, anzünden und vom Erdboden vertilgen würde. Luciens Vater Chardon war ein begabter Chemiker, der seines Unterhaltes willen Apotheker werden mußte. Er stirbt vorzeitig und läßt seine Witwe, eine geborene Adelige, de Rubempré, mit zwei Kindern in Armut zurück. Unverzagt wird die Mutter Hebamme, die Schwester Eva Büglerin, um Lucien die Mittel zum Studium zu verschaffen. Luciens Jugendkamerad, David Séchard, der Sohn eines ebenso geizigen als ungebildeten Druckers, Séchard, kehrt nach seiner Lehrzeit aus Paris heim; ein genialer Erfinder, den — wie Balzac selbst — jahrelang

das Problem beschäftigt, aus Pflanzenfasern billiges Zeitungspapier herzustellen. David Séchard, der bei Didot in Paris sich fachmännisch ausgebildet hat, übernimmt die Druckerei seines hartherzigen, geldgierigen Vaters um einen wucherisch bemessenen Kaufschilling. In Luciens Schwester Eva — nach Balzacs Urteil der reinsten aller von ihm geschaffenen Frauengestalten — findet David, wie viele Erfinder im Alltagsleben ein weltunkundiger Träumer, die treueste für den Gatten wie für den Bruder zu jedem Opfer bereite Lebensgefährtin. Luciens künstlerische Anlagen bahnen ihm den Zugang zur Oberstadt von Angoulême, deren hochnasige Junkerkreise sich sonst starr abschließen von den Kleinbürgern, Winzern und Gewerbsleuten der Unterstadt. Seine Gedichte wecken den Anteil der einflußreichsten schöngeistigen Aristokratin Madame de Bargeton, die dem Adonis ihre Gunst zuwendet und selbst den Bischof für sein Talent interessiert. Neider Luciens, besonders ein streberischer Steuerdirektor, Chatelet, der Madame de Bargetons Einfluß und Sympathie gewinnen will, bringen die Dame ins Gerede. Durch dreiste Spionage werden sie Zeugen einer an sich unschuldigen, doch durch böse Zungen als so verfänglich verdächtigten Szene, daß Herr v. Bargeton, ein plumper, stumpfer Landedelmann, seiner Standespflichten eingedenk einen unvorsichtigen Klätscher zum Zweikampf fordert. Herr v. Bargeton bleibt im Duell Sieger, zieht sich aber danach auf einen andern Landsitz zurück, indessen Madame Bargeton den jungen Poeten bestimmt, mit ihr nach dem Ziel ihrer Sehnsucht, Paris, zu ziehen. Eine Reise, die Lucien nur durch die großmütige Selbstverleugnung der Seinen ermöglicht wird. Ihr Traum, mit dem Dichter in der Hauptstadt stilles Liebesglück zu genießen, wird bald zunichte. Der enttäuschte, eifersüchtige Chatelet warnt sie als Weltmann vor den Folgen ihrer Übereilung. Und ihre Schutz-

patronin, die Marquise d'Espard — dieselbe gewissenlose Salonkönigin, die in der „Entmündigung“ ihren edlen Gatten mit allen Ränken der Verleumdung unter Kuratel stellen lassen möchte —, hat leichtes Spiel im Verein mit den Elegants ihres Kreises, Lucien zum Spottbild eines Dandys zu verzerren; sein Besuch in der Oper als Logengast der Marquise mißglückt. Durch Chatelet erfahren die Modedamen und Modeherrs bald, daß der angebliche Aristokrat de Rubempré der Sohn eines Apothekers und einer Hebamme, der Bruder einer Wäscherin ist. So rasch und hoch Madame de Bargeton den jungen Poeten gehoben hat, so schnell und tief läßt sie ihn fallen. Sie gibt ihm den Laufpaß und übersieht ihn geflissentlich schnöde, als sie mit Madame d'Espard in einer Prachtkarosse in den Champs-Élysées an ihm vorüberfährt. Auf das bitterste gekränkt, durch seine unüberlegten Auslagen um seinen von David und Eva mühsam, als Jahresvorschuß gewährten Zehrpennig gebracht, muß Lucien, der sich zuerst als Musterkavalier gebärden wollte, im lateinischen Viertel ein klägliches Studentenleben beginnen. In dieser Leidenschule regt sich in Lucien frische Arbeitslust. Er treibt in der Bibliothèque St-Geneviève ausgiebige Forschungen für einen historischen Roman „Der Bogenschütze Karls IX.“, feilt an seinen Sonetten, spart sich die Bissen vom Munde zu seltenen, begeistert genossenen Theatergängen und macht als Stammgast der sagenumspunnenen, auch von Musset in Mimi Pinson verewigten, wohlfeilen, altväterisch gediegenen Garküche von Flicoteaux folgenreiche Bekanntschaften. Wie in der Pension Vauquer neben Vater Goriot, Vautrin und Rastignac Gerechte und Ungerechte, schwärmerische Musensöhne mit verdächtigem Gelichter sich zusammenfinden, kehren bei Flicoteaux Prachtmenschen, selbstlos dem Edelsten nachstrebende Forscher, wie d'Arthez, zu jedem Martyrium bereite Bekenner repu-

blikanischer Gesinnung, wie Michel Chrestien, eine Korona untadeliger aufstrebender Künstler, Juristen, Mediziner, Philosophen neben zweideutigen kleinen Literaten ein. Lucien schließt sich dem Kreis von d'Arthez an; er erkennt den Wert dieser vorbildlichen Naturen, die seine Schöpfungen überprüfen und verbessern. Die Sorge um das tägliche Brot zwingt Lucien, sich um die Verwertung seiner Manuskripte zu bemühen. Die Verleger, an die er sich wendet, sind vermutlich dieselben, die seinerzeit der junge namenlose Balzac kennenlernte. Keine Satire kann das Treiben dieser Schacherer überbieten. Als Lucien im Laden eines Buchhändlers mit seinen Gedichten vorspricht, hört er hinter einem Verschlag harrend zufällig, wie ein paar Winkelverleger zum Schaden von Autoren und Druckern sich verschwören, um Lagervorräte zu Schleuderpreisen an sich zu bringen. Ihm selbst weist man die Tür als einem Frevler, der nicht nur so vermessen ist, Verse zu schreiben, sondern ändern zumutet, sie zu lesen. Verleger, denen er seinen „Bogenschützen Karls IX.“ anbietet, zeigen sich, da Walter Scott just Modeartikel ist, eher geneigt, sein Manuskript zu drucken: das Honorargebot des ersten Buchhändlers ist aber so erbärmlich, daß Lucien entrüstet nein sagt; hinterdrein muß er, da die anderen Verleger noch schmähhlicher knausern, kleinmütig zum ersten zurückkehren, obwohl ihm der beim jähen Fortgehen ankündigte, er werde bei seinem sicher vorausgesehenen zweiten Besuch weniger zahlen. Lebenstreu wird weiter berichtet, wie ein Verleger Lucien in seiner Dachstube aufsucht und angesichts der von Stockwerk zu Stockwerk immer ärger zum Vorschein kommenden Armseligkeit seiner Herberge monologisierend zum Schluß kommt, in der kahlen Kammer des obersten Geschosses nur ein Viertel von dem zu bieten, was er unterwegs als Entgelt festgesetzt hatte.

Diese trostlosen Erfahrungen bringen Lucien auf den Gedanken, es mit dem Journalismus zu versuchen: ein Vorhaben, das Arthez und dessen Getreue Lucien mit der idealistischen Begründung ausreden, er würde dadurch seine künstlerische Aufgabe gefährden. Mit gleicher Entschiedenheit rät ihm ein ebenso begabter als windiger Journalist, den er gleichfalls in der Garküche getroffen, als Erzrealist von jeder literarischen Laufbahn ab. Lucien liest Lousteau (dessen Urbild Jules Janin gewesen sein soll) im Luxemburggarten seine Sonette vor. Lousteau hört lange schweigend zu, bis er endlich auf Luciens Drängen mit der Meinung herausrückt, er täte besser, seine schadhafte Stiefel mit Tinte zu schwärzen, um Wichse zu sparen und aus seinen Gänsekielen Zahnstocher zu schnitzen; dann möge er sich um eine Stelle als Schreiber, Handelsgehilfe oder Soldat umsehen. „Sie haben das Zeug für drei Dichter, aber bis Sie durchgedrungen sind, haben Sie sechsmal Zeit, Hungers zu sterben.“ „Ich bin wie Sie hierhergekommen, das Herz voll Illusionen, voll Liebe zur Kunst, voll Begierde nach Ruhm. Ich fand die Wirklichkeit des Handwerkes, den Widerstand der Verleger, die Kümmerlichkeit des Lebens. Wie ich werden Sie erfahren, daß hinter den schönen Kulissen Menschen, Leidenschaften, Bedürfnisse ihr Wesen treiben. Sie werden notgedrungen in schlimme Kämpfe verwickelt werden, Werk steht gegen Werk, Mann gegen Mann, Partei gegen Partei und man muß systematisch kämpfen. Noch ist es Zeit, verzichten Sie auf den Wunsch, den Fuß auf die erste Stufe des Thrones zu setzen. Tun Sie das, so entehren Sie sich nicht, wie ich des Unterhaltes willen.“ Lousteau kam als Dramatiker nicht auf: die Schauspieler beugen sich nur dem, der ihre Eigenliebe bedroht. Wenn Sie die Macht haben, das Gerücht zu verbreiten, daß der erste Liebhaber an Asthma, die erste Liebhaberin an einer



ekelhaften Krankheit leidet, werden Sie morgen gespielt.“ Als Lousteau daran war, Hungers zu sterben, nachdem er (wie Balzac) anonyme Romane geschrieben und hunderterlei andere literarische Versuche gemacht, wurde ihm der Journalismus als einziger rettender Ausweg bezeichnet. Sechs Monate lang diente er als überzähliger Volontär, gescholten, weil er angeblich die Leser abstieß. Nun berichtete er fast unentgeltlich über Boulevardtheater in einer Zeitung, unter dem Chefredakteur Finot (dem man Ähnlichkeiten mit Girardin nachsagte), einem ebenso rücksichtslosen als unliterarischen Burschen: „Ich lebe vom Verkauf der Freikarten, die mir die Direktoren dieser Theater geben und vom Verkauf von Rezensionsexemplaren. Und schließlich, wenn Finot mit meinen Leistungen zufrieden ist, rechne ich mit den Tributen der Kaufleute, für oder gegen die er mir zu schreiben erlaubt, Firmen von Abführ- oder Schönheitsmitteln zahlen mir für einen witzigen Artikel 20—30 Franken. Ich muß Buchhändler schikanieren, die dem Blatt zu wenig Exemplare schicken: das Blatt bekommt zwei, die Finot verkauft, ich ebensoviel. Ein Buchhändler, der mit solchen Belegexemplaren kargt, ist geliefert, auch wenn er ein Meisterwerk verlegt. Das duftet nicht gut, nicht wahr? Aber ich lebe von diesem Gewerbe, wie hundert andere. Glauben Sie nicht, daß die politische Welt viel schöner ist als die literarische. Hier wie dort ist alles Korruption. Jeder ist verdorben oder verdirbt jemand. Meine Einkünfte richten sich nach meinen Rezensionen. Ist sie feurig, fließt vom Verleger Geld zu, dann halt' ich meine Freunde frei. Wenn stille Zeit ist im Buchhandel, dann speis' ich in Flicoteaux' Garküche. Die Schauspielerinnen zahlen ebenfalls für gute Besprechungen, doch die klügsten bezahlen strenge Rezensenten. Totgeschwiegen werden ist am meisten gefürchtet: Polemik ist das tägliche

Brot für Berühmtheiten. Als Wegelagerer im Reich der Unternehmer, der Verleger und Theaterleute verdiene ich 50 Taler im Monat, kann für 500 Franken einen Roman verkaufen und beginne als jemand zu gelten, den man fürchten muß. Wenn ich statt bei meiner Florine auf Kosten eines Drogenhändlers, der sie aushält, zu leben, in meinen eigenen Möbeln sitzen und in einer großen Zeitung das Feuilleton in die Hand bekommen werde, an diesem Tage wird Florine eine große Schauspielerin und was mich betrifft, kann ich noch alles werden, Minister oder Ehrenmann. Und ich war gut, ich war reinen Herzens. Meine Geliebte ist eine Schauspielerin vom Panorama dramatique und doch träumte ich von Freundschaft mit den hervorragendsten Damen der großen Welt“. „In der Literatur sind die Eigentümer der Zeitung Unternehmer, wir sind die Handlanger. Wenn ich Sie ansehe, sehe ich mich selbst, wie ich war und ich bin sicher, daß Sie in 1—2 Jahren sein werden, wie ich bin.“

Als Lucien widerspricht mit dem stolzen Ausruf: er würde kämpfen, erwiderte Lousteau — „ein aussichtsloser Kampf. Heut macht Sie Ihr Gewissen noch streng, morgen aber wird es sich vor denen krümmen, die Ihnen den Erfolg entwinden, denn glauben Sie mir, der Schriftsteller, der Mode ist, wird härter und hochfahrender gegen den Nachwuchs, als der blut-saugerischste Verleger.“ Unbeirrt durch all diese Warnungen beharrt Lucien auf seinem Vorhaben mit der Losung: „Ich werde mich durchsetzen.“ „Gut“, entgegnet Lousteau. „Noch ein Christ, der in die Arena hinabsteigt, um sich den Bestien auszuliefern.“ Und nun will sich Lousteau in dem Neuling einen Gefolgsmann sichern; er baut auf kommende Gegendienste Luciens und bietet dem nicht zu Witzigenden an, ihn noch an demselben Tag einem der maßgebenden Verleger Dauriac vorzustellen und nach einer Uraufführung im Pano-

rama dramatique bei seiner Mätresse Florine soupieren zu lassen, wo er seinen Chefredakteur Finot kennenlernen soll. Dauriacs Laden ist im Palais Royal: auf dem Weg dahin passiert Lucien in den Holzgalerien den von Balzac in einem seiner großartigsten, figuren- und farbenreichsten Gemälde vergegenwärtigten Hauptmarkt der Pariser Prostitution — das Gegenstück zum Zeitungsmarkt, wie Lousteau ihn beschrieb, unter dem schimmernden Firnis lockender Reize Feilheit und Fäulnis da wie dort.

Im Verlagskontor Dauriacs, der aussieht wie ein römischer Prokonsul und mit den seiner Gnade bedürftigen Literaten ebenso hoffärtig umspringt, sieht Lucien erstaunt, wie namhafte Modeschriftsteller vor einflußreichen Kritikern katzbuckeln. Verlagsanträge fertigt Dauriac mit der ziffermäßigen Angabe ab, daß ihm elfhundert Manuskripte angeboten seien; Verse weist er nun gar mit einem Kalauer als Würmer (vers) zurück.

Eine Schicksalswende, wie sie Janin wirklich erlebte, beschert Lucien ein ihm zufällig übertragenes Theaterreferat; Lousteau muß unversehens als Berichterstatter in der Comédie française aushelfen; an seiner Statt hat Lucien im Panorama dramatique einzuspringen. Sein übermütig improvisiertes Feuilleton hat einen Riesenerfolg. Eine der Hauptdarstellerinnen, die Mätresse eines alten Kaufmannes, verliebt sich rasend in seine Schönheit, er wird im Handumdrehen Mode, durch seine Machtstellung nun von Verlegern ebenso sehr gesucht, wie ehemals gemieden. Eine Weile hat er hübsche Einnahmen. Er läßt es sich wohl sein und denkt nicht viel darüber nach, daß er, von Coralie verhätschelt, als ihr Hausgenosse sein Lotterleben bloß auf Kosten ihres nur seiner Zahlungsfähigkeit willen zugelassenen betagten Anbeters führen kann. Als es dann zum Bruch zwischen Coralie und dem zum besten gehaltenen

Alten kommt und die Zeitungshonorare und die Theatergage für den Aufwand der beiden nicht mehr ausreichen, versteht sich Lucien ohne langes Besinnen zur Gewissenlosigkeit und Gewalttätigkeit Lousteaus. In demselben Maß, in dem er moralisch sinkt, steigt seine Macht als Häuptling der frechtesten Freibeuter. Mit mörderischem Witz rächt er sich nun an Madame de Bargeton und Herrn Chatelet, die den gefährlichen Gegner auf das beflissenste zu versöhnen suchen. Als Kaufpreis wird ihm die königliche Anerkennung seiner Adelsansprüche verheißen. Einem solchen Angebot widersteht seine Eitelkeit nicht, auf der Stelle geht er als Überläufer aus dem klassizistisch-liberalen in das romantisch-klerikal-absolutistische Zeitungslager über. In den Händen seines früheren Chefs sind aber Manuskripte von Artikeln zurückgeblieben, in denen er ehemals seine neuen Parteigenossen angriff: da er Geld braucht, läßt er, der fälligen Honorare wegen, diese Invektiven, allerdings nicht unter seinem Namen, veröffentlichen. Diese Zweizüngigkeit wird von seinen alten und neuen Feinden den Ministern hinterbracht, seine eigene Handschrift zeugt gegen ihn und statt der verhofften Erhebung in den Grafenstand erfährt er die schwerste Demütigung. Als Achselträger wird er mit Schimpf und Schande vom Hof für alle Zukunft verjagt.

Es ist nicht das einzige Unheil, das seine Gesinnungslosigkeit auf ihn herabbeschworen. Er hat ein endlich ausgegebenes Hauptwerk von d'Arthez mit Bewunderung gelesen: seine Brotgeber zwingen ihn aber, gegen seine Überzeugung das Buch in einem Schmähartikel anzugreifen. (Ein Zwischenfall, der sein Vorbild in einer böartigen Kritik Jules Janins hatte, der dem Verfasser des von ihm grausam getadelten Buches, Felix Pyat, zuvor brieflich Lobeserhebungen hatte zukommen lassen.) Michel de Chrestien, ein fanatischer Anhänger d'Arthez, rächt diese Gesinnungslumperei: er insultiert und speit Lucien auf

offener Straße an. Der Beleidigte muß sich daraufhin schlagen. Schwer verwundet, wird Lucien in seinem Leiden von Coralie gepflegt, die hernach selbst tödlich erkrankt. Ihr gemeinsames Elend führt zu vollkommener Verarmung. Keine Erniedrigung bleibt Lucien erspart; er macht Bettelgänge zu dem alten Sünder, von dem sie beide zehrten; er fälscht Wechsel auf seinen durch Schulden selbst drangsalierten Schwager Séchard in Angoulême. Und trotz alledem ist durch die frühere liederliche Wirtschaft die Not in dem ganz ausgepöndelten Hausstand beim Tod Coralies so groß, daß der Trostlose — wie das Balzac in Briefen an Eva von einem Chansonnier wahrheitsgetreu berichtete — an ihrem Sterbebett Gassenhauer dichten muß, um die Kosten für Sarg und Bahrtuch zu verdienen. Geistig und leiblich völlig herabgekommen, bleibt ihm nur übrig, zu Fuß nach Angoulême zurückzuwandern — die Wegzehrung verschafft ihm der Hurenlohn, den ihm Coraliens treue Magd nach einem Gang auf die Straße heimbringt. Als blinder Passagier fährt er nachts eine Strecke mit, auf ein paar an eine Postkutsche geschnallten Heubündeln. Morgens sieht er, daß die Fahrgäste zwei Neuvermählte, Madame de Bargeton und der zum Präfekten ernannte Chatelet waren.

Der Kelch der Schande ist noch nicht geleert. Gleichzeitig mit der Iliade der Korruption in Paris begibt sich eine Iliade der Korruption in Angoulême: ein Minenkrieg, den die verschmitzten habgierigen Inhaber der Hauptdruckerei Cointet gegen den ganz in seine Erfindereperimente versonnenen und versponnenen David Séchard führten. Sie kennen seine Geldnot, die der Geizteufel Vater Séchard, die Anleihen und falschen Wechsel Luciens dergestalt verschärften, daß er vor dem Schuldgefängnis fliehen, ein Versteck suchen muß. Indessen nur ein biederer Deutscher, Kolb, als Hüter der Druckerei mit einer Magd bei Luciens Mutter und Schwester ausharrt,

liegt ein von den Cointets bestochener, nichtsnutziger Gehilfe Davids, Cériset, auf der Lauer, um Davids Erfindergeheimnis und Unterschluß zu erspähen. Diesem Pariser Früchtel, dessen sich David, übel beraten, angenommen hat, schließt sich ein falscher Jugendfreund Luciens an, ein häßlicher unermittelter Provinzadvokat, der reich heiraten und Staatsanwalt werden will: Ziele, die er durch die Bundesgenossenschaft mit dem Ehepaar Bargeton-Chatelet und den Druckern Cointet erreichen will und wird.

So wohlbekannt Balzac aller Unfug des Pariser Zeitungswesens seiner Tage war, so wohlvertraut waren ihm alle Ränke der Rechtsverdreher, alle Räubereien der „Escompteure“, alle Verkehrtheiten pedantischer Legalität, die das Los David Séchards besiegelten. „Die Leiden des Erfinders“, den der Staat durch Steuerdruck und Prozeßkosten zugrunde richtet, statt ihn durch ausgiebigen moralischen und materiellen Beistand zu fördern, verfolgt Balzac in den „Illusions perdues“ bis in alle Heimlichkeiten. Durch die Anschläge spitzbübischer, nur auf den eigenen Vorteil bedachter, ideenloser Konkurrenten wird David Séchard um den Sieg seiner Mühen betrogen: seine geniale Entdeckung fällt den Cointets in den Schoß; gleichmütig überläßt er ihnen die einträgliche Ernte seiner Saat; ihm genügt es, daß sein Gedanke triumphiert; in ländlicher Abgeschiedenheit freut er sich seines durch schweres Martyrium teuer erkauften Familienfriedens mit Eva.

Lucien, der sich in ungestüm aufwallender Verzweiflung als Urheber alles über die Seinigen verhängten Unglücks ansieht, flieht aus Angoulême, um sich unterwegs in einem Teiche zu ertränken. Ein mit der Post vorüberfahrender Kanonikus verhindert diesen Selbstmord. Er fordert Lucien auf, sein Sekretär zu werden und entwickelt mit dem Zynismus Vautrins — dieser „Cromwell des Bagno“ hat sich wirklich just in die

Maske eines spanischen geistlichen Diplomaten Abbé Carlos Herrera gesteckt — seinem jüngsten Schützling dieselben Theorien, die er seinerzeit Rastignac in der Pension Vauquer gepredigt hat: „Schleichen Sie sich in die Welt von Paris ein. Warten Sie auf Beute und Zufall. Halten Sie sich nicht bei der Ehre auf, denn wir gehorchen alle irgendeinem Laster, irgendeiner Notdurft; aber gehorchen Sie dem obersten Gesetz, der Verschwiegenheit.“ „Sie erschrecken mich, Ehrwürden: mir scheint das die Theorie der großen Landstraße zu sein.“ „Sie haben recht. Aber sie kommt nicht von mir. Es ist die Denkweise aller Emporkömmlinge, des Hauses Österreich, des Hauses Frankreich. Sie sind in der Lage der Medici, Richelieus, Napoleons im Anfang ihre Ehrgeizes, die alle den Preis für ihre Zukunft zahlten, Undank, Verrat, Widersprüche der heftigsten Art. Wer alles haben will, muß alles wagen. Streiten Sie über die Spielregeln, wenn Sie sich an den Spieltisch setzen? Die Regeln sind gegeben, Sie nehmen sie an.“ Als geheimer Sendbote zwischen Ludwig XVIII. und Ferdinand VII., als Ordensmitglied der Jesuiten fragt er Lucien, ob der ihm unbedingt zu Willen sein möchte. Dann verbürgt er ihm, daß er binnen drei Monaten Marquis von Rubempré sein, eine der reichsten Töchter des Faubourg St-Germain heiraten und auf der Pairsbank Platz nehmen werde. Lucien gibt sich dem geheimnisvollen Priester gefangen, der mit ihm, wie die auf Tod und Leben verbündeten Helden von Otways gerettetem Venedig eins sein will. Sein Handgeld sind 15 000 Franken, die er sofort den Seinigen nach Angoulême schickt. Was Vautrin zu Lucien zieht, ist der Trieb der tiefen Freundschaft „von Mann zu Mann, so daß eine Frau wenig für sie bedeutet. Der Mensch hat ein Grauen vor der Einsamkeit. Hätte ohne dieses Bedürfnis Satan Genossen finden können? Es ist da ein ganzes Epos zu schreiben, ein Vorspiel zum ‚Verlorenen Paradies‘,

das ja nichts anderes ist, als der Heldengesang des Aufruhrs.“  
„Die Iliade der Korruption“ meinte Lucien.

Die „*Illusions perdues*“ sind nur eins der vielen Kapitel dieser Iliade der Korruption: im „*Cabinet des antiques*“ schildert Balzac ziemlich analog, wie der einzige männliche Sproß eines uralten hochadeligen Geschlechtes, ein Schwächling, dem es an Halt fehlt, ehrlos wird. Daheim wuchs er im Wahn auf, als Erbe eines so erlauchten Namens jedem Gelüst folgen zu dürfen. Aus seiner Heimat im Süden kommt er nach Paris. Dort verstricken ihn Liebeshändel mit der Herzogin von Maufrigneuse, Leichtlebigkeit, große Passionen in Schulden ohne Ende. Er plündert gewissenlos die Seinigen, Vater, Tante, einen seiner Familie hundetreu ergebenen Verwalter und sinkt schließlich zum Urkundenfälscher herab.

Andere Iliaden der Korruption bestehen viele Schicksalsschwestern der „*Comédie humaine*“: „nach Shakespeare, der uns in der Kleopatra, die ich einst eine Reine entretenue genannt habe, ein tiefsinniges Beispiel solcher Frauengestalten aufgezeichnet hat, ist“ — nach Heine — „gewiß unser Freund Honoré de Balzac derjenige, der sie mit der größten Treue geschildert hat. Er beschreibt sie, wie ein Naturforscher irgendeine Tierart oder ein Pathologe eine Krankheit beschreibt, ohne moralisierenden Zweck, ohne Vorliebe noch Abscheu. Es ist ihm gewiß nie eingefallen, solche Phänomene zu verschönen oder gar zu rehabilitieren, was die Kunst ebenso verböte als die Sittlichkeit.“ Vor den Ungeheuerlichkeiten dieser Wirklichkeiten graute es bisweilen Balzac selbst. „Wissen Sie,“ so sagt der Anwalt im Oberst Chabert, „daß es in unserer Gesellschaft drei Menschen gibt, die die Welt nicht achten können, den Priester, den Arzt, den Mann des Rechtes? Alle drei tragen schwarze Kleider, vielleicht weil sie um alle Tugenden und Illusionen trauern. Der Unglück-



lichste von den dreien ist der Anwalt. Wenn der Mensch den Priester aufsucht, treibt ihn die Reue, der Gewissensbiß, der Glaube. Das macht ihn groß, es tröstet die Seele des Vermittlers, dessen Aufgabe nicht frei ist von einem gewissen Genuß; er reinigt, er macht gut, er versöhnt. Aber wir Anwälte, wir sehen nur, wie sich überall dieselben schlechten Empfindungen wiederholen.“ „Ich kann Ihnen nicht alles aufzählen, was ich erlebt habe. Ich habe Verbrechen gesehen, denen gegenüber die Rechtsprechung ohnmächtig ist. Kurz, alle Greuel, die die Romandichter zu erfinden glauben, bleiben immer noch zurück hinter der Wahrheit.“

Das gilt schwerlich vom Abschluß der „*Illusions perdues*“: in starken Abständen folgte 1838 der erste und 1847 der letzte Teil der „*Splendeurs et misères des courtisanes*“. Nun trug Balzac auch sonst häufig Pläne längere Zeit in seinem Kopf: so ansehnliche Zwischenräume waren jedoch selten, und unverkennbar zeigen sich in der „*Dernière incarnation de Vautrin*“ Spuren von Erschöpfung: das Eisen war (wie Balzac gelegentlich sagt) müde geworden. Als Maschinist greift in ungezählten Verkleidungen Vautrin ein, der Lucien vor physischem Selbstmord bewahrt, dagegen aber zur sklavischen Unterjochung unter seine schimpflichen Ratschläge, wenn nicht gar zu seinem Lustknaben erniedrigt hat. Lucien fügt sich dem Verbrecher, den Balzac keine Phantasiefigur nennt, vielmehr in eine Reihe mit dem falschen Grafen von Sankt Helena stellt, Cogniard, der vier Jahre im Bagno war, unter falschem Namen Oberstleutnant wurde, die Geliebte eines Emigrierten heiratete, und nur auf die Denunziation eines früheren Strafgenossen, der ihn bei einer Revue sah und erkannte, wieder in das Bagno, diesmal auf Lebenszeit, zurückkehren mußte. Vautrin, der Bankier der Bagnosträflinge, verwendet die verhehlten, gestohlenen und geraubten

Gelder seiner Schutzbefohlenen, dieses unsauberste aller Fideikommisses, zur Bestreitung von Luciens Aufwand. Die Antinous-Schönheit seines Schützlings macht ihn zum Liebling von Buhlerinnen aller Stände. Wie er in den Illusions perdues das Herzblatt von Madame de Bargeton und der Kurtisane Coralie gewesen, ist er nun der Günstling der Herzogin v. Maufrigneuse wie der Gräfin v. Sérizy und der Abgott von Esther, einer Halbjüdin, der Nichte des Wucherers Gobseck, die als Straßenläuferin niedrigster Klasse beginnt und hernach als größte Pariser Schönheit vom Finanzmagnaten Nucingen mit Palais, Kutschen, Millionen umworben wird.

Esther hat Lucien beim Besuch eines kleinen Boulevardtheaters kennengelernt und sich für Zeit und Ewigkeit dermaßen in ihn verliebt, daß sie, wie vordem Coralie, willenlos seinen Winken gehorcht. Vautrin war Zeuge, wie Esther auf einem Opernball durch höhnische Lebemänner an ihre schmachvolle Vergangenheit gemahnt wurde und in ihrer Verzweiflung Hand an sich legen wollte. In seiner geistlichen Tracht predigt er ihr Einkehr, Buße, Läuterung und bringt sie — so schrankenlos ist sein Einfluß — in eine vornehme Klosterschule, wo sie sich bilden soll. Lang hält es ihr redseliges Blut dort nicht aus. Sie kehrt nach Paris zurück, wo sie auf Vautrin-Herreras Geheiß jahrelang so verborgen hausen muß, daß sie nur nachts in die Wälder um die Weltstadt ausfahren darf. Lucien genießt ihre grenzenlose ausschließliche Zärtlichkeit.

Vautrin sorgt für seinen Luxus, verschafft ihm ein Adelsprädikat und baut fest darauf, daß ihm eine gleichfalls sterblich in ihn verliebte Herzogstochter von Grandlieu mit ihrer Hand das Marquisdiplom reichen wird. Die Machtfülle Vautrins ist unerschöpflich: entlassene Sträflinge beiderlei Geschlechts gehorsamen ihm, wie Sklaven einem orientalischen

Tyrannen; die Kupplerinnen seiner eigenen Sippe, u. a. Tante Nourrisson, eine frühere Geliebte — Marats, helfen zu jedem Gewaltstreich, zu jeder Vermummung und Vergiftung. Dazu kommt eine List und Körperkraft, die nicht ihresgleichen hat, die Philosophie des Lasters und sein unermeßlicher Ehrgeiz für Lucien, dem er die Erfüllung aller Lebenswünsche zudenkt, die ihm selbst unerreichbar bleiben.

Die Streiche dieses Bösewichts wirken zuletzt parodistisch: zudem verdirbt er durch ein Zuviel an Raffinement die einfachsten Pläne. Um Lucien den für die Grandlieus nötigen Familienbesitz, ein Landgut im Wert von Millionen vorzutäuschen, muß sich auf Vautrins Befehl Esther dem sinnlos durch ihre Reize betörten greisen Baron Nucingen verkaufen. Statt mit diesem Sündengeld den Handel zu begleichen, streut er aus, daß Lucien von Schwester Eva und Schwager David die zum Ankauf nötigen Gelder geliehen erhalten habe: eine Lüge, die von den hinter Vautrin herjagenden Spürhunden der Geheimpolizei, Corentin und Peyrade und dem Rechtsanwalt Derville, sofort aufgedeckt wird. Ebenso mißglückt sein überschlauser Anschlag mit Esther: in ihrem Jammer bringt sie sich um, bevor sie sich Nucingen hingeben müßte, und ihre von Vautrin gewählten Diener stehlen im Sterbezimmer die ihr von dem Bankier geschenkten 750 000 Franken. Die Polizei gibt Lucien am Tod Esthers und an dem Riesendiebstahl Schuld. Die Familie Grandlieu hat ihn schon zuvor preisgegeben. Er wird gefangengesetzt. Ebenso Vautrin. Alle Kniffe, Schliche, Verbrecherverschwörungen Vautrins und seiner Leute schlagen fehl, weil Lucien seelisch zusammenbricht, sich selbst aufgibt und Vautrins Vergangenheit vor dem Untersuchungsrichter verrät. Als der Schwächling zu spät erkennt, daß seine Übereilung ihn unmöglich gemacht, und daß er zugleich Vautrin, der ihn durch hero-

ische Gegenwehr zu salvieren imstande war, unheilbar geschädigt hat, tut er, was er im Teich der Mühle bei Angoulême tun wollte: er macht ein Ende und erhängt sich an einem Fensterkreuz. Alle Bemühungen der großen Damen des Faubourg St-Germain, den lieblichen Sünder durch Beeinflussung der Richter und Bedrohung ihrer Beförderung zu befreien, sind ebenso müßig wie Vautrins Missetaten. „Der Machiavell des Bagno“ tut Buße. Um sich späterhin an den Urhebern der Katastrophe, den Häuptlingen der Geheimpolizei rächen zu können, wird er selbst Geheimagent der Polizei, der wie der leibhaftige frühere Sträfling Vidocq aus einem Wilderer in einen Waldhüter sich verwandelt. Sehr bedeutende Einzelheiten — die Schilderung des Justizpalastes, die Bilder aus dem Gefängnisleben, die Charakteristiken der Verbrecher, mit denen Vautrin in ihrem Rotwelsch sich verständigt — helfen nicht über die Fratzenhaftigkeit seiner „Dernière incarnation“ hinweg.

Die Iliade der Korruption geht sonst nicht leer aus in diesen Schlußbänden der „Illusions perdues“: streberische Richter halten sich äußerlich korrekt, ihres Avancements halber bieten sie zu jedem Unfug die Hand. Die blaublütigen Lebeweibchen des Faubourg St-Germain wagen, um nicht bloßgestellt zu werden, weit mehr ihretwegen, als zur Rettung Luciens die frechsten Überfälle des Gerichtes: sie werfen vor den Augen der Amtspersonen ihre Protokolle ins Feuer und sorgen für die Vernichtung ihrer „Liebes“-briefe, deren sich Piron und die „Ode à Priape“ zu schämen hätten durch ihren, jede Laszivität überbietenden Ton.

Vergleicht man die Physiognomie dieser ganz verworfenen Gesellschaft mit Chamforts Anekdoten oder mit Diderots Nefen Rameaus, so vermißt man in der „Dernière incarnation de Vautrin“ die bei diesen früheren Sittenschilderern durch-

brechende Entrüstung, die von Chamfort und Diderot genährte Zuversicht auf kommende Vergeltung. Der Trieb, sich zu bereichern, zu Pairien und Herzogkronen aufzusteigen, trifft in Balzac einen verwandten Zug. Für Vautrin äußert er sogar unverhohlene Sympathie. Wie recht Goethe hatte, für die „Peau de chagrin“ das blasé zu mäßig zu finden, wird Blatt um Blatt sinnfällig in der „Dernière incarnation de Vautrin“. Hier schlägt die Sensationsgier ins Lächerliche und Widerwärtige um. —

Furchtlos, wie mit den Fälschern der öffentlichen Meinung rechnete Balzac mit den Handel und Wandel gefährdenden Geldmächten ab, die Moralisten und Sittenschilderer vor ihm nur selten vor ihren Richterstuhl gezogen hatten. Chamfort wirft einmal die Bemerkung hin, daß Molière die Finanzleute niemals auf die Bühne gebracht habe, seiner Ansicht nach zu solcher Schonung durch ein Verbot Colberts gezwungen. Daß in Geldsachen so wenig heikle Spekulanten wie Voltaire und Beaumarchais ihren Beschützern und Geschäftsfreunden nicht weh taten, ist leicht zu verstehen. So war im 18. Jahrhundert nur der unabhängige, stolze Lesage beherzt genug, in seinem Turcaret einen Makler auf die Bretter zu bringen, der durch seine Lebensführung ebenso verächtlich ist wie in seinem faulen wucherischen Treiben: ein roher, herzloser Emporkömmling, der mit seinem Gelüst, eine hochadelige Mätresse zu gewinnen, durch gaunerische Glücksritter zum besten gehalten, ein betrogener Betrüger, schmachlich endet. Auch Diderot dachte nicht anders als Lesage. Vergeblich sucht er den Neffen Rameaus zu bekehren, der zynisch ausruft: „Nur Gold! Gold! Gold ist alles, und das übrige ohne Gold ist nichts. Auch hüte ich mich, meinem Knaben den Kopf mit schönen Grundsätzen vollzupfropfen, die er vergessen müßte, wenn er nicht ein Bettler bleiben wollte. Dagegen, sobald ich

einen Louisdor besitze, was mir nicht oft begegnet, stelle ich mich vor ihn hin, ziehe das Goldstück aus meiner Tasche, zeige es ihm mit Verwunderung, hebe die Augen zum Himmel und küsse das Stück.“

Nach den ungeheuren Verschiebungen des Besitzes durch die Revolution und die napoleonischen Kriege war an die Stelle vernichteter Privilegierter die Geldmacht zu einer in der alten Monarchie ungeahnten Bedeutung gestiegen und unter dem Julikönigtum bedurfte es nicht erst der Losung: „Bereichert Euch!“, um die häßlichsten Instinkte zu entfesseln. So rasch als möglich mit allen erlaubten und unerlaubten Mitteln Reichtümer sammeln und dadurch in Staat und Gesellschaft Einfluß, Ehren, Würden gewinnen, mit den erlauchtesten Adelsgeschlechtern Ehebündnisse suchen, zur Vorherrschaft, wenn nicht gar zur Alleinherrschaft gelangen, alle Erzungenschaften der riesigen Umwälzungen der Bourgeoisie, dem engherzig umgrenzten „pays legal“ zum Schaden der verdrängten oder nach wie vor unterdrückten Elemente des Volkes sichern: das war der Wille weiter Schichten. Theoretische und praktische Gegenbewegungen, Arbeiteraufstände, volkswirtschaftliche Systeme, sozialistische Schwärmer übten zunächst nur geringe unmittelbare Gegenwirkung, der Kapitalismus blühte in dieser Friedenszeit kraftvoll auf, Fabriken und Eisenbahnen erstanden, gesunder Unternehmergeist, gesegneter Fleiß mehrten das Nationalvermögen, und nicht die Schuld tüchtiger Finanzpolitiker, bedächtiger Leiter des französischen Geldwesens war es, daß Schwindler mit dreister Bauernfängerei, waghalsigen Spekulationen und Gründerprospekten Gutgläubige in ihre Netze zogen und zum Vorteil weniger findiger Abenteurer, die Millionäre wurden, Gimpel und Genußgierige, wehrlose Witwen und Waisen um ihre Habe brachten.

Balzac kannte von Grund aus die Wucherer und Beutelschneider aller Formate seiner Zeit: am eigenen Leib hatte er ihre Praktiken erfahren, und in allen Tonarten gedenkt er aller Spielarten dieser Sippe. Sein Gobseck war der erste und bleibt der größte der von ihm gemalten Charakterköpfe aus der Gruppe der Pariser Blutsauger, die selbstbewußt und selbstgefällig ihre Macht mißbrauchen. Gobsecks Troß bilden die Pfandverleiher, die Berater verschwenderischer grüner Jungen, die sie zu Wechselfälschungen anleiten, die Verführer und Verkuppler von Frauen aller Klassen, die Meute, die Geist und Arbeit hilfloser Künstler und Erfinder ausnutzen. Balzac machte jedoch hier nicht halt. Er hatte auch der Hochfinanz, der Haute banque, in die Karten geschaut: dem Elsässer Juden Nucingen, der zweimal Riesenkonkurse gemacht und dadurch den Grund zu einem unermeßlichen Vermögen gelegt hatte, das er durch ähnliche, nur sorglicher verschleierte, auf die Ausraubung der Massen ausgehende Anschläge unablässig mehrte. In diesen durch alle rabulistisch ausgedachten Vorsichtsmaßregeln legal gedeckten Machenschaften arbeitet er im Verein mit passend gewählten Spießgesellen, die einem solchen Räuberhauptmann nicht immer gewachsen sind und gegebenenfalls von Nucingen ebenso rücksichtslos verleugnet und geschädigt werden wie seine Aktionäre. Wo er seinen Profit findet, sieht er ebenbürtigen Mitverschworbenen durch die Finger. Er macht Halbpart mit dem Galan seiner Frau, Rastignac, dem Träger eines als Aushängschild willkommenen alten Adelsnamens, der an Schürzenbändern zum Grafenrang aufsteigt, wie mit einem Findelkind, Ferdinand, der sich eigenmächtig das Adelsprädikat du Tillet beilegt und es vom Kommis und Ladendieb im Parfümeriegeschäft Birotteau zum Erzmillionär bringt.

Angesichts dieses Schwindelgeistes in den verschiedensten



*Selbstkarikatur Balzacs 1837*





Sphären der Weltstadt läge die Wiederholung von Jugurthas Wort: „urbem venalem et mature perituram si emptorem invenerit“ als Motto des Romans „La maison Nucingen“ nahe. In dem Widmungsbrief an Zulma Carraud, der diese Abrechnung mit der Haute banque zugeeignet ist, weist indessen Balzac selbst als Gegenstück auf ein anderes seiner Werke hin: „Histoire de la grandeur et de la décadence de César Birotteau“, daß die altväterische Rechtschaffenheit im Kreis der Kleinbürgerwelt im Kampf gegen alle siegreichen Listen und Tücken moralisch triumphieren ließ. Wie in Hogarthschen Kontrastbildern der Lebenslauf des Lasterhaften und Tugendreichen treten einander in dem Geschick des Parfümerieladens Birotteau und der Bankfirma Nucingen unbeirrbare Redlichkeit, die um die Rettung und Wiedereroberung der makellosen kaufmännischen Ehre bis zur Selbstvernichtung ringt, und ihr Widerspiel gegenüber. In leichter gerühmtem als bewährtem Wahrheitsdrang hat sich Balzac die Lösung seiner Aufgabe nicht etwa durch Schönfärberei erleichtert: seine Kleingewerbetreibenden sind keine Ausnahmenaturen. Es sind dieselben Leute, die durch ihre Beschränktheit und Philistrosität gemeiniglich das Stichblatt für die Spöttereien der Karikaturisten und Bohemiens sind, Gevatter Schneider und Handschuhmacher, die voll lächerlicher Vorurteile sind, auf dem Jahrmarkt der Eitelkeiten sich Blöße um Blöße geben und doch im innersten Kern gesund sind: „Diese Kleinbürgerwelt, die, eifersüchtig auf alle Auszeichnungen, nichtsdestoweniger gut, dienstwillig, mitleidig ist und mit ihren seelischen Vorzügen zum besten gehalten und ihrer läßlichen Fehler willen verhöhnt wird von einer Gesellschaft, die ihr an Wert nicht gleichkommt. Denn sie hat das Herz auf dem rechten Fleck, just weil sie nicht gleisnerische Umgangsformen pflegt, diese tugendhafte Bourgeoisie, die un-

schuldige, zu jeder Arbeit geschulte Töchter voll guter Eigenschaften erzieht, deren Wert durch die Berührung mit höheren Klassen, sobald sie hineinheiraten, auf der Stelle gemindert wird, diese Mädchen ohne Geist, unter denen Molières Chrysale,“ der Wortführer des gesunden Hausverstandes in den Femmes savantes, „seine Frau gesucht hätte“. Eine Spießbürgerwelt, in der Charakter, Tüchtigkeit, Zuverlässigkeit gedeiht, in der ein Manneswort mehr gilt, als Siegelbrief und die Stimme des Gewissens durch keinen Sophismus zum Schweigen gebracht wird.

Cäsar Birotteau ist ein Bauernjunge aus der Touraine, ein mittelmäßiger Kopf, ein goldenes Herz, gleich seinem Bruder François, der in seiner Heimat blieb, geistlich wurde und nachmals den Ränken des herrschsüchtigen Heuchlers Troubert zum Opfer fiel. Cäsar geht nach Paris, wo er im Parfümeriegeschäft Ragon anfangs zu den niedrigsten Diensten verwendet wird. Maria Antoinette ist Kundschaft Ragon, der auch während der Revolution königlich gesinnt bleibt und dem durch seinen Eifer allmählich aufsteigenden Cäsar dieselben Gesinnungen einimpft, so daß der Halbwüchsige beim Aufstand im Vendemiaire gegen die von Napoleon befehligten Konventstruppen mitficht und auf den Stufen der Kirche von Saint-Roch verwundet wird. Dieser Waffengang wird Cäsar von den Royalisten nicht vergessen. Sein Brotgeber, an dessen Tisch nach damaliger patriarchalischer Sitte die Kommis mitessen, gewinnt ihn lieb und übergibt ihm, als er sich zurückzieht, seine Parfümerie, die durch ein geschickt vertriebenes Haarwuchsmittel immer einträglicher wird. Cäsar ist, trotzdem ihn eine doppelt so alte dralle Köchin vorübergehend in einen rasch vorübergerauschten Sinnestaumel gezerrt hat, innerlich rein geblieben. Sein Herz gewinnt eine mittellose, bildhübsche, vielumworbene Ladenmamsell eines Putz-

warenladens der Ile Saint-Louis, die Cäsar vor allen anderen Bewerbern den Vorzug gibt. Der Hausstand der beiden ist ein Muster. Die Gatten leben in ungetrübter dauernder Eintracht, Konstanze ist die Seele des Geschäftes, und obwohl oder just weil sie ihre Überlegenheit kennt, Cäsar selbst aber so wenig wie seine Untergebenen fühlen läßt, führt sie das Regiment. Ihre Tochter ist an Leib und Gemüt ein Prachtgeschöpf, von den Eltern liebevoll gehegt und zu höherer Bildung bestimmt. Der Wohlstand Cäsars wächst. Nach der Rückkehr der Bourbonen stellen ihn die Royalisten in seinem Bezirk und Beruf voran: er wird Beisitzer im Handelsgericht, Vizebürgermeister und endlich Ritter der Ehrenlegion. Die Verleihung dieses Ordens wird zur Lebens- und Schicksalswende.

Cäsars Frau erwacht aus einem wüsten Traum, in dem sie sich selbst als Doppelgängerin an der Schwelle ihres Ladens als Bettlerin sah. Erschreckt gewahrt sie, daß ihr Mann nicht in seinem Bett ist. Als bald findet sie ihn. Er prüft die Eignung seiner Räume zu einem Festball, mit dem er seine Auszeichnung feiern will. Die gescheite Frau warnt vor solchem über ihre Mittel gehenden Aufwand. Cäsar zeigt ihr aber große Trümpfe. Er hat ein neues noch wirksameres Haarwuchsmittel entdeckt und plant mit seinem Notar den Kauf unverbauter Gründe um die Madeleine-Kirche: eine Bauspekulation, die mit der Zeit Millionen abwerfen muß. Konstanze versucht zu bremsen, fügt sich aber, da sie Cäsar nicht die Freude an seinen Erfolgen verkümmern will. Possenhaft ist die harmlose Eitelkeit, mit der er nun jedermann von seinen Heldentaten im Vendemiaire und von dem Ehrenzeichen erzählt, das ihm dafür zum Dank und Lohn zuteil wurde. Es fehlt ihm nicht an Neidern, doch der Glanz, der auf sein Haus fällt, als die ersten höfischen Würdenträger seine Einladung annehmen,

die Energie, mit der Cäsar, der Kosten nicht achtend, die schlichten Wohnzimmer durch Um- und Zubauten in Ballsäle umwandelt, der Geschmack, mit dem die Seinigen das Fest rüsten und das Gelingen, das den von der Bürgerschaft des Viertels und den Ehrengästen hochgerühmten Abend krönt, ist der Gipfel von Cäsars Aufstieg. Er fühlt sich so beseligt, daß Balzac die Jubelstimmung des Hausvaters und seiner Angehörigen nur mit dem Finale von Beethovens C-moll-Sinfonie zu vergleichen weiß. Seine Tochter hat lang zuvor ihr Herz entdeckt: es fällt einem von der Natur nicht allzu wohlwollend bedachten, rothaarigen, hinkenden Gehilfen ihres Vaters Anselm Popinot zu, dessen Tatkraft und Edelmut sich allerdings in den Prüfungen, die über Cäsar unvermutet hereinbrechen, leuchtend bewährt.

Cäsars Notar, dem er seine Gelder für die Bauspekulation anvertraut hat, geht durch, nachdem er das Opfer einer unersättlichen Buhlerin geworden. Die großen Ausgaben für den Festabend, die Erbarmungslosigkeit der Gläubiger, die Hartherzigkeit der Bankiers, die Rachsucht des früheren Kommis du Tillet, der vom ertappten und begnadigten Ladendieb Birotteaus zum millionenschweren Weltdieb der Hochfinanz geworden, die Unmöglichkeit, seine neue Haarwuchspomade sofort zu fruktifizieren: alles beschleunigt sein unaufhaltbares Verhängnis und zwingt ihn, Konkurs anzusagen. Und obwohl er mit den Seinigen den Gläubigern ihren letzten Groschen zu Gebote stellen, obwohl alle Standesgenossen Cäsars nicht den leisesten Zweifel in seine Ehrlichkeit setzen, fühlt sich der Biedermann, der vormals jeden Bankerotteur unerbittlich verdammt hat, entehrt. Seine Frau wird Buchhalterin im Hause seines früheren Gehilfen Popinot, seine Tochter Ladenmamsell, er selbst übernimmt ein durch die Gnade des Hofes gewährtes Winkelämtchen. Alle drei im Bunde mit

Popinot sparen sich jeden Heller ab, um die Reste seiner Schulden zu tilgen. Jahre der Demütigungen und Entbehrungen gehen vorüber, die Kränkungen nagen an dem von reiner Frömmigkeit erfüllten Herzen Cäsars. Sein Onkel, ein Hagestolz, ein zur Ruhe gesetzter Galanteriewarenhändler alten guten Schlages hilft und tröstet nach Kräften. Ein in Paris ungewöhnlicher Prozentsatz, die Bezahlung von drei Viertel seiner Schulden würde Cäsar berechtigen, erhobenen Hauptes sich allerorten zu zeigen, ein neues Dasein auch in seinem Beruf zu beginnen. Ihm genügt das nicht, bis ihm das kaum mehr erwartete Los zufällt, vollbringen zu können, was unter den ungezählten Konkursen der Weltstadt kaum einmal in zehn Jahren sich ereignet, den längst zu ihrer vollen Zufriedenheit abgefundenen Gläubigern bis auf den letzten Pfennig mit Zinsen und Zinseszinsen ihre Forderungen nachträglich ganz auszubezahlen.

In feierlicher Gerichtssitzung wird Cäsar aller früheren Verpflichtungen ledig erklärt und von den ersten Magistratspersonen als untadeliger, vorbildlicher Kaufmann gepriesen, der seinen Orden verdientermaßen wieder anlegen soll. Dem Übermaß des Glückes ist der Dulder nicht gewachsen. Als die Liebe der Seinigen ihn in seiner alten Behausung mit einem Fest überraschen will, das dem glorreichen Ball von dazumal gleicht, trifft ihn ein Herzschlag.

Balzac hat jahrelang gezögert, bis er für den immer wieder neu erwogenen Plan, die Kleinbürgerwelt zu malen, wo sie sich in ihrer Vollkraft zeigt, die rechte Stimmung, den rechten Vorwurf fand. Bei der Niederschrift war er so gehetzt, daß er in den vier Wochen der Abfassung dieses Meisterromans die Füße in einem Senfbad erhalten mußte. Von Anfang bis zu Ende ist das Werk ein Volltreffer. Birotteaus Familie, die braven Bürger, wie die Gauner und Gaukler, die Verkährtheiten und

Grausamkeiten der Konkursordnung, der Humor der um das Gedeihen der Haarwuchspomaden aus Haselnüssen mit Reklamen wetteifernd arbeitenden Handlungsreisenden à la Gaudissart und des grimmigen und doch gutartigen Marktweibes, Madame Madou, die sich eine Weile geflissentlich hintergangen glaubt und gleich wieder zufrieden gibt, die Tapferkeit von Frau und Tochter, der Gemütsadel Popinots, Licht und Schatten ist auf dem rechten Fleck und alles vereint sich zu einem reinen, starken, herzbewegenden Eindruck. Hat Freytag in Soll und Haben das deutsche Volk dort aufgesucht, wo es in seiner Tüchtigkeit zu finden war, bei seiner Arbeit, so war Balzac nicht weniger wohlberaten bei der Wahl Cäsar Birotteaus zum Helden: sein Lied vom braven Mann labt doppelt nach der Iliade der Korruption.

## VIII

### PHANTASIEN UND PHANTASTEREIEN

Unerläßlich war nach Balzacs eigenster Empfindung eine Zeit der Brache für sein Schaffen geworden. Seltsame Krankheitssymptome suchten ihn heim. Er verlor den Sinn für Vertikalität; seine Arbeitskraft erlahmte durch die Überanstrengung, die er um die Wette mit unbarmherzigen Verlegern sich zugemutet hatte; er fürchtete, sein Lebenswerk nicht vollenden zu können. Dazu gefährdeten schwere Geldsorgen seine Ruhe. Der Zusammenbruch der *Chronique de Paris* und die Zahlungsnot Werdets, für den Balzac Bürgschaft geleistet hatte, bedrohten ihn mit dem Schicksal, das nach der Katastrophe seiner Druckerei zehn Jahre zuvor nur die Opferwilligkeit seiner Familie verhütet hatte: abermals stand er so dicht vor dem Bankrott, daß er sich einen Paß nach Rußland versorgte, um nach Wierzchownia zu flüchten und dort durch neue Schöpfungen seinen Verpflichtungen allmählich gerecht zu werden. Eine Eingebung der Verzweiflung, die rasch verscheucht wurde durch die Rücksicht auf seinen Ruf und das Gebot der Ehre, eine mütterliche Freundin, Madame Delannoy, die ihm 26000 Franken vorgestreckt hatte, nicht im Stich zu lassen. In zwölfter Stunde gelang es, seine schlimmsten Gläubiger zur Gewährung von Gnadenfristen zu vermögen, durch die Verschreibung der Erträge kommender Arbeiten.



Noch schmerzlicher als diese Anfechtungen wühlte in ihm das Weh um den Verlust seiner treuesten Trösterin, Helferin, Beraterin: nicht allein in den für Eva bestimmten Tagebuchblättern, auch in dem Briefwechsel mit einer geheimnisvollen „Louise“ stimmt er immer neue Klagelieder an, um die Unersetzliche, deren Nachfolge als Kritikerin er vergeblich Madame Hanska zudachte. Inständig bittet er Eva, sie möge, wie seinerzeit Madame Berny, jedes Blatt seiner Bücher zensurieren, Mißfälliges mit schärfstem Tadel abweisen, ganze Kompositionen rundweg verwerfen. Ein Verlangen, dem Eva selten genügte und genügen konnte: die liebevolle Geduld und der durchgebildete Geschmack Madame de Bernys waren nicht ihre Sache. Manchen Stoßseufzer kostete ihn auch das Schwinden der Jugend: der Achtunddreißigjährige wird verdrießlich gewahr, wieviel graue und weiße Fäden sich in seinen schwarzen buschigen Haarwald mischen. Und je älter er wird, desto mehr vermißt er ein Haus mit einem Stückchen Land, das sein eigen wäre: gern hätte er die von ihm in der Frühzeit beschriebene „Grenadière“ an der Loire gekauft, andere Male im Weichbild von Paris sich angesiedelt — eine Liebhaberei, die ihm noch verhängnisvoll werden sollte.

Einstweilen suchte er seine Verstimmung durch eine Reise zu bannen. Im Vorfrühling des Jahres 1837 verlebt er zwei Monate in Oberitalien. Der überlegene Kenner, Theophile Gautier, auf dessen Begleitung er gehofft hatte, wurde durch die Pflicht, über eine Kunstaussstellung zu berichten, in Paris zurückgehalten. So fuhr Balzac allein nach Mailand, wo er als Vertrauensmann des gräflichen Ehepaars Guidoboni-Visconti eine in Turin durch Schikanen verschleppte Verlassenschaftsbehandlung zu gutem Abschluß brachte. Aus der Lombardei ging er nach Venedig, Genua, Florenz, anfangs wenig erfrischt: „überall verfolgt mich der Mangel an Glück und raubt

mir den Genuß der schönsten Dinge. Bloß Venedig und die Schweiz sind zwei Schöpfungen, die eine menschlich, die andere göttlich, die mir bisher außer allem Vergleich scheinen und von allem Hergebrachten abweichen. Italien kam mir wie jedes andere Land vor.“ Venedig, das er nachmals in der Novelle *Massimilla Doni* mit seinem Opernwesen und Liebesleben schildern sollte, entzückte ihn: zumal ein kleines Haus mit rein gotischer Fassade tat es ihm an; Tag um Tag ließ er seine Gondel davor halten und die Tränen kamen ihm bei dem Gedanken, in diesem Heim zu zweien, der ganzen Welt entrückt, zu wohnen.

Solcher Abgeschlossenheit hätte sich Balzac freilich an der Wasserstraße des Canal grande nicht lange erfreut, denn wo immer sich der Romancier zeigte, war es um sein Inkognito geschehen. Sainte-Beuve erzählt, daß während eines ganzen Winters Persönlichkeiten der Venezianer Gesellschaft die Namen seiner Hauptgestalten annahmen und auch im Verkehr sich als Herzoginnen von Maufriageuse, de Langeais, Rastignac usw. aufspielten. Nicht weniger gesucht wurde Balzac in Florenz, wo Eingeborene und Freunde dem Dichter nachspürten, und in Mailand, wo der Bildhauer Puttinati nicht ruhte, bis er ihm eine Sitzung gewährte, San Tommaso ihn zu Menzoni führte und die Aristokratie den berühmten Gast mit Einladungen überschüttete. Beim Abschiedessen, das ihm die Gräfin Bolognini gab, reichte ihm die Hausfrau ein kleines Album, in dem er seine Adresse einschreiben sollte; statt des Namenszuges improvisierte er eine winzige, absichtlich stümperhaft gehaltene Karikatur seines Bildnisses von Boulanger. „Lieber Balzac,“ sagte die Gräfin angesichts dieser Puscherei, „begnügen Sie sich damit, Meisterwerke zu schreiben, die Malerei ist nicht Ihr Fall.“ „Oh, verehrte Gräfin, ich kann weit Besseres leisten.“ „Ich will Sie auf die Probe stellen. Sie haben immer einen

großen Fehler gehabt. Sie nehmen Ihre Träume für Wirklichkeit.“ „Frau Gräfin,“ bemerkte Balzac nachdenklich, „mit diesen zwei Worten haben Sie unbewußt das schmerzenreiche Geheimnis meines ganzen Lebens erschöpft.“ Damit nahm er den Bleistift und brachte in einer Viertelstunde eine Zeichnung fertig, die ihn selbst parodistisch darstellt, wie er, in der Mönchskutte aufrechtstehend, mit verschränkten Armen, sardonisch lachend, willens scheint, das Schicksal herauszufordern: zur Rechten ein Haufen aufgetürmter Geldbeutel; zur Linken das stark vergitterte Fenster eines Schuldfängnisses — in der Tat die Sinnbilder des Gegensatzes von Traum und Wirklichkeit seiner Existenz.

Wie sein Facino Cane, der Abkömmling eines venezianischen Dogen, zeitlebens, zuletzt noch als blinder Pariser Bettelmusikant überall verborgene Goldadern wittert und von vergrabenen Schätzen in den Verließen des Dogenpalastes fabelt, überraschte Balzac Freund und Feind durch die abenteuerlichsten Pläne, sich im Nu maßloser Reichtümer zu bemeistern und die Leute seiner Wahl mit den auserlesensten Gaben zu bedenken. Eines Morgens kommt er zu Latouche, der ihm ein paar Liebesdienste erwiesen hatte: „Sie müssen mir die Freude machen, etwas von mir anzunehmen.“ Latouche lehnte vergebens ab. „Sie müssen mein arabisches Pferd annehmen.“ „Ein arabisches Pferd? Wo denken Sie hin? Unmöglich! Ich habe ja keinen Stall. Zudem ein Pferd von solchem Wert.“ „Es muß sein: sonst würden wir uns entzweien. Wie? Sie wollen von einem Freund nicht dieses Liebeszeichen annehmen? Ich würde Sie nie wieder ansehen, wenn Sie nicht annehmen wollten.“ Latouche gab nach, sah aber in der Folge niemals das von Balzac so hitzig angebotene Pferd. „Immerhin muß ich Balzac,“ wie er Sainte-Beuve lachend beim Abschluß dieser Geschichte sagte, „dauernd verbunden bleiben:

seine Absicht war so gut und ehrlich, sein Drängen so lebhaft, daß ich sehr undankbar wäre, wenn ich mich ihm nicht verpflichtet fühlen würde.“

Nicht minder Putziges erzählte der Humorist Laurent Jan. Um zwei Uhr morgens läutet Balzac Sturm in dessen Wohnung: „Steh auf, wir müssen abreisen.“ „Sogleich? und warum? wohin?“ „Freue dich! Wir machen uns auf der Stelle auf zum Großmogul.“ „Bist du verrückt?“ „Beeile dich, Gozlan muß auch mit, er soll seinen Teil an den Schätzen des Großmoguls haben.“ Nach Laurent Jans begreiflichen Einreden sagt Balzac: „Besieh diesen Ring!“ „Der ist zwei Sous wert.“ „Erfahre denn, diesen Ring hat mir der berühmte Geschichtschreiber Herr v. Hammer geschenkt.“ „Nun, und?“ „Dann hat mir Herr v. Hammer gesagt, eines Tages werden Sie die Bedeutung dieses kleinen Geschenkes erkennen. Ich trug den Ring, ohne an seine Worte weiter zu denken, bis ich mich gestern auf einer Soirée des neapolitanischen Gesandten beim türkischen Botschafter nach den auf dem Ring eingravierten Schriftzeichen erkundigte. Kaum erblickt der Botschafter die Inschrift, als er einen Schrei ausstößt, der die ganze Versammlung in Aufruhr versetzte. „Sie besitzen einen Ring, den der Prophet getragen hat: hier steht der Name des Propheten; vor 100 Jahren wurde der Ring dem Großmogul von Engländern gestohlen und an einen deutschen Fürsten verkauft.“ „Ich habe den Ring vom Baron Hammer in Wien erhalten.“ „Gehen Sie sofort“, so sagte mir der Botschafter, „zum Großmogul, er hat demjenigen, der ihm den Ring wiederbringt, Tonnen mit Gold und Diamanten verheißen. Komm' also mit: die Goldtonnen erwarten uns.“ „Und deshalb hast du mich mitten in der Nacht aufgestört?“ „Ist dir mein Angebot nicht hoch genug?“ „Ich bleibe bei meiner ersten Schätzung“, sagte Laurent Jan gelassen. „Willst du vier Sous für den Ring des Pro-

pheten?“ Balzac tobte eine Weile, streckte sich dann aber auf eine Liegerstatt Laurent Jans und schlief bis zum hellen Morgen. Vom Ring des Propheten, den man nur sehr selten wieder auf dem Finger Balzacs sah, sprach er fortan mit vieler Vorsicht.“

Ebenso Verwunderliches meldet ein klassischer Zeuge, einer der zuverlässigsten Anhänger Balzacs, Theophile Gautier. Der Romancier stiftete den Geheimbund des „Cheval rouge“, sogenannt nach der Winkelherberge, in die er aus dem ersten Ort der Versammlung, dem botanischen Garten, ein paar von ihm zusammengeladene Literaten Granier de Cassagnac, Karr, Gautier, Gozlan usw. in ein Wirtshaus zum Roten Pferd führte. Diese von Balzac geworbene Brüderschaft sollte, wie die Dévorants seiner „Histoire des treize“, einander unbedingt beistehen; in der Öffentlichkeit, bei zufälligen Begegnungen mußten die Kameraden vom „Cheval rouge“ tun, als ob sie sich nicht kennen würden; in der Presse, bei Wahlgängen, bei Bewerbungen um akademische Würden sollten sie dafür künftighin desto beflissener einer für alle, alle für einen sich einsetzen. Die gemeinsamen Mahlzeiten der Gesellschafter des „Cheval rouge“ fanden nicht lange in einem und demselben Gasthof statt: Balzac wollte jedes Gerede, jeden Verrat durch Kellner und Hausleute vermieden wissen. Daß die harm- und zwecklose Spielerei bald ein Ende nahm, war im Getümmel des weltstädtischen Treibens selbstverständlich.

Noch toller war die Beharrlichkeit, mit der Balzac, beraten von Somnambulen, den Schätzen nachjagte, die Toussaint-Louverture angeblich von hintendrein sofort erschossenen Negern hatte vergraben lassen. Mit schwindelerregender Suada betörte Balzac Theophile Gautier und Sandeau, als seine Helfershelfer mit Schaufeln und Spitzhacken an der von ihm bezeichneten Fundstelle sich bereit zu halten; die Beute sollte zur Hälfte Balzac, zu je einem Viertel Gautier und Sandeau zufallen, der

Schatz selbst auf eine zum Voraus gemietete Brigg gebracht werden: „kurzum, das Ganze war ein Roman, der bewunderungswürdig ausgefallen wäre, wenn ihn Balzac geschrieben hätte, statt ihn zu bereden. Es ist unnötig zu sagen, daß wir den Schatz Toussaint-Louvertures nicht entdeckten; es fehlte uns das Geld zur Überfahrt; wir hatten alle drei zusammen kaum genug, um die Hacken zu kaufen.“

Dutzende von ähnlichen Einfällen verblüfften gläubige und belustigten ironische Hörer Balzacs: als er einmal Henri Monnier eines seiner neuen Projekte vortrug, das ihm Millionen tragen würde — es war vielleicht die in seinem Garten geplante Ananaszucht, deren Früchte er in einer Bude des Boulevard Montmartre feilhalten wollte — streckte ihm Monnier die hohle Hand hin mit der Aufforderung: „Gib mir darauf einen Vorschuß von fünf Franken.“ Der gesunde Mutterwitz dieser derben Lektion wirkte für den Augenblick: Balzac verstummte. Nach wie vor spielte er gleichwohl weiter mit Spekulationen und Neuerungen: Baugründe und Eisenbahnaktien will er in seine Berechnungen ziehen; eine Gesamtausgabe seiner Schriften möchte er, um Subskribenten zu locken, mit Leibrentenverträgen für die Abnehmer kombinieren; Staatsaufträge, die sein tüchtiger Schwager, der Ingenieur Surville, für Brückenbauten erhält, wünscht er im Bund mit Kapitalisten kaufmännisch auszubeuten; sein Freund Rossini könnte ihm vielleicht die Wege weisen zum Finanzgewaltigen Aguado; wie Parmentier mit dem Erdäpfelbrot hat er ein geistiges Nahrungsmittel für alle Welt, ein Elementarbuch, im Sinn, das Millionen einbringen würde. Es steckt Methode in dieser Monomanie, deren letzte Ursachen am besten Balzac selbst aufdecken mag:

„1828 wurde ich in diese armselige Rue Cassini verschlagen, ohne daß mir meine Familie Brot geben wollte; man zwang

mich zu einer Liquidation, infolge deren ich 100 000 Franken schuldete, ohne einen Sou zu haben. Ich brauche somit 6000 Franken zur Zinszahlung, 3000 Franken zum Lebensunterhalt; im ganzen 9000 Franken jährlich. Nun hab' ich 1828, 1829, 1830 nicht mehr als 3000 Franken verdient, weil Latouche die Chouans nur mit 1000 Franken bezahlt, der Verleger Mame falliert und nur 750 statt 1500 Franken für die ‚Scènes de la vie privée‘ gegeben, die ‚Physiologie du mariage‘ durch den bösen Willen des Verlegers nur 1000 Franken getragen und Girardin in der ‚Mode‘ den Bogen nur mit 50 Franken bezahlt hat. So wurde meine Schuld in drei Jahren um 24000 Franken vermehrt. 1830 bringt allgemeines Unheil im Buchhandel. Für die ‚Peau de chagrin‘ bekomm' ich 700 Franken, später, nach Hinzufügung der ‚Contes philosophiques‘, 3000 Franken. Dann nimmt mir die Revue de Paris jährlich zehn Bogen zu 160 Franken, im ganzen 1600 Franken. Somit bringen mir 1830 und 1831 zusammen nicht 10000 Franken und ich hatte 18000 Franken mit Inbegriff der Zinsen und meines Unterhaltes zu bezahlen. Meine Schuld steigt um 8000 Franken. Das Kapital der Schuld beläuft sich somit auf 132000 Franken. 1833 schließe ich mit Madame Béchét einen Vertrag, demzufolge ich auf Gleich kommen konnte mit meiner Schuld und Lebensführung, da ich von 1833—1836 jährlich 10000 Franken bezog: ich schuldete an Zinsen 6200 Franken und setzte voraus, daß ich mit 4000 Franken leben konnte. Allein im Augenblick des Erfolges kamen neue Unfälle. Ein Mann, der nur seine Feder hat und für 10000 Franken Jahreseinkommen sorgen soll, ist, wenn er sie nicht hat, zu vielen Opfern verpflichtet. Ich schuldete nicht 132000, sondern 140000 Franken. Denn wie hab' ich die mich drängende Not bekämpft? Mit einem Adjutanten (Werdet), der dem Geier des Prometheus zu vergleichen ist,

mit Wucherern, die mir 9, 10, 12, 20 Prozent Interessen abnehmen und 50 Prozent meiner Laufereien und Verhandlungen kosteten. Zudem hatte ich Verträge mit Buchhändlern unterschrieben, die mir Geld auf kommende Werke vorgestreckt hatten und ich mußte, als ich den Vertrag Béchét abgeschlossen hatte, von 30000 Franken, die mir die zwölf ersten Bände der ‚Etudes des mœurs‘ eintragen sollten, 10000 Franken hergeben, um Gosselin und zwei andere Verleger, Mame usw., zu entschädigen. Es waren also nicht 30000, sondern nur mehr 20000 Franken und diese 20000 verminderten sich auf 10000 durch den Verlust, den ich heute an den Exemplaren erleide, die mir diesen Geldbetrag repräsentierten: ein Brand in der Rue du Pot-de-Fer hat die Bände verzehrt, die mir Gosselin zurückverkauft hat. Demgemäß ist meine Lage 1837 die, daß ich 162000 Franken Schulden habe, denn alles, was ich verdient habe, hat nie meine Ausgaben gedeckt und die Luxusausgaben, die Sie, Madame Hanska, mir manchmal vorwerfen, sind durch zwei Notwendigkeiten bedingt. 1. Wenn ein Mensch arbeitet, wie ich das tue und seine Zeit 20—30 Franken für die Stunde wert ist, braucht er einen Wagen, denn der Wagen ist ein Ersparnis. Dann braucht er Licht in der Nacht, Kaffee zu jeder Zeit, viel Heizung, und all das führt zu einer kostspieligen Lebenshaltung in Paris. 2. Diejenigen, die in Paris mit Literatur spekulieren, haben keinen anderen Gedanken, als sie zu brandschatzen; wenn ich in einer Dachkammer geblieben wäre, hätt' ich nichts verdient. Das richtet alle Schriftsteller in Paris, Karr, Gozlan usw., zugrunde. Sie sind bedürftig. Das weiß man. Man kauft ihnen um 500 Franken ab, was 3000 wert ist. Ich hab' es darum für ein ausgezeichnetes Geschäft gehalten, alle Äußerlichkeiten günstiger Vermögensverhältnisse zur Schau zu tragen, um meinen Preis stellen zu können. Wenn Sie einen Mann nicht



bewundern, der die Last einer solchen Schuld trägt, mit der einen Hand schreibt, mit der andern sich schlägt, nie eine Gemeinheit begeht, sich weder dem Wucherer, noch dem Journalismus beugt, niemanden um Beistand angeht, weder seinen Gläubiger, noch seinen Freund, der niemals gewankt hat in dem argwöhnlichsten, egoistischsten, geizigsten Land, in dem man nur den Reichen Darlehen gewährt, den die Verleumdung verfolgt hat und noch verfolgt, dem man nachgesagt hat, er sitze im Schuldgefängnis, während er bei Ihnen in Wien war, dann wissen Sie nichts von dieser Welt. Die ‚Chronique de Paris‘ wurde unternommen, um mit einem kühnen Wurf diese Schuld zu bezahlen. Statt zu gewinnen, hab’ ich verloren. Ein schrecklicher Schlag.“

Demselben triftigen Grund, durch einen Geniestreich aller Verlegenheiten ledig zu werden, entstammen die meisten Wagestücke Balzac, die nicht durchweg absurd waren: die Druckerei und Schriftgießerei, die unter seiner Leitung zugrunde ging, wurde ein blühendes Geschäft unter seinem Nachfolger; seine Klassikerausgaben in einem Bande warfen späterhin Gewinn ab; die von ihm gegründeten Zeitschriften schlugen nur fehl, weil er nicht die nötigen Betriebskapitalien hatte. Daß er richtige Gedanken falsch ausführte, als vielgerühmter Menschenkenner sich so oft täuschen ließ, rechtfertigt er seiner Beichtmutter gegenüber sehr sinnreich: als Napoleon in Eßlingen war, konnte er nicht in Spanien sein. Ein Whistspieler erster Güte, der nach der fünften Karte weiß, wo alle anderen sind, wird solche Wissenschaft willig beiseite lassen, um zu sehen, wie der Zufall die Partie ausgehen läßt. Gott wußte zum voraus, daß Eva der Versuchung unterliegen würde und ließ das doch geschehen. Wer in den Geschäften oder in der Gesellschaft nicht betrogen werden will, muß eins ganz sein, Finanzmann oder Weltmann. Gewiß, ich sehe genau, daß man

mich betrügt oder betrügen will, daß der und jener mich verrät oder verraten wird, in dem Augenblick, wo ich das fühle oder ahne, muß ich mich anderwärts schlagen. Ich merke das just, wenn ich durch eine Arbeit in Anspruch genommen bin, die verloren wäre, wenn ich sie nicht vollenden würde. Ich bringe häufig eine Hütte unter Dach beim Feuerchein eines meiner Häuser, das in Flammen steht.“

So bedacht das gesagt war, gehandelt hat Balzac früher und später weit weniger bedacht. Wie ihm die Fähigkeit angeboren war, jede Behausung, die er sah, Paläste, Werkstätten, Kirchen, Kneipen bis ins kleinste zu ergründen und zu schildern, hatte er auf seinen Lebensweg den Trieb mitbekommen, seine Quartiere nach eigenem Geschmack wohnlich auszustatten. Schon als zwanzigjähriger Musensohn verzichtete er auf ein paar Mahlzeiten, um sich einen Wandschirm für seine Mansarde zu verschaffen. Sein Kontor als Buchdrucker bespannte er mit blauem Perkal. Für seine Zimmer in der Rue Cassini kaufte er zum Ärger der Mutter für 1500 Franken Teppiche. Von der George Sand haben wir früher gehört, daß er eher Kaffee und Suppe entbehren mochte als chinesisches Porzellan und Silber. Seine Liebe für schöne Bilder, alte Bücher, gediegenen Hausrat wurde mit den Jahren eine wahre Sammlerleidenschaft, und da er nicht frei war von Großmannssucht, ging sein Aufwand stets über seine Mittel. Sein Wahn, Gläubigern und Verlegern durch Prunk zu imponieren, verflog bald. Seine Geldnot war nicht bloß im Leihhaus offenes Geheimnis. Wechselklagen und Wucherer setzten ihm so hart zu, daß er aus dem kokett ausgestaffierten Pavillon in der Rue Cassini in das damals noch ziemlich ländliche Chaillot flüchten und unter einem Decknamen sich versteckt halten mußte. Trotz dieser Bedrängnis gab er für die streng nach seinen Angaben erfolgte aparte Einrichtung nach Werdets Schätzung 10 bis 12 000 Franken aus: im

Mittelpunkt der Zimmerreihe war das Prachtgemach, das in der Novelle „Das Mädchen mit den Goldaugen“ seitenlang genau beschrieben wird: ein Gold und Marmor strotzender Kamin; echt türkische Diwans; die Wände mit indischen Seidengeweben überzogen; Kaschmirdecken; „niemals hatte sich Reichtum gefälliger verborgen, um Wollust zu erregen“. Die Tapeten glichen orientalischen Schals, Blumen aller Spielarten, exotische Wohlgerüche, raffiniert ersonnene Farbenspiele der roten, weißen, goldenen Verzierungen, massige Kronleuchter — ein Märchenbild aus Tausendundeiner Nacht hat Balzac Wirklichkeit werden lassen.

Dauernder Aufenthalt war dem Dichter in dieser Herrlichkeit nicht beschieden. Er vertrug es nicht, daß er als Einwohner von Paris zum Dienst als Nationalgardist gepreßt wurde und wegen beharrlichen Fernbleibens mit mehrtägigem Arrest im schmutzigen „Hôtel des Haricots“ bestraft wurde. Solchen Quälereien wollte er ein für allemal ein Ende machen. Er wanderte in einen Vorort aus, nach Ville d'Avray, wo er sich auf einem abschüssigen Lehmgrund eine Art Vogelhäuschen bauen ließ, das er selbst der spaßhaften Theaterdekoration einer Spieloper verglich. Anfangs hatte er seiner Villa Les Jardies mit dem baumlosen Gärtchen in die Millionen gehenden Wertzuwachs prophezeit. Jahrzehnte später haben sich auch wirklich viele Städter, u. a. Gambetta, ungefähr auf demselben Erdenfleck niedergelassen. Ende der dreißiger Jahre war die Gegend aber noch recht vereinsamt und Balzacs Papageienkäfig dermaßen eng und unpraktisch, daß im Innern kein Platz für die Stiege war, die in der Tat außerhalb wie eine Leiter, angebracht wurde.

Immerhin hätte der Dichter, wenn die Gelder gereicht hätten, auch hier Besonderes vorgehabt: durch Jahre und Jahre konnte man auf dem Stuck der Wände von Balzac mit Kohle hingekritzelt Anweisungen sehen wie die folgenden: Hier eine Ver-

kleidung aus parischem Marmor. Hier Stylobate aus Zedernholz. Hier ein Deckengemälde von Delacroix. Hier Tapisserien von Aubusson. Hier ein Kamin aus Cipolinmarmor. Hier ein Fußboden aus überseeischem Holz. Ankündigungen, die Gozlan durch die von Balzac mit hellem Lachen aufgenommene Inschrift ergänzte — und hier ein unschätzbares Bild von Raffael, dessengleichen man nie gesehen. Sonst bescherte der Besitz Balzac wenig Anlaß zur Heiterkeit. Les Jardies wurden, wie Voltaire von Versailles gesagt hat, ein Abgrund von Auslagen. Das Haus stand auf einem Rutschterrain. Maurer und Architekten kosteten immer mehr und halfen immer weniger. Zum Schaden, den unaufhörliche Reparaturen erforderten, kam ausgiebiger Spott, als Balzac eine andere Wohnung in der Rue Basse von Passy mietete und Les Jardies mit argen Einbußen los werden wollte.

Nichts begreiflicher, als daß Witzbolde nach solchen Stücklein Balzac als Possenfigur, wo nicht gar als Halbnarren lächerlich machten. Ihr billiger Spott übersah den tiefen Ernst seines künstlerischen Schaffens, von dem ihn nur ausnahmsweise die Sucht zu verblüffen ablenkte. Als es hieß, Buloz zum Trotz, „Seraphita“ rasch auf den Markt werfen, wies er Werdet an, ihm für das Schlußkapitel, das er mit fliegender Feder improvisieren wollte, sämtliche Setzer um 11 Uhr nachts bereitzuhalten und ihm selbst ein Feldbett in der Druckerei aufzustellen, damit er in einem Zuge Blatt um Blatt den Setzern reichen und die Korrekturen an Ort und Stelle sogleich erledigen könnte. Das Husarenstück glückte. Die zwei Druckbogen füllende „Himmelfahrt“ wurde in einer Nacht geschrieben, gesetzt, revidiert und imprimiert. So hastig gab Balzac seine Druckproben sonst nicht frei. In der Handschriftenabteilung der Pariser Nationalbibliothek sah ich die Korrekturen der „Femme supérieure“, die Balzac dem genialen

Schöpfer seiner Kolossalbüste auf dessen Wunsch gestiftet hatte: im dritten Band steht die eigenhändige Widmung: „Seinem Freunde David d'Angers de Balzac. Nicht nur die Bildhauer pflügen ihr Feld im Schweiß ihres Angesichtes (il n'y a pas que les statuaires qui piochent).“ Die Bogen bewahren das Wort Napoleons „Genie ist eiserner Fleiß“. Nimmermüde ändert Balzac in der Handschrift und in den Korrekturen: er schreibt dem ersten Korrektor bis ins kleinste gehende Winke; nach der sechsten Korrektur verlangt er noch eine weitere Revision und legt den Setzern und Faktoren in förmlichen Ansprachen ihre gemeinsame Pflicht ans Herz.

In diesem Kreis, in seinem eigentlichen Beruf nötigt er jedem Unbefangenen gebührenden Respekt ab. So theatralisch er sich in der Öffentlichkeit mitunter zeigt, in der Stille seiner Mönchszelle, am Schreibtisch ist er die Anspruchslosigkeit selbst. Seine Gewandung ist freilich nicht alltäglich. War es alte Verehrung für Rabelais oder von irgendeinem unbekanntem mönchischen Ahnen überkommene Gewohnheit — statt eines Hauskleides trug er eine weiße Dominikanerkutte; an einer goldenen Venezianerkette war ein goldenes Falzbein und eine Schere befestigt; die Füße staken in goldgestickten Pantoffeln aus rotem Maroquin. Seine Arbeitsstunden waren größtenteils in die Nachtzeit verlegt; doch ist in diesem Belang manches legendarisch; George Sand erzählt, daß Balzac wie jeder andere Autor fleißig auch unter Tags geschrieben und im Paletot mit wirr umschlungenem Halstuch morgens in die Druckerei geeilt sei. So hat „Balzac bifrons“ ein doppeltes Gesicht: der „Figaro de génie“, wie Lamartine ihn genannt hat, der auf dem Jahrmarkt der Eitelkeiten die Menge beschäftigt und belustigt, und der gewaltige, sachlich und formell sich niemals genugtuende Künstler, der oft ein halbes Dutzend

Entwürfe zugleich bewältigt, die Schmiede Vulkans ganz modern mit ein paar Dampfhammern betreibt, immer nach neuen Plänen aussieht und keine alten aufgibt.

So griff er, von der italienischen Reise gestärkt heimgekehrt, außer auf die Romane und Erzählungen, die Zeitungen und Buchhändler dringend erwarteten, auf den Lieblingsgedanken zurück, als Dramatiker sich durchzusetzen, und er fand überdies Kraft und Muße, die „Contes drolatiques“ um ein drittes Zehnt zu vermehren. Es genügte Balzac nicht, als Erzähler ein Neuerer zu sein, er beschränkt als Erneuerer die Wege, auf denen romanischer Volkshumor um die Wette mit Beichtspiegeln und Bußpredigten witzig und spitzig Sitten und Unsitten von hoch und niedrig verfolgt hatte. Angeblich in Tourainer Abteien gesammelt, erwachsen diese „Schwänkgigen Geschichten“ aus lebendiger Anschauung der Schlösser, Klöster und Märkte der heimatlichen Touraine und aus gründlichem Studium des über alles verehrten Rabelais; die *Cent nouvelles nouvelles*, *Verville*, *Brantôme* und viele andere gedruckte und mündlich umlaufende Schnurren waren ihm altvertraut. Wie *Boccaccio* und die Erzähler der *Fabliaux* nimmt er kein Blatt, am allerwenigsten ein Feigenblatt zur Deckung vor. *Naturalia* werden mit einem Zynismus behandelt, der *Diderots* „*Bijoux indiscrets*“ überbietet. Allerdings beschränkt er den Leserkreis von vornherein nur auf „*Pantagruelisten*“ und wird betreten als er hört, daß *Eva Hanska* die Geschichten liest. Doch rühmt er das *Opus* als sein dauerhaftestes, *Taine* vergleicht die „originelle bewundernswerte Prosa“, die den Ton der alten Meister und Muster anschlägt, mit dem Inkarnat der Gemälde von *Jordaens*. *Barbey d'Aurevilly* und *Zola* preisen die *Contes drolatiques* als Krone seiner Schöpfungen.

Den Reigen des ersten Zehnt führt die schöne *Imperia*, die

berühmteste Buhlerin des boshaft verspotteten Konstanzer Konzils: Imperia redet nicht allzu respektvoll vom Papst und trumpft Bischöfe und Kardinäle trotz ihrer verschwenderischen Liebesgaben ab, um einem hübschen jungen Kleriker in heißer Aufwallung zu Willen zu sein. „Mutter Natur“ wird „weiblich in allen Sprachen“ als Ausbund aller Schamlosigkeit und List hingestellt. Die Mönche, Pfarrer, Beichtväter sind, wie in den Schwänken des Mittelalters und der Rebellenliteratur der Reformationszeit, fast durchweg Ehebrecher, Schürzenjäger, Prasser, Säufer. Der Seelsorger von Azay-le-Rideau lebt offen mit seiner Wirtschaftlerin als mit seinem Weibe und ist daneben buchstäblich der Vater seiner Gemeinde. Eine schlaue, auf ihrem Lotterbett mit ihrem geistlichen Galan erwischte Ehebrecherin fällt dem mit vergifteten Dolch anstürmenden Gatten in den Rächerarm mit der schlagfertigen, den Tropf entwaffnenden Mahnung: „Schone den Vater deiner Kinder!“ Ihresgleichen brüstet sich damit, daß die Sprößlinge des „Cocuage“ die schönsten, begabtesten, wohlgebildetsten sind.

Übrigens sind keineswegs alle Geschichten „drôlatiques“: Komik wird mehr als einmal von Tragik abgelöst. Betrogene Gatten üben blutige Vergeltung. Süße Liebessünden werden durch Klostersgelübde oder auf Kreuzzügen gebüßt. Der aus dem gelobten Land nach fünfzehn Jahren heimkehrende Pilger weint heiße Tränen, als er der Frucht seines „péché véniel“, eines holden Knaben, ansichtig wird, die Mutter aber stößt, als sie von diesem Ausbruch der Zärtlichkeit eines fremden Wallfahrers hört, den letzten Seufzer aus mit dem Bekenntnis: Es ist der Vater!

Im zweiten (1832 veröffentlichten) Zehnt gibt Balzac Nörglern an seiner Sprache zu bedenken, daß er sich diese „langue babelifique“ erst selbst im Stil der Zeit Katharinas von Medici zurecht machen mußte, und die Tadler seiner Ausgelassen-

heiten fertigt er mit dem Hinweis auf seine erlauchtesten Vorläufer und Vorbilder, als die er Rabelais und Ariost nennt, ab. Er hätte sich getrost auf noch größere Führer der Welt-dichtung, Aristophanes, Shakespeare und Goethe (dessen Entwürfe zur Walpurgisnacht heut in Volksausgaben Gymnasiasten und höheren Töchtern in die Hand kommen), berufen können. Das Maß und die Manier, in der ein Künstler die menschlichsten Dinge — das stereotype „ce que vous savez“ gallischer Schwänke — behandelt, wird freilich nach den Naturen und wohl auch nach dem Volkscharakter verschieden sein, und man ist darum kein Philister oder Pharisäer, wenn man ihm keinen Freibrief für jedes Wagnis ausstellt. Mancher Unbefangene wird das grunzende Behagen nicht begreifen, mit dem Balzac allerhand übelriechende Verdauungsspäße zum besten gibt und sich angewidert abwenden von den zotigen Eindeutigkeiten, mit denen die Flohhatz geiler Nonnen begleitet wird. Er kann ebensowenig die Selbstverständlichkeit billigen, mit der Balzac das Los von Glücksrittern preist, die durch schmählichen Minnedienst — ein Abenteurer gibt sich zum Bettschatz einer ältlichen Tochter Ludwig XI. her; ein spanischer Großer überläßt dem in Madrid gefangenen Franz I. zur Probe seine eigene Frau — Lehen und Schlösser gewinnen und dadurch Stammväter begüterter Geschlechter werden. Grotresken, die zusehends Historien, Fresken, Zeit- und Sittenbildern großen Stils Platz machen, die über den Geist der Jahrhunderte von den Kreuzzügen bis zu den Tagen der Valois und der Guisen besseren Aufschluß geben als manche Geschichtschreiber und stofflich wie künstlerisch dem Bedeutendsten in Balzacs Lebenswerk ebenbürtig sind.

„Succubus“, ein Hexenprozeß, ist in die Form von Zeugenprotokollen vor einem geistlichen Gericht des Jahres 1271 gekleidet. Ein afrikanisches Naturkind, bildschön, heißblütig, un-



schuldig, gewinnt die Herzen aller Ritter, die sie mit Gold und Kostbarkeiten überhäufen; neidische Weiber, habgierige Kleriker verdächtigen sie der Zauberei; sie wird gefoltert; zur Kirchenbuße und zum Scheiterhaufen verdammt, reißt sich das arme Geschöpf trotz seiner halbzerbrochenen Glieder vom Pfahl los und schwingt sich mit von Kind auf geübter Gelenkigkeit die Galerien und dem Gesims des Kirchenschiffes entlang, bis ein Bogenschütze die Fliehende in das Fußgelenk trifft. Mit ihr selbst wurde von einem Ränkeschmied der greise Pönitentiar verleumdet, als ob auch er ihrer dämonischen Verführung erlegen wäre. Die Zeugenaussagen führen mit höchster Lebenstreue Bürger, Mägde, Handlanger, Äbtissinnen und den Kreis der durch den Naturzauber Zulmas beseligten Anbeter vor Augen: ein figurenreiches Kulturgehälde, das durch das Phantasiestück der dem uralten Priester unterschobenen Visionen umwittert wird, von sinnbetörenden Trugbildern des Aberglaubens. Auf dem Hexenritt durch die Lüfte soll er geschaut haben, wie Erde und Sonne sich paaren, Pflanzen, Tiere, Welten, Planeten durcheinander wirbeln und, überwältigt durch das Gefühl der eigenen Nichtigkeit, angesichts dieses ungeheuren Universums, auf Anstiften des Succubus sein Christentum abgeschworen haben.

Einzig wie dieses Nachtbild ist die Idylle „*Perséverance d'amour*“. Ein Bürger von Paris, seines Zeichens ein Goldschmied, verliebt sich in die Hörige des Klosters, die er zufällig auf der Wiese sieht, wie sie ihre Kuh grasen läßt; seine Liebe zu dem unschuldigen Kind, das die Kirche um keinen Preis frei gibt, ist so übermächtig, daß er auf all seine Habe zugunsten der Klosters verzichtet und selbst Leibeigener wird; erst nachdem ein paar Monate die Rechte der Kirche derart streng gewahrt blieben, gibt der Abt dem Paar die Freiheit: die Kanoniker murren wegen dieser Großmut des

dreiundneunzigjährigen Priesters, der Goldschmied rechtfertigt indessen sich und seinen Wohltäter, indem er der Kirche von St-Germain in herrlicher Fassung seine Gold- und Silberschätze als Reliquienschrein stiftet.

Ein Triumph des Historikers und Moralisten ist „die Predigt des Pfarrers von Meudon“: Rabelais wird kurz vor seinem Ende bei Hof geneckt, weil er nicht auf der Kanzel seines Kirchspiels zu sehen und zu hören sei. Vor dem König, der mit seiner Gattin und Mätresse, mit den Guisen und Montmorencys, Kardinälen und Würdenträgern zugegen ist, improvisiert nun Rabelais eine Gleichnisrede, die mit gefährlichem Freimut die Räubereien und Mißbräuche der Eingeborenen und der Italiener, die Habgier der Favoritin und ihres Anhangs, die Frevel des Klerus und der Justiz offenkundig macht und warnend, wenn nicht Einhalt geschähe, durch Gargantuas Mund dem königlichen Geschlecht ein Ende durch Kopfabschneiden ankündigt. Eine Huldigung für den „philosophischen Homer“, in dessen Antlitz Balzac die Züge von Sokrates und Aristophanes vereinigt sehen wollte.

Tieftraurigen Ausgang nehmen zwei Frauenschicksale: „Die reuige Bertha“ wird schuldlos Ehebrecherin. Lange Jahre lebte die junge hochgeborene Dame als Gemahlin eines alten rauhen Kriegsmannes tadellos: ein schwärmerisch für sie erglühter Jüngling wird durch eine tückische Freundin in Frauenkleidern ihr Haus- und Bettgenosse; zur Buße wird der Sünder Mönch, der nur einmal im Jahr seinen Knaben sehen darf; der Gatte Berthas, der nach geraumer Zeit von dem Verrat erfährt, läßt seinen Nebenbuhler vergiften. Bertha verläßt das Schloß des Mörders, dem sie alles, was sie von ihm besaß, zurückläßt: der Sohn, den sie mit ihrem Liebsten hatte, fällt als Retter von Berthas Gatten, der in verzweifelter Kampfgehwühl sonst verloren wäre. Die schuldlos schuldig

gewordene Bertha hört sein Abschiedswort: „Wir sind quitt mit ihm“ und folgt dem Kind ihrer Liebe in den Tod.

Die letzte Geschichte führt zur ersten zurück: die schöne Imperia verliebt sich in reifen Jahren sterblich in einen jungen, französischen Edelmann, der ihretwillen seine Verlobte, eine Montmorency, verläßt. Imperia wird seine Gemahlin und durch ihren Reichtum Herrschaftsbesitzerin in Frankreich. Alles Glück der Ehe und gesellschaftlichen Größe wird aber dadurch zunichte, daß sie nicht mehr fähig ist, nochmals zu gebären und seinem Stamm Nachkommen zu schenken. In ihrer Verzweiflung will sie darum den über alles Geliebten seiner früheren Braut zurückgeben: sie vergiftet sich, damit sein Geschlecht nicht aussterben soll. Jede dieser grundverschiedenen Geschichten ist auf ureigene Art vorgetragen, und wenn Balzac in einem seiner Prologe bemerkt, die Natur karge dermaßen mit Erzählern, daß in dem uferlosen Meer menschlicher Schriften ihre Zahl sich auf nicht mehr als sieben belaufe, eine Ziffer, die sicherlich zu niedrig gegriffen ist, ihn selbst kann man aus der Reihe der geborenen Meister dieser Kunst nicht wegdenken.

Diesen mächtigen pathetischen Kompositionen der „Drolatiques“ kommen die Humoresken des zweiten und dritten Zehnts m. E. an Bedeutung nicht gleich. Eine vielerfahrene Wäscherin klagt einer Magistratsperson, sie sei vergewaltigt worden. Da der Missetäter ein hoher Herr ist, bürdet ihr der Magistrat die Beweislast auf; sie soll durch das Ohr einer vom Magistrat hin und her gefuchtelten Aktenahle einen Faden bringen. Das gewitzte Weibsbild löst durch Ermüdung des Magistrates die Aufgabe. Wie viel klüger entscheidet als Statthalter von Barataria Sancho Pansa! Der spricht einer Klägerin im gleichen Falle sofort einen Beutel mit Geld zu; dann befiehlt er dem verblüfften Burschen, der Dirne nach-

zusetzen und den Beutel abzujagen; das Luderchen setzt sich so beharrlich zur Wehr, daß sie den Beutel behält. Daraufhin gebietet ihr Sancho, den Beutel auf der Stelle zurückzugeben; hätte sie ihren Leib so zäh verteidigt wie ihr Geld, so wär' ihr nichts geschehen; er verbannt bei Strafe der Auspeitschung die Lügnerin für immer von seiner Insel. Besser ergeht es in den „Drolatiques“ einem dreiundachtzigjährigen Landstreicher, der, zeitlebens hart gewöhnt, nur Einen Trieb nicht bezwingen kann, und da er ein in der Sommerglut auf freiem Feld schlafendes Bauernmädchen genotzüchtigt hat, am Galgen büßen soll, sofern er vor dem Hochgericht nicht gleiche Proben vor einem willigen Weibe bestehen könnte. Der Alte erfüllt die Forderung, heiratet das Bauernmädel und setzt noch ein paar Kinder in die Welt. Auch sonst drehen sich die „Drolatiques“ vielfach um den Punkt, aus dem weibliches Weh und Ach so tausendfach zu kurieren ist. Ein französischer Habenichts kommt abgerissen nach Sizilien: durch einen Kameraden ausstaffiert und bei Hof eingeführt, ist er vermessen genug, der von ihrem Gemahl vernachlässigten heißblütigen, aus Spanien stammenden Königin seine Wundergaben anzupreisen; er wird der Geliebte der Herrscherin und damit Herr des Landes. Mit den gleichen Mitteln wird der schmutzige, ziegenfüßige „Mönch Amador“ Friedensstifter zwischen seinem Kloster und einem böartigen, gottlosen Gewalthaber; der Mönch geht unverzagt in das Schloß des Wüterichs, wo er mit Hieben vom Herrn, mit allem erdenklichen Tort vom Gesinde mißhandelt wird. Seiner Sache sicher, macht er in einer Nacht von der Schloßfrau und der dem Herrn als Kebin dienenden Zofe sämtliche Weiber des Hauses seinen Willen gefügig. Der Wüterich muß froh sein, von seiner Gemahlin pardonniert zu werden: Amador verläßt das Schloß als Hätschelhans aller Inwohner und wird zum

Dank für seine Taten zum Abt des Klosters gewählt. Die zahllosen Abwandlungen des einen Themas, daß Fortuna weiblichen Geschlechtes, werden dem Geduldigsten zuletzt so ermüdend, daß Kindereinfalt doppelt tröstlich wirkt. Katharina von Medici berichtet in einem Brief nach Florenz die von Balzac wiederholte Anekdote, daß sie dem hinsiechenden König Franz ein Bild von Tizian geschenkt habe: Adam und Eva im Paradies; da seine Enkel vor dem Gemälde stehen, fragt der drei Käse hohe Prinz, wer von den beiden der Adam sei? Die altkluge Prinzeß Margot erwidert: um das zu unterscheiden, müßten Adam und Eva erst Kleider anhaben. Den ersten 30 sollten noch weitere 70 „drôlatiques“ folgen, in denen Balzac mit den Erzählern des 17. und 18. Jahrhunderts wetteifern wollte. In dieser Absicht hat er im Stil Perraults das Märchen „Die Spinnerin“ geschrieben, das er dem Sohn der Castries, dem Enkel Metternichs, Roger, nachmals Baron Aldenburg, schenkte: Lust und Kraft, Geschichten im Geist von Voltaires Zadig, Babouc, die Prinzessin von Babylon, Candide, von Diderots Goethe ans Herz gewachsenen Erzählungen, von Abbé Prévost, Dorat und Crébillon fils selbständig nach- und umzuformen, ein Hundert geplanter „Contes drolatiques“ fertigzubringen, hätte er bis an das Ende seiner Tage aufgebracht — der Tod hat, wie so viel andere seiner Entwürfe, auch dieses Vorhaben vereitelt.

Unrast trieb Balzac zu Beginn des Jahres 1838 wiederum auf die Wanderschaft. Er kehrte zunächst in Frapesle bei Carrauds ein und besuchte von dort aus George Sand auf ihrem Anwesen in Nohant: der Brief, in dem er Eva ein Bild der äußeren Erscheinung, der Lebensweise und der Gedankenwelt der Dichterin, ihrer Enttäuschungen mit Musset und Sandeau gibt, gipfelt in dem Endurteil: „Sie ist ein Junge, ein Künstler, sie ist groß, hochherzig, treuergeben, keusch, sie

hat die großen Züge des Mannes, ergo ist sie keine Frau.“

Das Ziel seines Ausflugs war indessen weder Frapesle noch Nohant. In Genua hatte ihm das Jahr zuvor jemand gesagt, daß in Sardinien Schlacken der von den Römern betriebenen Bergwerke in Massen umherlägen, aus denen vielleicht Silber zu erbeuten sei. Diese Möglichkeit läßt Balzac nicht ruhen. Er berät sich mit Fachmännern, wie dem Gatten Zulma Carrauds und macht sich auf den Weg. Er hält ein paar Tage in Korsika, wo er napoleonischen Familienerinnerungen nachgeht und Land und Leute unbefangen kritisiert; von dort fährt er nach Sardinien, das er zu Roß in seiner halbbarbarischen Wildnis kennenlernt. Seine Eindrücke sind uns in voller Frische und Wahrhaftigkeit aufbewahrt in Prachtbriefen an Eva. Sachlich war das Ergebnis seiner Entdeckungsreise null: findige italienische Kaufleute waren ihm zuvor gekommen, wie er glaubte, weil er vorzeitig von seinen Projekten geplaudert hatte, wahrscheinlich, weil sie lang vor ihm das Wenige, was dort zu holen war, sich bei der maßgebenden Amtsstelle gesichert hatten.

Einen anderen Fehlschlag brachte das Jahr 1839, in dem ein Notar in Belley, Peytel, von den Geschworenen wegen Ermordung seiner Frau und seines Lakaien schuldig gesprochen und vom Gericht zur Enthauptung verurteilt worden war. Balzac kannte Peytel, der einen Anteil am „Voleur“ gehabt und dort Theaterkritiken geschrieben hatte, seit Beginn der dreißiger Jahre. Von hitziger Gemütsart, hatte Peytel als Journalist manche Händel: so war der Käufer seines Anteils am Voleur auf dem Boulevard von ihm insultiert worden. Er war später aus Paris in seine Heimat zurückgekehrt und in Notariatskanzleien eingetreten. Als er Notar in Macon werden wollte, versagte ihm die Kammer die Aufnahme, da er ihr in Geld-

sachen nicht zuverlässig erschien, so daß er erst in einem anderen Sprengel sein Ziel erreichen konnte. In Belley, seinem neuen Amtssitz, bewarb er sich um eine schielende Kreolin Felicie aus einer nicht unbemittelten Familie. Das Mädchen, das eine Liebschaft mit dem Bedienten Rey gehabt zu haben scheint, sträubte sich, Peytel zu heiraten, der seinen Wunsch doch durchsetzte. Im Ehekontrakt war Gütergemeinschaft ausgesprochen. Peytel hatte durch seine Eltern, begüterte Grundbesitzer, selbst Erbhoffnungen. Die Ehe war nicht glücklich. Felicie hielt Peytel fern und erreichte es, daß Rey in den Dienst des Hauses Peytel trat. Sie wurde guter Hoffnung. Eines Nachts wurden auf der Heimfahrt des Ehepaares aus einer benachbarten Ortschaft Rey und Felicie getötet. Peytel bekannte sich offen zur Ermordung Reys, bestritt jedoch, daß er Felicie habe töten wollen. Die Anklage lautete trotzdem auf vorbedachten Mord unter der Bezichtigung, Peytel habe sich durch sein Verbrechen der Erbschaft Felicies bemächtigen wollen. Die Geschworenen schlossen sich in ihrem Wahrspruch dieser Ansicht an. Unter Peytels Pariser Bekannten erregte seine Verurteilung außerordentliches Aufsehen. Der von ihm ehemals beschimpfte Käufer seines Anteils am „Voleur“ gab Balzac und Gavarni die Mittel, um nach Belley zu reisen, den Sachverhalt zu klären und wenn möglich Beweismittel zur erfolgreichen Begründung der Nichtigkeitsbeschwerde zu sammeln.

Gavarni war fest von Peytels Unschuld überzeugt. Auch Balzac teilte diese Meinung. Zum Ärger des Zeichners ließ es der Romancier auf der Fahrt nicht an Lächerlichkeiten fehlen: er trieb den Fuhrmann zur Eile an mit Anrufen wie: Vorwärts! Jede Stunde dieses Herrn ist 50, jede meiner Arbeitsstunden ist 100 Franken wert. Im Gefängnis durften Balzac und Gavarni (der dieses Besuches in einer tragikomischen Karikatur gedacht hat) Peytel sprechen: eine Gunst, die der Schwester

des Verurteilten versagt blieb. Peytel schlang den Arm um Gavarnis Nacken und flüsterte ihm eine Beichte ins Ohr, die seiner Tat ganz andere Beweggründe unterlegte als eigennützige. Balzac reichte beim Kassationshof eine Denkschrift ein, die scharfsinnig und beredsam die Unzuverlässigkeit der Verdächtigungen von Peytels Vorleben als Notar darzutun und mit Leumundszeugnissen Lamartines den Anwurf zu widerlegen suchte, daß Peytel die Tat aus Habgier begangen habe. Deutlich ließ Balzac durchblicken, daß berechtigte Erbitterung des Gatten gegen den ehebrecherischen Bedienten den Steinhammer des Geologen geführt, und daß Peytel erst, nachdem der Lakei fliehen wollte, Schüsse abgegeben habe, von denen einer ohne Peytels Wissen und Willen seine Frau Felicia getroffen habe. Sein Verlangen, das Urteil aufzuheben und eine neue Verhandlung anzusetzen, weil der Lokalausweis nicht mit der vom Gesetz verlangten Genauigkeit vorgenommen worden sei, war begreiflich. Der Kassationshof verwarf jedoch die Nichtigkeitsbeschwerde und achtete nicht auf Balzacs Eingabe. Gavarni hatte Louis Philipp an den Zeichner gelangte Zeilen Peytels übermitteln lassen, in denen der Verurteilte bat, ihm Opium zu verschaffen, damit er sich, wenn der König nicht Gnade üben wolle, vergiften könne. Louis Philipp, den der Fall sehr beschäftigte, ließ, wiederum durch den Justizminister, Gavarni den Brief Peytels zurückstellen mit dem eigenhändigen Vermerk: „Selbst zugesiegelt L. P.“ Der König scheint auch absichtlich den Vollzug des Urteils eine Woche hinausgeschoben zu haben, um den Freunden Peytels die Gewährung seines Verlangens zu ermöglichen. Da Gavarni diesen Ausweg nicht betreten konnte oder mochte, wurde Peytel hingerichtet. Balzac, den es mit seiner Denkschrift nicht nach dem Ruhm Voltaires im Prozeß für Calas gelüstete, glaubte nach wie vor, daß Peytel unrecht geschehen sei: sein



„Mémoire“ ist mit gutem Grund in die Gesamtausgabe seiner Werke aufgenommen worden.

Woher Balzac inmitten der Riesenarbeit an der „Comédie humaine“ die Zeit zu solchen Zwischenspielen nahm, bleibt für Leute von durchschnittlicher Arbeitskraft ein unlösbares Geheimnis; und es lag nicht an ihm, daß er außer seinen Romanen und Stücken nicht auch als Publizist größten Zuschnittes sich unausgesetzt betätigte: Zeuge dessen die „Revue parisienne“, deren erstes Heft am 25. Juli 1840, und deren letzte Nummer leider schon ein Vierteljahr hernach erschien; sie ist nicht bloß unter den von Balzac geleiteten Zeitschriften die bedeutendste, sie verdient, ihrer politischen und kritischen Kundgebungen willen dauernde Beachtung. Balzac wollte selbständig und unabhängig über staatliche und literarische Zustände seinen Richterspruch abgeben. Und da er mit derselben Deutlichkeit und Schärfe, mit der er in seinen künstlerischen Schöpfungen seine Urbilder sah, sammelte, verleiblichte, auch in die Charaktere, Vorzüge, Fehler der von ihm ins Auge gefaßten Führer in Kunst und Leben eindrang, behaupten seine Aufsätze weit über den unmittelbaren Anlaß hinausgreifende Geltung.

Mit den Heimlichkeiten des Handwerks ebenso vertraut wie mit der Größe und Grenze der Wegweiser der älteren, der Neuerer der jüngeren Generation hebt er sich in der rühmenden und rügenden Beurteilung dichterischer Persönlichkeiten hoch über die hergebrachten Maße und Methoden empor. Coopers gerade veröffentlichter Roman „Der Ontariosee“ gibt ihm Anlaß seine Bewunderung für Coopers Genialität als Landschaftler und Ethnolog auszusprechen, und sein Schaffen mit dem Riesenwerk des „Homers der Kunstform des Romans“ Walter Scott zu vergleichen. Dabei muß Cooper stark hinter Scott zurücktreten. Wer nicht aus Bal-

zacs eigenen Schöpfungen wüßte, wie sehr er sich jede Gestalt, jede Situation des Schotten zu eigen gemacht, würde aus dieser Studie sehen, wie leibhaftig seinem Gedächtnis alle geschichtlichen und frei erfundenen Persönlichkeiten der Scottschen Dichtung gegenwärtig waren. Oft und oft beeifert sich Balzac in seinen Romanen, auf Kenilworth, Canongate, Woodstock, den Kerker von Edinburg hinzuweisen; wenn er, übermüdet, nicht weiterarbeiten kann, erholt er sich durch die Lektüre von Scott und hymnisch schreibt er Eva noch 1838: „Neben ihm ist Byron nichts oder fast nichts. Sie irren sich über den Aufbau von Kenilworth: nach der Ansicht aller Leute vom Fach und nach meiner eigenen ist der Plan dieses Werkes der größte, vollständigste, außerordentlichste von allen. In dieser Hinsicht ist Kenilworth das Meisterstück, wie die ‚Brunnen von Saint-Ronan‘ das Meisterstück der vollendeten Ausführung der Einzelheiten, wie die Chronik von Canongate das Meisterstück von Gemüt, Ivanhoe (wohlverstanden der erste Band) als historisches Meisterstück, der Altertümler als Poesie, der Kerker von Edinburg als Spannung. Alle haben ihr besonderes Verdienst, doch das Genie ist allerorten. Sie haben recht. Scott wird wachsen, Byron wird sinken. Der eine war immer nur sein Ich, der andere hat geschaffen.“ In seiner Kritik Coopers huldigt er in der „Revue parisienne“ in gleichem Geist Scott als Bahnbrecher und Künstler ohnegleichen.

In einer sich anschließenden tadelnden Besprechung von Sues Jean Cavalier zeigt er weiter, daß jede Abweichung von den Gesetzen des geschichtlichen Romans, wie Scott sie durch sein Beispiel gegeben, zum Unheil ausschlägt. In dieser abweisenden Zergliederung von Sues Darstellung des Cevennenaufzugs entwickelt Balzac nicht nur seine gründliche Kenntnis der historischen Vorgänge, der Politik, der Hof- und Kriegerleute Ludwigs XIV.: er gibt das Muster gewissenhaftester, bis in die kleinsten Einzelheiten

der Anlage und der Sprache eingehender Lektüre eines Buches. In der schonungslosen Abfertigung eines modernen Sittenromans ist möglicherweise die Regung alter Abneigung gegen Latouche zu merken, der anderen Autoren, nach Balzacs Wort, Suppen von Galle auftischte: die Begründung seines verdammenden Urteils ist so überzeugend, sie erweist die Unmöglichkeit der gesellschaftlichen Voraussetzungen so zwingend, wie die Sprachsünden des Erzählers — ein Mädchen aus bestem Haus läßt sich, nachts ausschwärmend, vom erstbesten schwängern und begeht, nachher mit einem impotenten Pair vermählt, für ihren Zufallsliebhaber und ihren Bastard die tollsten Streiche. Die Fülle und Strenge von Balzacs grammatikalischen und syntaktischen Ausstellungen läßt ahnen, mit welcher Selbstquälerei er von der ersten Niederschrift bis zu den letzten Revisionen der Neudrucke seiner Arbeiten mit Bedenken sich mühte.

Seine begeisterte Anerkennung von Victor Hugos neuen Versen „Ombres et rayons“ hindert ihn nicht, auch diesem von ihm als Poet und Prosaiker gleich gerühmtem Künstler manche Eigenmächtigkeiten der Prosodie vorzuhalten.

Balzacs Polemik gegen Band I von Sainte-Beuves Port-Royal geht sachlich vielfach fehl: lang aufgesparte Rachegefühle spielen gewiß mit. Ebenso gehässig hat dann der so hitzig Angegriffene Balzac in einem besonderen, zehn enggedruckte Seiten starken Nachtrag zu Port-Royal als Scharlatan, Farceur, Parvenu hart angelassen als in diesen Zeiten und Fragen zum Urteil völlig Unberufenen: nur an Sainte-Beuve habe es nach dem stürmischen Enthusiasmus, den Balzac bei zwei flüchtigen Begegnungen seinen Versen und seinem Roman bezeugte, gelegen, wenn er Gleiches mit Gleichem vergolten hätte, von ihm als Bundesgenosse und „Marschall der Literatur“ behandelt zu werden. Allein trotz der unlou-

baren, vorgefaßten Feindseligkeit von Balzacs Aufsatz behält seine von erstaunlicher Kenntnis der Anfänge des Jansenismus erfüllte Studie sachlichen Wert; den Schnitzer, daß Sainte-Beuve einmal P. R. nicht richtig als Palais Royal, sondern als Port Royal ausschrieb, kreidet Balzac mit demselben Recht an, wie dessen unablässige Vermengung modernster Strömungen und Persönlichkeiten (George Sand, Lamennais usw.) mit grundverschiedenen Zeiten und Figuren der Vergangenheit. Mit dem Scharfblick des Hasses hat er fundamentale Schwächen von Sainte-Beuves Wesen und Schreibart, den Zwiespalt zwischen seinem tief religiösen Thema und seiner skeptischen Natur erkannt und nicht mit Unrecht dem anfangs seinen Stil suchenden Prosaiker nachgesagt: er schreibt nicht französisch, sondern Sainte-Beuvisch.

Die Krone seiner Würdigungen bleibt aber Balzacs Willkomm für Stendhals „Chartreuse de Parme“: eine jauchzende Begrüßung eines von den meisten Zeitgenossen verkannten oder, genauer gesagt, unbeachteten Werkes, das zwanzig Jahre später Taine und seinem Kreise ein Evangelium wurde. Das hohe Verdienst Balzacs war nicht bloß lautes Lob: bei jeder neuen Lektüre dieser Meisterkritik eines Meisterwerkes genießt man die Kunst, mit der ein dem Autor ebenbürtiger Erzähler die verwickelten Vorgänge des Romans nacherzählt; erkennt man aufs neue die Überlegenheit, mit der ein Schöpfergeist die Charaktere Stendhals, den Minister, die Mätresse, den Fürsten, den Republikaner nachschafft; bewundert man den geschichtlichen Weitblick, mit dem er in dieser Historie die Zustände des geknechteten Italien im Vormärz wiederfand; erfährt man, wie hellseherisch er den Nationalcharakter der Italiener, die Falschheit der Gewalthaber der Zwergstaaten, die Ränke der Priester, die Praktiken der Polizisten, Giftmischer, Banditen, Wegelagerer beobachtet und ergründet hatte. Und so wohl er

wußte, was ihn zu Stendhal zog, dessen italienische Gänge, dessen Gespräch, dessen Geist er lange vorher geliebt hatte, ebensowohl wußte er auch, was ihn von ihm schied. Ein Jahr zuvor hatte er ihm gleich nach der ersten Lektüre der „Chartreuse“ geschrieben: ich wär' unfähig, das zu machen; man kann beherzt loben was nicht unseres Zeichens ist; ich schaffe Fresken, Sie formen italienische Statuen. Wenn Machiavelli einen Roman in unseren Tagen hätte schreiben können: es wäre die Chartreuse. Balzac würde manches noch anders wünschen, Längen tilgen, einzelne individueller gehaltene Personenbeschreibungen, stilistische Änderungen. All das sind Nebendinge: die Hauptsache bleibt: „vous avez expliqué l'âme de l'Italie“.

So vorbehaltloses Lob kehrt nicht wieder. Seine Kritiken der Novellen von Ourliac und zumal von Musset sind darum nicht minder denkwürdig: sie gehören in eine Poetik von Poeten für Poeten. Juwelen, wie „Frédéric et Bernerette“ (diese Keimzelle der Dumas'schen Kameliendame) und „Der Sohn des Tizian“ gefallen ihm unendlich. „Mussets Muse ist eine edle, heitere, zärtliche, schalkhafte, bisweilen epische Muse.“ Was seinen Erzählungen fehlt, ist ihre Erhöhung zum Typischen; mit etwas mehr Überlegung oder Arbeit könnte er eines der schönen Bücher vollenden, das den Stolz und Ruhm der Literaturen ausmacht. Rabelais, Sterne, Cervantes, Lesage haben ihre großen Schöpfungen mit solchen Gedanken ausgestattet. „Werther hat keinen größeren Umfang als Frédéric und Bernerette, und Werther wird dauern. Mignon nimmt in Wilhelm Meister keine hundert Seiten ein und doch ist ihr Dasein im Gedächtnis der Menschen gesicherter, als das aller seither geschiedenen leibhaftigen Bewohner des Landes Baden.“

Eigene Wege geht Balzac auch als Politiker. Die Ränke von Thiers, die Sippe seiner Leibjournalisten schildert er mit er-

staunlicher Personen- und Ziffernkenntnis: er scheint Einblick in die Rechnungen der geheimen Fonds gehabt zu haben. Scharf nimmt er die Familie Dosne, besonders die Schwiegermutter, das „Kinder mädchen“ von Adolphe Thiers aufs Korn: Madame Dosne war die Tochter eines Tuchhändlers, die im Laden ihres Vaters am Kontortisch saß; dann heiratete sie einen unbedeutenden Mann, zog Talente und namhafte Journalisten in ihre Kreise, machte Thiers zum Schwiegersohn und Handelsminister, den sie beriet, tyrannisierte und zur Verleihung einträglicher Posten im Steuerwesen an ihren Gatten, d. h. Thiers Schwiegervater, veranlaßte. Die hinterhältige, Guizot als Botschafter in London verdächtigende Diplomatie Thiers' hätte selbst Rothschild und viele andere begüterte Kreise geschädigt, dagegen desto ausgiebiger Thiers und seine Leute bereichert. Alle Minen, alle Widersprüche der parlamentarischen Intrigenkomödie werden aufgedeckt, der Zwiespalt der Heimbringung von Napoleons Leiche aus Saint-Helena und des gleichzeitigen Prozesses gegen Louis Napoleon ins Licht gerückt. Die konstitutionelle Regierungsform haßt er. Entweder Absolutismus oder Republikanismus ist seine Losung. Die „Janitscharen des Papsttums“, seine alten Lieblinge, bewundert er, und das Wort des Jesuitengenerals Ricci, „Sint ut sunt aut non sint“, stellt er den höchsten des Altertums gleich. Katharina von Medici, Richelieu, Ludwig XIV. sind die Riesen der französischen Staatskunst, und er versteht vollkommen, daß Peter der Große das Standbild des großen Kardinals umarmte. Mit der Kleinlichkeit und Falschheit von Thiers kontrastiert er Charaktere wie Lamartine, Guizot, Villemain.

Aus einer vernichtenden Anzeige von Reybaud sehen wir, daß er Fourier hoch über Owen stellt, Saint-Simon und seinen Kreis ehrt. In seinen Erörterungen über die Arbeiterauf-

stände streift er die soziale Bewegung, deren Tragweite er zu ahnen scheint. Nach einem Vierteljahr verließ Balzac diese Zeitungskanzel: im dritten, dem Abschiedsheft der „Revue parisienne“, dankt er den 600 Abnehmern, unter denen kaum ein persönlicher Bekannter steht, als unbekanntem Freunden.

Es war nicht die einzige Krise, die er 1840 durchmachte: am 14. März 1840 war das erste Stück, das er auf die Bühne brachte, *Vautrin*, im Theater de la Porte Saint-Martin aufgeführt und am nächsten Tag vom König verboten worden.

Alle Raserei des Schaffens konnte den Erzähler nicht von seinen Schulden befreien: Hilfe schien ihm nur die Bühne zu verheißen, deren Eroberung er sich angelegen lassen sein wollte. Die Alexandriner-Tragödie, der der Anfänger mit einem *Cromwell* nachstrebte, war nach dem von Balzac selbst gebilligten Urteil Andrieux' nicht seine Sache; die Theaterrevolution, die Victor Hugo mit den Dramen von *Hernani* bis zu den *Burgraves* ins Werk setzen wollte, befremdete seinen kritischen Sinn; die Zukunft des Schauspiels war, wie sein Apostel Davin im Sinn und mit Willen Balzacs in der Introduction zu den Sittenstudien verkündete, ebendort zu suchen, wo sie seine Romane gefunden hatten, in der leibhaftigen Wirklichkeit. Die Geringschätzung, mit der die Romantiker, nicht zuletzt Gautier, Scribe ablehnten, teilte Balzac nicht; er fühlte, daß seine Stoffkreise sich vielfach mit Scribes Gesellschaftsstücken berührten. Scribes von Gustav Planche unbarmherzig verrissene satirische Komödie „*La camaraderie*“ ließ Balzac in einem Brief an Eva gelten mit der Einschränkung, daß dem gut gegriffenen, geschickt behandelten Thema die Vertiefung der Charaktere fehle. Und je näher der Erzähler der Aufgabe trat, für die Bühne zu schreiben, desto deutlicher wurde ihm, daß der Theaterdichter einer ausgiebigen Vorschule der Erfahrung bedürfe, desto mehr wuchs sein

Respekt vor den Meistern der dramatischen Kunst, Molière und Beaumarchais, die Optik und Akustik des Schauspiels, die Empfänglichkeit der Kenner und Massen sorgsam geprüft hatten. Die Geheimnisse des Handwerks wollten gelernt sein, bevor er an einen sicher beherrschten eigenen Stil denken konnte, und an Bereitwilligkeit hätte es Balzac nicht gefehlt, sich im Kreise von Scribe und dessen Mitarbeitern umzusehen. Dreihundertfünfundsechzig historische Intrigenkomödien, Possen, Vaudevilles, Opernbücher, Konversationsstücke hatte diese Werkstatt in solcher Menge hervorgebracht, daß einzig und allein deren Titel drei Alphabete füllten: Scribe machte sich den Spaß, um in diesem Verzeichnis X, Y, Z vertreten zu sehen, drei seiner Stücke Xacarilla, Yelva, Zanetta zu benennen.

Erstaunlich genug ist es, daß der unerschöpfliche, selbstsichere Erzähler bei seinen dramatischen Anläufen vielfach Ratgeber suchte und bisweilen wahllos Helfer warb, die selbst Beistand bedurft hätten. Unausgesetzt phantasiert er Eva von dramatischen Entwürfen. Henri Monniers Prudhomme sieht er bald als Helden eines Schwankes, dann wieder als Träger eines bis ins letzte ausgedachten fünfaktigen Schauspiels. Im Februar 1837 arbeitet er mit „Balzacscher Furia“ an einem Drama: „Die Geschäftsführerin“. Denken Sie sich ein Haus in der Rue Saint-Denis, wie mein „Haus zur ballspielenden Katze“, in das ich ein tragisches Interesse von größter Gewalt verlegen werde. Noch niemand hat daran gedacht, den Ehebruch des Mannes auf die Bühne zu bringen, und mein Stück gründet sich auf diese ernste Angelegenheit unserer modernen Zivilisation. Seine Geliebte ist im Hause. Niemand hat noch an einen weiblichen Tartuffe gedacht, und seine Geliebte wird Tartuffe im Unterrock sein, doch wird man die Herrschaft der Geschäftsführerin über den Herrn noch weit besser verstehen, als die Macht Tartuffes über Orgon, denn die Mit-



tel der Beherrschung sind natürlicher und begreiflicher. Diesen beiden leidenschaftserfüllten Gestalten werden gegenüberstehen eine unterdrückte Mutter und zwei Töchter, die gleichfalls Opfer der heimtückischen Tyrannei der Geschäftsführerin sein werden. Die ältere Tochter glaubt, daß man der Geschäftsführerin schmeicheln muß, die auch sonst Anhang im Hause hat, denn der Kassierer liebt sie. Die Tyrannei ist der Mutter und den Mädchen so verhaßt, daß die jüngere Tochter, in heldenhafter Aufwallung, ihre Familie von dieser Pest befreien will, indem sie selbst sich opfert. Sie will sie vergiften und nichts hemmt sie. Der Streich mißlingt, der Vater aber, der sah, zu welchem Äußersten seine Kinder gebracht sind, erriet, daß die Geschäftsführerin nicht mehr unter seinem Dach leben kann, und daß nach diesem Versuch jedes Band mit den Seinigen zerrissen ist. Er entläßt die Geschäftsführerin: im fünften Akt sieht er aber, daß es ihm unmöglich ist, ohne diese Frau zu leben; er nimmt sein ihm gehöriges Vermögen, läßt das übrige seiner Frau und flieht mit der Geschäftsführerin nach Amerika. Ich spreche nicht von den Einzelheiten, die ebenso originell sind, wie die Charaktere, die noch in keinem Stück vorkamen. Da wäre die Szene, wo der Vater Gericht hält über die Tochter; dann die Szene der Trennung.“

Eva mißfiel der Plan gründlich. Ihre Ablehnung bestimmte ihn, den Plan ruhen zu lassen. Als aber seine Schwester und George Sand, denen er von dem Stoff sprach, ihn ermunterten, dachte er nach dem Fehlschlag seines Abenteuers in Sardinien an die Wiederaufnahme der Komödie, und 1838 erbot sich ein Freund, Zulma Carrauds, ein Lokalhistoriker, dessen Forschungen über die Altertümer von Issoudum Balzac in seinem daselbst spielenden Meisterroman „Un ménage des garçons“ mit Lobpreisungen erwähnt, Herr Péremé, das erst

skizzierte Stück im Théâtre de la Renaissance durchzusetzen. Balzacs erstes und letztes Wort lautete: Ja, wenn man mir 16000 Franken Vorschuß gibt. Die Theaterleiter gingen zum Schein darauf ein. Balzac arbeitete sechzehn Tage und Nächte ununterbrochen an dem neubenannten Stück „L'école des ménages“ (Die Schule des Haushaltes). Die Direktoren hatten inzwischen jedoch von Dumas ein ihnen besser zusagendes Drama, „Der Alchimist“, bekommen. Der große Frédérick Lemaitre lehnte die Hauptrolle ab. Zudem erschien Balzacs erste Lösung den Theatermenschen zu dünn, so daß Balzac (wie schon S. 188 berichtet wurde) das ihm von Metternich erzählte Erlebnis für die Schlußszenen des Schauspiels benützte: zweifellos eine Verschlechterung seines ursprünglichen Planes. Er las die fertige Komödie in einigen hocharistokratischen Zirkeln vor; ein paar wohlgesinnte Feuilletonisten, Gautier usw., schrieben freundliche Berichte; der strenge Kritiker Gustav Planche, dem Balzac sein Manuskript zur Prüfung gab, riet von der Aufführung ab, und so versank „L'école des ménages“ bei Lebzeiten Balzacs in vollkommene Vergessenheit. Aus dem Nachlaß Jahrzehnte nach seinem Tod herausgegeben, war es, zumal durch den unglückseligen Ausgang, für die Bühne fragwürdig geworden. Von einem tüchtigen Dramaturgen eingerichtet, hätte es 1838 durch die scharfe, starke Gestaltung von Haupt- und Nebenfiguren wirken können, und auch in der Gegenwart würde „L'école des ménages“, geschickt bearbeitet, nicht verächtlich erscheinen.

Auch Balzacs nächste, 1839 geschriebene Komödie, „Mercadet le faiseur“, fand durch Frédérick Lemaitres Weigerung, die Hauptrolle zu geben, nicht Eingang bei den Theatergewaltigen jener Tage. Zeither ist Mercadet ein sprichwörtlicher Typus, eine von den ersten Charakterspielern in und außerhalb Frankreich willig übernommene Aufgabe geworden.

Mercadet ist ein schwindlerisch angelegter Schulden- und Projektenmacher, der seine Gläubiger virtuos mit Gründerprospekten, die er niemals einlöst, und mit Vertröstungen auf die Rückkehr eines früheren, flüchtig gewordenen Kompagnons hinhält. Die Charakterköpfe der Gläubiger, die nicht mehr taugen als Mercadet, scheinen nach Balzacs eigenen überreichen Erfahrungen lebensstreu gezeichnet: bei einer Vorlesung in seinen *Les Jardies* soll Balzac auch diese Blutsauger und Heuchler, die ihren Schuldner ebenso betrügen wollen wie sich selbst untereinander, als genialer Stimmporträtist und Mimiker so belustigend und glaubhaft vergegenwärtigt haben, daß nach Gautiers Zeugnis kein Schauspieler mit dem Dichter als Darsteller hätte wetteifern können. Und Böswillige bezeichneten Mercadet selbst geradezu als Doppelgänger seines Schöpfers. Im Lauf der Handlung wird Mercadet von einem vermeintlichen reichen Freier seiner Tochter ebenso zum besten gehalten, wie sein Hausherr und seine Wucherer von ihm. Die Mercadet selbst am meisten verblüffende Lösung ist, daß seine Lüge Wahrheit wird: sein ehemaliger Kompagnon kommt wirklich in die Heimat zurück aus Kalkutta, wo er Millionen erworben hat; alle Gläubiger werden befriedigt; seine Tochter heiratet den Mann ihrer Wahl, und Mercadet zieht sich in das Idyll eines ländlichen Lebens zurück. Diese Wendung im Wesen Mercadets ist nicht der rechte Ausgang eines Schwindelgeistes, der entweder vor dem Zuchtpolizeigericht oder — als die Massen durch freche Börsenstreiche ausplündernder — Schicksalsbruder eines Baron Nucingen enden sollte. Fehlt es Mercadet zur Dauerhaftigkeit eines Charakters vom Schlage des Lesageschen Turcaret aber auch an der rechten Wucht, so steckt doch in diesem Gaukler so viel Witz und Wirklichkeit, daß die Komödie seit ihrer Uraufführung nach Balzacs Tod sich auf der französischen Bühne mit Recht eingebürgert

hat. Lemaitre, der „die Schule des Haushaltes“ und „Mercadet“ zu Fall gebracht hatte, erwies Balzac den schlechtesten Dienst, als er an Stelle dieser spielbaren Komödien in Erwartung eines Skandalerfolges 1840 die Mißgeburt seines „Vautrin“ auf die Bretter brachte.

Der Namensträger dieser Sensationskomödie hat nichts gemein mit dem rebellisch satanischen Vautrin des Père Goriot: unter der Falschmeldung Vautrin erscheint in einer Verkleidungsrolle der Maschinist einer plumpen Familienintrige. Über den Antrieb zu dem gründlich verfehlten Werk kann kein Zweifel bestehen: künstlerisch Null, war es kaufmännisch eine verfehlte Spekulation, für Lemaitre statt der geträumten Galarolle ein legendarischer Mißerfolg.

Vorgeschichte und Bühnenschicksal von Vautrin sind eine der tollsten Literaturkomödien. Der damalige Direktor des Theaters der Porte Saint-Martin, Harel, war ein Geselle, der höchst phantasievolle Einfälle und wennmöglich noch phantastischere Schulden hatte; er hatte es mit allen klassischen und romantischen Stil- und Spielarten, mit Feerien und dresierten Affen, gelegentlich sogar mit einer Anleihe bei Louis Philipp versucht, der ihm auf die Bitte, ihm Geld vorzustrecken, erwiderte: „Harel, ich wollte Sie just um dasselbe bitten.“ Er stand vor oder mitten im Bankrott, als ihm Balzac von einem Zukunfts-drama sprach, dessen Held Vautrin sein sollte. Gierig griff er nach diesem noch gar nicht geschriebenen Stück, für das Balzac, überhitzt und bestürmt vom Direktor und den Schauspielern, Nothelfer suchte. Als ersten Mitarbeiter warb er einen halbverhungerten Lyriker, Lassailly, dem er in Les Jardies beste Unterkunft und reichliche Verpflegung gab; anfangs überselig, hielt es der arme Teufel unter Balzacs Schreckensherrschaft nicht lange aus: ein paar Wochen hindurch wurde er zu nachtschlafender Zeit zwei-

dreimal aus seinem Schlummer aufgeschreckt mit dem gebieterischen Kommando: was haben Sie für den und den Akt vorzuschlagen? Da es mit Lassailly schlechterdings nicht vorwärts ging, und stetes Beisammensein mit den Theaterleuten unerläßlich schien, nahm Balzac mitten in Paris im fünften Stock der Behausung seines Schneiders Buisson ein Absteigquartier und lud ein paar Kameraden zu einem Kriegsrat, über den Gautier als wohlwollender Gewährsmann berichten mag: „Endlich sind Sie da, Theo, Sie Faultier; seit einer Stunde wart' ich auf Sie. Ich soll morgen Harel ein fünfaktiges Drama vorlesen.“ Gautier setzte sich darauf bequem zu recht, um das Stück zu hören. Balzac schreckte ihn aus dieser behaglichen Pose auf mit der schlichten Erklärung: „Das Drama ist noch nicht geschrieben.“ „Dann muß die Vorlesung sechs Wochen aufgeschoben werden.“ „Keine Rede; ich habe eine dringende Zahlung; wir müssen das ‚Dramorama‘ sofort auftakeln.“ „Aber bis morgen ist das doch unmöglich; da reicht die Zeit nicht einmal zum Abschreiben.“ „Ich habe das schon geordnet: Sie werden einen Akt machen, Ourliac einen zweiten, Laurent-Jan den dritten, Belloy den vierten, ich den fünften, und so werd' ich morgen mittag das Stück vorlesen: ein Akt hat vier- bis fünfhundert Zeilen; die kann man in einem Tag und einer Nacht schreiben.“ „Erzählen Sie mir also kurz die Handlung.“ „Ah, wenn ich Ihnen erst das Sujet erzählen muß, werden wir nie fertig werden.“ Selbstverständlich wurde die Komödie am folgenden Tag nicht vorgelesen; es kamen Leidenswochen, in denen Balzac, beständig unterwegs von seiner Wohnung in das Theater, mit seinem Mitarbeiter Laurent-Jan „Vautrin“ nach den Wünschen Harrels, Lemaitres und der meisten großen und kleinen in dem Stück beschäftigten Schauspieler auf den Effekt herausstaffierte. Was so viele Köche zusammenbrauten, war begreif-

licherweise ein vor lauter Überwürzung ungenießbares Gericht.

Der edelmütige Galeerensträfling Vautrin hebt auf der Heerstraße einen zwölfjährigen, hilflosen Knaben auf und erzieht ihn zu einem Prachtmenschen. Diebereien, Gaunereien Vautrins und seiner ihm unbedingt gehorchenden Helfershelfer ermöglichen den Aufwand für die Lebensführung des Jünglings, der nichts von dem Treiben dieser Halunken ahnt. In Wirklichkeit ist diese Blume der Ritterschaft, Raoul, tapfer, hochsinnig, das eheliche Kind eines Herzogs, der ihn, der als Siebenmonatskind zur Welt kam, für einen Bastard hielt; der Herzog zwang seine Frau, da er den Jungen sonst töten würde, preiszugeben und statt seiner einen unterschobenen Knaben, den Sohn des Herzogs und einer spanischen Tänzerin als echtbürtigen Sprößling gelten zu lassen. Raoul, der Schützling Vautrins, kommt in die höchste Adelsgesellschaft und gewinnt den Anteil einer unendlich reichen spanischen Grandentochter, um die zugleich der unterschobene Sohn des Herzogs wirbt. Den Zwiespalt des herzoglichen Paares und der Nebenbuhler beherrscht der in zahlreichen Verkleidungen auftretende Vautrin mit seinen Spießgesellen. Motive aus Balzacs Geschichten („Das verfluchte Kind.“ Die Erlebnisse Lucien de Rubemprés in der Iliade der Korruption. Vautrins Anschläge in Splendeurs et misères des courtisanes) tauchen in diesem Boulevardstück verzerrt auf. Vautrin muß Spionen mit Gegenspionen begegnen: seine Komplote sind häufig überflüssig; er legt Minen und Gegenminen, und stößt sich nicht an Duellen und Anstiftungen zu Morden. Gaunersprache und elsässische Dialektscherze, Bagno-philosophie und Sträflingsunterhaltungen fehlen nicht in diesem angeblich in den Tagen Ludwig XVIII. spielenden kriminellen Kriminaldrama, in dem man mit einer seiner Gestalten ausrufen möchte: „Ich ersticke in dieser Luft der Lüge.“

Harel posaunte in seinen Ankündigungen die Komödie als Wunderwerk aus, Balzac machte die verfehlte Spekulation, alle Sitze für die Uraufführung selbst zum Vorverkauf zu bringen: ein Mißgriff, der zur Agiotage und der Besetzung des Hauses mit den anspruchsvollsten, blasiertesten Premièrertigern führte. Die ersten drei Akte wurden kalt aufgenommen; Übelwollen und Langeweile machten sich fühlbar. Als aber im vierten Akt Lemaitre in der Vermummung eines mexikanischen Generals erschien, den Hut mit einem Paradiesvogel geschmückt, und ein fremdländisches Kauderwelsch sprach, brach ein Skandal los, der verhängnisvoll wurde, als mit Recht oder Unrecht bemerkt wurde: Lemaitres Haarschopf gleiche dem Toupet Louis Philippes, der Schauspieler verhöhne in Ton und Maske den Bürgerkönig. Der älteste Prinz von Orleans verließ unwillig seine Loge, der König ließ am nächsten Tag Vautrin verbieten. Vergebens erhoben Victor Hugo und Dumas im Ministerium Einsprache gegen diesen Gewaltakt. Umsonst bot der Direktor der Schönen Künste, Cavé, Balzac eine Entschädigung von 5000 Franken. Der Dichter wies das „Almo- sen“ stolz zurück: er habe, um ein Dutzend Meisterwerke zu vollenden, 200 000 Franken Schulden gemacht; er habe drei Monate nur an die Proben von „Vautrin“ gewendet, drei Monate, in denen er sonst mindestens 25 000 Franken eingenommen hätte. Eine Meute von Gläubigern hetzte ihn, doch von dem Augenblick, in dem er nicht alle befriedigen könne, sei es ihm gleichgültig, ob ihn fünfzig oder hundert drangsalierten, sein Mut, Widerstand zu leisten, sei derselbe für alle Fälle. Der Sendbote des Ministeriums versicherte Balzac nach dieser Entgegnung seiner Achtung und Bewunderung: „Es geschieht mir zum erstenmal, daß ein solches Anerbieten abgelehnt wird.“ „Desto schlimmer“, erwiderte der Dichter.

Von dem Wahn, sich durch die Bühne aus allen Wirren zu

retten, heilte ihn die Katastrophe des „Vautrin“ so wenig, wie Heines Warnung, der ihm scherzend den ernstgemeinten Rat gab: bleiben Sie beim Roman. Wer an das Bagno von Toulon gewöhnt ist, lebt sich nicht im Bagno von Brest ein. Balzac schrieb noch eine Reihe teilweise sogar gelungener Stücke. Sein eigentliches Welt drama wurde aber die „Comédie humaine“, in der er, allerdings nicht im Rahmen des Schauspielhauses, nach seiner Schätzung zweitausend Männlein und Weiblein in Tragödien und Komödien aller Spielarten auftreten ließ.



## IX

# DER AUFBAU DER COMÉDIE HUMAINE

Am 5. Jänner 1842 erhielt Balzac einen schwarzgesiegelten Brief Evas, der ihm den Tod ihres Gatten Hanski mitteilte. Die Nachricht traf ihn vollkommen unvorbereitet. Kurz vorher hatte er der Freundin angekündigt, daß er Herrn von Hanski seinen Roman „Les paysans“ zueignen werde. Nun aber das Schicksal ihr die Freiheit gegeben, will er noch im Jahr 1842 nach Rußland eilen; hat ihm Eva nicht ehemals das Trostwort zugerufen: „Gedulden Sie sich. Man liebt Sie ebenso sehr wie Sie lieben? Ändern Sie sich nicht, denn man ändert sich nicht.“ Niemals habe er unreine Wünsche nach Hanskis Ende aufkommen lassen, nur im Innersten sich gesehnt, dereinst, gleich dem ihnen beiden 1834 in Genf so rührend erschienenen greisen Musterehepaar Sismondi, in ferner Zukunft seine Tage mit der Geliebten als Philemon und Baucis beschließen zu dürfen. Ihr allein gehöre seit ihrer ersten Begegnung seine Liebe, sein Leben. Unwandelbar habe er an ihr festgehalten; der Gedanke an sie habe ihm die Kraft gegeben, seinen Namen groß und immer größer zu machen. Ihretwegen habe er das Äußerste versucht, Herkulesarbeiten zu bewältigen. In der Tat hatte er Eva nach dem Fehlschlag des Vautrin und der Katastrophe der Jardies anvertraut, daß er außerstande sei, das Übermaß seiner Widerwärtigkeiten zu ertragen; Selbstmordgedanken waren ihm aufgestiegen, andere Male war er

nahe daran, Frankreich zu verlassen und unter fremdem Namen in Brasilien eine von der Literatur fernabführende Existenz zu beginnen. In solchen verzweifelten Stimmungen hatte der Zuspruch Evas Balzac beschwichtigt; er versprach ihr, nicht in die Fremde zu ziehen, bevor er sie noch einmal gesehen. Seine Auswandererpläne verflogen, sobald er wieder am Schreibtisch saß und mit alter Energie den Ansturm seiner Gläubiger abwehrte. Der Advokat der Stadt Paris, Gavault, bewog ihn, Les Jardies, wenngleich mit einem Schaden von 100000 Franken, zu veräußern. Drei Verleger, Dubochet, Furne und Hetzel, vereinigten sich, seine bisher erschienenen Sittenstudien unter dem Generalnenner „La comédie humaine“ in ein paar Dutzend Bänden herauszugeben und zu honorieren; für die Feuilletonromane verschiedener Zeitungen schrieb er 1841 dreißigtausend Zeilen, 1842 vierzigtausend Zeilen, die ihm durchschnittlich mit je 2—3 Franken bezahlt wurden und da das noch immer nicht genügte, außer der Tilgung seiner Wucherschulden seinen Hausgebrauch zu decken, schrieb er zwischendurch mehrere neue Stücke.

Das Odeontheater nahm trotz oder wegen des legendarischen Mißerfolges von Vautrin begierig „L'école des grands hommes“ an, „eine immense Komödie, den Kampf eines genialen Mannes mit seinem Jahrhundert. Wenn ich Erfolg habe, reise ich; wenn ich durchfalle, muß ich vier Bände schreiben, um das Reisegeld zu verdienen. Aber ich habe noch ein anderes Stück im Vaudevilletheater“: Paméla Giraud, ein bürgerliches Schauspiel. „Die Schule der großen Männer“ oder wie der Bühnentitel geändert lautete: „Les ressources de Quinola“, ein dramatisches Seitenstück zu Balzacs Roman „Les souffrances de l'inventeur“, führen im Spanien Philipps II. das auf eine geschichtliche Begebenheit zurückgehende Schicksal eines Erfinders vor, der im Hafen von Barcelona vor

200 000 Zuschauern ein dampfgetriebenes Schiff ausfahren und durch Unfall oder vorsätzlich versinken ließ. Balzac wählte für sein Drama die lockere Szenenreihe, wie sie Mérimée für die Komödien seiner Klara Gazul sich zurechtgemacht hatte. In dem packenden Prolog glückt es den Listen eines figarischen, für seinen genialen, lebensunkundigen Herrn begeisterten Faktotums Quinola dem Erfinder Fontanares eine Audienz zu erwirken; trotz des Einspruches des Großinquisitors läßt Philipp II. Fontanares aus dem Kerker holen, in den ihn Glaubenseifer geworfen, und seine Ideen entwickeln. Der König verheißt ihm, wenn seine Erfindung sich bewährt, das Goldene Vlies, die Grandenwürde als Herzog von Neptunado; sonst Kopf ab. Philipp befiehlt, Fontanares in Barcelona für seinen Versuch ein Schiff bereit zu halten; eine Großmut, die unmittelbar nach dem Untergang der Armada nicht unerklärlich ist. Fontanares hat trotzdem von Anfang mit Widersachern aller Art zu kämpfen: Geldmangel und Ränkeschmiede stellen sich ihm in den Weg. Sein Diener Quinola schlägt Wucherern und Satrapen ein Schnippchen; er verbündet sich mit Spießgesellen seiner pikarischen Vergangenheit, Dieben, wie Monopodio, die Spione des Vizekönigs geworden sind. Die schlimmsten Wirren verschulden indessen Liebeshändel. Fontanares ist das Herzblatt Marias, der Tochter eines schwerreichen Geizhalses, der zugleich der Sekretär des Gouverneurs ihrer Mitgift wegen nachstellt; die Mätresse des greisen Vizekönigs, eine Venetianerin, Marchesa Brancadori, wird ebenfalls von ungemessener Leidenschaft für den Erfinder erfaßt, der sie, sogar öffentlich, als Kurtisane beschimpft; je trotziger er sich versagt, desto begehrtlicher wird sie; sie läßt alle Künste der Buhlerin und als die nicht wirken, alle Minen der Tücke springen, um Maria zuerst ins Kloster, dann in die Gewalt Sarpis zu bringen; sie hemmt überdies durch hinterlistige

Geldgeber die Vollendung von Fontanares' Modell, das von unbezahlten Arbeitern und Wucherern als wertloses Eisen zerschlagen, auf offenem Markt feilgeboten wird. Quinola hat indessen insgeheim das Modell nachgemacht und in einem Kellerversteck geborgen, Fontanares kann ausfahren. Doch die Brancadori hat im Verein mit dem Großinquisitor, der durch die neue Erfindung die geistliche Macht gefährdet glaubt, inzwischen ausgestreut, daß nicht Fontanares, sondern ein geistloser Pedant das Dampfschiff ersonnen habe. Im Grimm über diesen Raub seines Erfinderruhmes, vergrämt durch den Tod seiner geliebten Maria gibt Fontanares das Signal, sein Schiff zu versenken. Der Großinquisitor ist hochebaut, den Sieg des Dampfes im Zeitalter Calvins vereitelt zu haben und Fontanares flieht nach Frankreich, wo er als Gefährte der nicht von ihm lassenden Brancadori mit Quinolas Beistand, an der Wahrheit verzweifelnd, um sein Liebes- und Lebensglück betrogen, im Reich der hohen Politik sich nach allen Regeln der Perfidie betätigen will. Balzacs Drama ist vielfach ein Selbstbekenntnis, ein Wehruf und Rachegeübde des bös- und mutwillig von der Mitwelt mißhandelten Neuerers, der auf den Triumph des „Eisens über das Gold“ baut und zuletzt nach allen Enttäuschungen frei nach Chamfort sagt: „il faut que le cœur se brise ou se bronze“ — das Herz muß brechen vor Schmerz oder sich verhärten zu Erz. Soweit und in einer Fülle von Einzelfiguren, auch in der spanischen Zeitfarbe, in dem fanatisch-absolutistisch-ultramontanen Hintergrund weist das Drama bedeutende Vorzüge auf. Verwirrung bringt nur das Zuviel der Doppelintrigen, das Ränkespiel der Kurtisane, der Geldmagnaten und Schranzen, das die Grundmotive, die Martyrien des Erfinders verdunkelt.

Wesentlich anders und belangreicher als Vautrin, erlitten die *Ressources de Quinola* bei der Uraufführung dennoch das

gleiche Schicksal eines riesigen Theaterskandals. An Torheiten hatte es Balzac schon bei der Vorlesung im Kreis der Schauspieler und bei der Besetzung der Rollen nicht fehlen lassen. Er kam in das Odeontheater mit dem unfertigen Manuskript und hielt nach dem vierten Akte vor der verblüfften Korona mit der Bemerkung inne, den Schlußakt könne er nur mündlich andeuten: eine Neuerung, die Mademoiselle Dorval, die weibliche Größe dieser Bühne, bestimmte, auf jede Mitwirkung in dieser Komödie zu verzichten. Noch toller war aber Balzacs Anlauf, den Verkauf sämtlicher Plätze selbst in die Hand zu nehmen: er setzte die Preise fest, erklärte es als eine Gunst, dieser „Solennität“ zugezogen zu werden, zählte zuversichtlich auf das Erscheinen der Castries, der Rothschild, Aguados usw. in den „fashionabelsten“ geschlossenen Logen. Die schönsten Frauen sollten in den offenen Logen paradien. Der heikelste Punkt war aber: Ausschluß aller Berufsklatscher; die sonst den bezahlten Claqueuren angewiesenen Parterreplätze sollten für fünf Franken verkauft werden. So löblich Balzacs Beginnen war, dem Unfug der Lohnklatscher ein Ende zu machen, am Tag vor der Premiere paktierte der Direktor doch mit dem Hauptmann der Rotte, der trotzdem mit seinen „Bravi“ Balzac sein ursprüngliches Unterfangen so wenig verzieh, wie die zuerst schnöde ausgeschlossene, dann doch zugelassene Journalistik. Am schlimmsten aber war, daß Balzac in einer Hauptfrage sich von dem Direktor überrumpeln, zur Wahl ganz unzulänglicher Darstellerinnen für die Brancadori und Marie bereden ließ: der unbemittelte Theaterleiter wäre nicht in der Lage gewesen, gute Kräfte zu bezahlen. Vergebens hatte Balzac Bekannten und Freunden gemeldet, daß neue Dekorationen und Kostüme mit einem Aufwand von 20000 Franken ungeahnte Herrlichkeiten zeigen, daß Lamartine und Martinez de la Rosa zur Stelle sein wür-

den: die meisten Sitze blieben unverkauft, der Saal war halb leer, die Stimmung von Anfang gereizt. Der Prolog ging gut vorüber: nur die Verleihung des Grandentitels „Neptunado“ weckte heiteren Widerspruch; in den folgenden Aufzügen belustigten sich die Hörer immer ungebärdiger; die Lohnklatsher wurden niedergezischt; im Paradies und im Parterre wurden Tierstimmen Kikerikis und I-As nachgeahmt und mit wenigen Ausnahmen verhöhnten die Kritiker am nächsten Tag Stück und Autor. Den Mißerfolg im Schauspielhaus nahm Balzac so gleichmütig hin, daß man ihn lang nach Schluß der Vorstellung um halb ein Uhr nachts in einer Loge schlafend und schnarchend fand. Hinterdrein machte sich sein Groll hitziger Luft: er hatte den Saal für die Uraufführung mit 5000 Franken gemietet und keine 2500 eingenommen; vier Monate waren mit Vorbereitungen und Proben hingegangen, vier Monate, die ihm (wie er Eva klagte) mit anderen Arbeiten 15000 eingebracht hätten, indessen ihm Quinola keine 5000 tragen werde: „man hat mich in allem betrogen, im Vertrag mit dem Theater und mit der Erfüllung dieses Vertrages. Die Buchausgabe begleitete er mit einer „engelsmilden“, stoff- und geistreichen Vorrede ein. Er gedenkt des Anteils, den Victor Hugo, der die Komödie zweimal ansah, Lamartine, Madame de Girardin und Gozlan den „Ressources de Quinola“ bezeugt haben. Mit Recht bezeugt haben. Künstlerisch und biographisch gebührt dem Stück Beachtung: die Hilflosigkeit kindlich unerfahrener Phantasiemenschen findet überzeugende Bilder, Töne, Gleichnisse und das Bewußtsein der überlegenen Kraft läßt Fontanares den Sieg von einer einsichtigeren Nachwelt allerdings mit der bitteren Wendung erwarten: „Wenn Ihr das Gute schlecht vollbringt, vollbringt Ihr dafür jederzeit das Schlechte desto besser.“

Der Verlust seiner zweiten großen Theaterschlacht ent-

mutigte Balzac nicht; seinem robusten Wesen hätte die Wehleidigkeit Grillparzers widerstrebt, der nach der üblen Aufnahme seines Lustspiels „Weh dem, der lügt“ ein für allemal sich in den Schmollwinkel zurückgezogen hatte. Nach wie vor entwarf und schrieb er Stücke, für die er Mitarbeiter, Direktoren, Darsteller warb; bis an sein Lebensende sagte er sich, er werde sich allen Zweiflern zum Trotz als Dramatiker durchsetzen, wie er sich nach zehn harten Lehrjahren als Erzähler überragende Geltung, einen Weltnamen errungen hatte. Und da dieser rastlose Geist keinen Stillstand kannte, öffnete er sich und den Lesern unablässig neue Horizonte, mehrte er mit jahraus, jahrein hinzukommenden, immer umfassenderen Sittenschilderungen sein künstlerisches Verdienst und die Größe seines Lebenswerkes. Reichen Erntesegen brachten ihm also die letzten dreißiger und die ersten vierziger Jahre.

Die „Employés“ (1836—1838) decken das Getriebe der damaligen französischen Bureaucratie auf, „eine Riesenmacht, von Zwergen gelenkt“. Ein staatsmännisch angelegter Subalternbeamter, Rabourdin, arbeitet ein bedeutendes Reformprojekt aus, das Verminderung der Beamtenzahl, Vereinfachung des Geschäftsganges, Auslese der Tüchtigsten bezweckt; seine geheimgehaltene Denkschrift geht unbefangen ins Gericht mit den allzuvielen Faullenzern und Müßiggängern des Ministeriums; ein Spion bemächtigt sich dieses Dokumentes, das er gehässig ausbeutet; ein Spottbild Rabourdins als Schlächter des Federviehs im bureaukratischen Geflügelhof geht um, das nicht nur seine Berufung auf einen erledigten höheren Posten unmöglich macht: ein tief unter der Mittelmäßigkeit stehender Schützling der Sakristeien läßt seine geizigen, kleinbürgerlichen Verwandten in dieser Krise Monstranzen stiften; zugleich wird ein verschuldeter Oberbeamter durch rechtzeitig aufgebotene Wucherer dermaßen bedrängt, daß Rabourdin

verabschiedet, von allen fallen gelassen, ohne Dank und Auszeichnung seinen Platz diesem Dümmling einräumen, ein neues Dasein in der Industrie suchen muß. Roubin ist der Träger von Balzacs eigenen Einwüfen gegen die Vielschreiberei, den geschäftigen Müßiggang und die Vergeudung von Steuergeldern an die viel zu vielen und doch unterzahlten Stellenjäger, die er mit den wenigen, tätigen „Commis“ des Ancien régime und den dazumal für das ganze österreichische Kriegsministerium ausreichenden 100 Beamten kontrastiert. Roubins Frau ist (wie die Employés zuerst betitelt waren) in Wirklichkeit une femme supérieure: tugendhaft, gesellschaftlich gewandt und, trotz aller lockenden Versuchungen, dem gealterten Präsidialisten Lupeaulx auch nicht um den Preis des Avancements ihres Mannes gefügig. Die Charakteristiken des Ministers und von Dutzenden Beamten aller Rangklassen sind humoristische Meisterstücke; stumpfe Idioten finden sich zusammen mit frechen frivolen Nichtstuern, die wie Bixiou (in dem man einen Doppelgänger des leibhaftigen Monnier finden wollte) in Vaudevilles, Spottreden und Karikaturen sich austoben. Mit gleicher Bosheit und Schärfe, die Wahrheit nicht ausschließt, porträtiert Balzac die Gegenspieler, den im Sumpf des engherzigsten, frömmlichen, habgierigen Philisteriums gedeihenden Nebenbuhler Roubins; den schuftigen, von allen geächteten Spion; den durch Güte rührenden, biedereren Hohlkopf Phellion, der Monniers Prudhomme an Gemeinplätzen überbietet. Unvergeßbar festgehalten ist die Moderatmosphäre der Kanzleien mit dem Wesen und Unwesen der Amtsdienner, und nur zu dauerhaft erscheint der auch außerhalb Frankreichs immer wiederkehrende Typus des Präsidialisten Lupeaulx, ein zynischer Lebemann und unzuverlässiger Oberstränkemeister, der mit jedem Wind segelt und mit Geist und List in jeder Niedertracht sich äußerlich salviert.



Heilung nicht bloß dieser, sondern aller Not und Verderbtheit wäre nach Balzac von geistlichen und weltlichen Erziehern der Massen zu holen: Zeuge dessen, wie zuvor der Landarzt, „Le curé de village (1839)“; ein Dorfgeistlicher, der in Land und Volk Wunder zu wirken imstande wäre. Die Tochter blutarmer auvergnatischer Kesselflicker, Veronika Sauviat, die durch harte Arbeit und kluge Spekulationen Millionäre werden, ist der Abgott ihrer Eltern, die mit der Wahl des reichsten Mannes von Limoges zu ihrem Gatten ihr bestes zu tun glauben. Der Bankier Graslin, ein unschöner Geizhals, gewinnt aber nicht ihre Liebe; die fällt einem Arbeiter, Tascheron, zu, den ihr vormals ihr Vater als Schützling ans Herz legte. Tascheron verträgt auf die Dauer die Heimlichkeit ihres Verhältnisses nicht. Er will mit ihr fliehen. Die Mittel zur Reise nach Amerika soll ihm der Diebstahl des vergrabenen Goldes eines anderen Geizteufels verschaffen; bei seinem nächtlichen Raubversuch ertappt, tötet er den Bestohlenen und dessen Magd. Vor Gericht schweigt er über den Grund seines Verbrechens und wird zur Hinrichtung verurteilt. Madame Graslin, die guter Hoffnung ist, versucht vergebens den Staatsanwalt zu bewegen, die Anklage nicht auf vorsätzlichen Mord zu erheben und dadurch Tascheron vor dem Schafott zu bewahren. Der Verurteilte tobt im Gefängnis, jedem Zuspruch, jedem Beichtiger unzugänglich, bis der Geistliche seiner Heimatgemeinde, einer weltverlassenen, verkommenen Pfarre, vom Bischof berufen wird. Dieser Landpfarrer, ein Seelenhirt, wie er sein soll, stimmt Tascheron um, der bekehrt und reumütig endet. Madame Graslin kauft nach dem Tod ihres Gatten die Wildnis, aus der Tascheron stammt, und verwandelt, beraten vor allem durch den Landpfarrer, der nicht nur ein Heiliger, sondern ein ideenreicher Kolonisateur ist, diese Wüste in zukunftsreichen Fruchtboden. Gesegnet von ihren Schutz-

befohlenen, ihrer Güte und Mildtätigkeit wegen angebetet, bewundert als Tugendmuster geht sie doch zugrund an ihrer Gewissensschuld. Tascherons Familie war nach Amerika ausgewandert, wo sie ein „Tascheronville“ gründeten; die Schwester des Gerichteten hielt es aber dort nicht aus: ihre Heimkehr gab Madame Graslin den Todesstoß durch den Schreck beim Anblick der Trauernden, die Madame Graslins (und Tascherons) Söhnchen umarmte mit dem Schmerzensruf „Dear brother.“ Sie sühnt, indem sie auf dem Totenbett das Geheimnis ihrer sündigen Liebe enthüllt (die aufregende Schilderung ihrer letzten Ölung hat vielleicht auf den gleichen Akt in Flauberts Madame Bovary gewirkt, der allerdings eine ähnliche Szene in Sainte-Beuves *Volupté* voranging). Zwischen Anfang und Abschluß des nicht vollkommen nach Balzacs Absichten zu Ende geführten Werkes liegen 7—8 Jahre, so daß Ungleichmäßigkeiten fühlbar werden. Die Charakteristik der alten Sauviats mit der Schilderung ihres Eisengeschäftes in Limoges ist ebenso einzig wie die Jugendgeschichte Veronikas, deren schuldloser Sinn durch „Paul et Virginie“ entzündet wurde. Mächtig, wie die Fahrt des Abbé Rastignac zum Landpfarrer, wirkt Stimmung und Darstellung dieser Einöde, Landschaft und Menschenschlag. In allen Fährlichkeiten von Haupt- und Nebengestalten erscheint als Allheilmittel geläuterter Katholizismus. Wie im Landarzt der Wilderer durch Doktor Benassies politische Lehren auf die rechte Bahn geleitet wird, bewirkt im Landgeistlichen christliche Barmherzigkeit die Seelenrettung des entlassenen Galeerensträflings Farralesche, der sonst die Wege Vautrins wandeln könnte; Farralesche geriet unter die Chauffeurs, als er sich der Wehrpflicht unter Napoleon entzog; die Frevel seiner Bande brachten ihn auf die Galeere; sein Mißgeschick hinderte den Auswürfling, seine treue Landsmännin zu heiraten und ihren Bastard zu

legitimieren. Madame Graslin im Bunde mit dem Idealgeistlichen Bonnet lassen das Paar der Heilslehren und Segnungen der Kirche und der Rechte des Staates teilhaftig werden. In seiner Abgeschlossenheit versteht der Landpfarrer nicht nur mit Worten rauhe verirrte Gemüter zu läutern; er weiß, wie Ödland urbar gemacht, berieselt, besiedelt werden könnte. Mit fachmännischen Helfern möchte er eigentlich ganz Frankreich nach seinen Methoden umgestalten. Verfehlt und für die Zukunft des Vaterlandes gefährlich dünken diesen Reformatoren die Neuerungen der Liberalen: Balzac hält Peyronnet und Karl X. für die berufenen Führer und Ärzte des kranken Frankreichs. Ebenso fragwürdig sind vehemente, vielleicht von seinem Schwager Surville und dessen traurigen Erfahrungen als Ingenieur herrührende Anklagen des verkehrten Systems der Ecole polytechnique, die Mittelmäßigkeiten züchte, Talente in unwürdigen Alltagsdiensten verkümmern lasse. Daß Balzac, wie sonst oft und überoft, dem Protestantismus Schuld an vielem Unheil gibt, ist im „Landpfarrer“ so wenig am Ort, wie in der „Lilie im Tal“ und der Verherrlichung der Bartholomäusnacht in „Katharina von Medici“. Die Entfaltung des hierarchischen Pompes bei Veronikas letzter Beichte und ihre Bestattung neben dem gerichteten Tascheron stimmt zu Balzacs steter Glorifikation der katholischen Kirche. Es hatte seinen guten Grund, daß Balzac diesen „Landpfarrer“ in einem Huldigungsexemplar dem Herzog von Bordeaux (nachmals Graf Chambord) übermitteln ließ.

Und wie mit Beamtenschaft und Klerus befaßte er sich mit der Tonkunst: „Gambara“ (1837) und „Massimilla Doni“ (1839) bezeugen seine Liebe für die von ihm über alle anderen Künste gestellte Musik; er spielte als Knabe ein wenig Klavier, u. a. ein Salonstück des jungen Herold „Rousseaus Traum“; als Stammgast der Oper schwärmte er für die italie-

nischen Sänger; Rossini war ihm engbefreundet; Liszts Spiel verglich er dem eines Dämons, zog ihm aber, wie Heine, Chopin vor. Der Gipfel aller Kunst war ihm Beethoven; der einzige, der ihm Eifersucht einflößte und höher stand als Mozart und Rossini. Das Finale der C-moll-Sinfonie entrückte ihn in überirdische Sphären: ein Zauberer hob ihn in eine Wunderwelt, inmitten der schönsten Paläste, die alle Herrlichkeiten aller Künste vereinigen: auf sein Geheiß öffnen sich Pforten, gleich den Toren des Florentiner Baptisteriums, Purpurvorhänge rauschen auf, Wohlgerüche verbreiten sich, Engel mit schimmernden Fittichen zeigen sich, Schönheiten ungeahnter Pracht steigen auf, die Feen der Phantasie. In Dichtung und Leben, auf den Höhepunkten des eigenen und des Geschickes von Lieblingsgestalten (so bei der Verklärung Cäsar Biroteaus) zieht ihm nichts Beseligenderes durch den Sinn, als Beethovens Fünfte Sinfonie.

In „Gambara“ steht Meyerbeers dazumal neuer „Robert der Teufel“, in Massimilla Doni Rossinis Mosé im Mittelpunkt der Kunstgespräche. In das überschwengliche Lob der Meyerbeerschen Oper mischen sich einzelne Vorbehalte. In Rossinis Mosé, von dessen Aufführung im Fenicetheater zu Venedig berichtet wird, hört die Jugend- und Frauenwelt der dazumal unter österreichischer Herrschaft stehenden Märchenstadt den Weckruf der nationalen Befreiung, Gambara träumt eine Zukunftsmusik, ein Zukunftsinstrument (Panharmonium), eine Zukunftsoper Mahomet, deren freierfundenes Textbuch Balzac als schöpferischen Opernlibrettisten bewährt, grundstürzende Musiktheorien, in denen Weisheit und Narrheit sich so seltsam mischen, daß der Treubruch seiner Frau und sein jämmerliches Ende als Pariser Straßenmusikant nicht wunder nimmt. Massimilla Doni, eine keusche Florentinerin, entreißt ihren heißgeliebten, von einer feurigen, buhlerischen Primadonna

umstrickten Prinzen Varese durch freiwillige, freudige Hingebung. Gewidmet ist Gambara einem deutschen Musiker Jacques Strunz zum Dank für den Beistand, den ihm dieser Fachmann durch sachkundigen Rat, Vorspielen der Partituren Rossinis und Meyerbeers, Aufschluß über manche Fragen der Theorie der Tonkunst gab. Auch sonst waren Deutsche Balzacs Gewährsmänner für musikalische Dinge. Alphonse Karr berichtet in seinen Denkwürdigkeiten mit Stolz, daß Balzac in einer seiner Geschichten Karrs Vater, einem deutschen Musiker, ein Löbelein geschenkt. Und eine der rührendsten Gestalten des Romanciers ist der französisch radebrechende Schmucke, der pudeltreue Klavierlehrer in der Novelle „Une fille d'Eve“, der für „Le cousin Pons“ bis zum Tod ausharrende, selbstlose Lebens- und Musterfreund. Vielleicht klingen in diesen liebeichen Charakteristiken deutscher Musiker Erinnerungen an den Vater von Madame Berny, für Marie Antoinettes aus Wetzlar stammenden Lehrer des Harfenspiels Hinner nach.

Die feine Zeichnung der politischen und gesellschaftlichen Zustände in Massimilla Doni bewies, daß der kurze Aufenthalt Balzacs in der Lagunenstadt auch für die Kunst nicht verloren gewesen; an der Corinna der Staël, den venezianischen Geschichten der Sand und am allerwenigsten an Stendhals italienischen Romanen und Novellen soll und kann Massimilla Doni nicht gemessen werden. Wohlberaten hat es Balzac auch als Erzähler bei diesem einzigen Abstecher nach Hesperien bewenden lassen. Die französischen Frauenbilder, die er um dieselbe Zeit schuf, scheinen glaubhafter. Er selbst ergötzte sich an der Lügenbeichte seiner „Pariser Prinzessin: ‚Les secrets de la princesse de Cadignan‘ (1839): die hochaufgehäuften Lügen, durch die diese siebenunddreißigjährige Frau es fertig bringt, von ihrem vierzehnten Bewun-

derer“, es ist der Weise d'Arthez, „für ein heiliges, tugendhaftes, schamhaftes Mädchen gehalten zu werden. Frau von Girardin nannte sie Molières Célimène, wie sie Liebe girrt. Ein gleiches kommt in allen Landen und Zeiten vor: das Meisterstück war, all diese Lügen als notwendig, durch die Liebe gerechtfertigt erscheinen zu lassen. Es ist einer der Krondiamanten Ihres Dieners.“ Und diesem Bildnis einer ebenso verruchten als verführerischen Siegerin ist das Porträt „Une fille d'Eve“ (1838) ebenbürtig: eine ebenso unverdorbene blutjunge Frau, die einen innerlich leeren, haltlosen Modeautor als ein Genie in ihr Herz schließt, für seine Scheinherrlichkeit als Zeitungsleiter mit Hilfe des arglosen Klavierlehrers Schmucke die größten Geldopfer bringt, um glücklicherweise in zwölfter Stunde vor dem Äußersten bewahrt zu werden: der vermeintliche Vorkämpfer der Überzeugungstreue ist ein Schwächling wie Lucien de Rubempré; das Ideal ihrer schwärmerischen Neigung lebt von den nicht durchweg lauterem Einnahmen seiner Geliebten, einer vielerfahrenen Komödiantin.

Eine Galerie nach der Natur gemalter Frauenköpfe umschließt die Bandreihe „Beatrix“. Bei seinem Besuch in Nohant hatte ihm George Sand von den Liebeshändeln der Gräfin d'Agoult erzählt, der Lebensgefährtin Liszts, der Mutter Cosima Wagners, die als Schriftstellerin den Namen Daniel Stern führte und nachmals die Geliebte Emil de Girardins wurde: auf Anregung der Sand gab Balzac in *Beatrix* (1839: das Buch hieß ursprünglich „*Les amours forcés*“) einige Abenteuer der Gräfin d'Agoult zum besten, nicht als Schlüssel-, noch weniger als Steckbriefroman, doch immerhin so lebenskenntlich, daß Camille Maupin ein Bild der George Sand in voller Lebensgröße, *Beatrix* das der d'Agoult, Gustave Planche und Liszt unter den Decknamen Claude Vignon und

Conti vor Augen stellt. Nicht bloß zum Dank für diesen Prachtstoff, vielmehr als Denkzeichen herzlicher Kameradschaft widmet Balzac der Sand die „*Mémoires des deux jeunes mariées*“ (1871): den Briefwechsel zweier seit der Klosterschule miteinander befreundeter Aristokratinnen, von denen die eine in der Provinz eine Konvenienzehe eingeht, während die andere nur dem Zug ihres Herzens folgt und zuerst einen spanischen Sprachlehrer zum Mann ihrer Wahl ausersieht, der sich als Abkömmling der Herzoge von Soria entpuppt, dann den Dichter Gaston heiratet, von dem sie sich verraten glaubt: ein Wahn, um dessentwillen sie freiwillig vorzeitigen Tod sucht. In der Gegenüberstellung dieser beiden grundverschiedenen Frauennaturen, der Romantischen und der Nüchternen, bekennt sich Balzac entschieden zur Sache der Familie, die er als Fundament aller gesellschaftlichen Ordnung ansieht: im Widerspruch zu George Sand als Stimmführerin des unbedingten Rechtes der Selbstbestimmung des Weibes, der fessellosen Leidenschaft. Und nicht bloß im Hochadel und in Paris sucht er seine Urbilder: eine seiner gelungensten Frauengestalten ist „*La vieille fille*“ (1836): die alte wider Willen, selbst in der Ehe, zur ewigen Jungfernschaft verdamnte reiche Erbin; eine einfältige Alençonner Provinzialin und hirnlose Betschwester, die grundgut, nur urteilslos weder für einen alten galanten Legitimisten noch für einen genialen Jüngling, sondern nach allzu langem Zaudern für einen äußerlich als Kraftmensch erscheinenden Mitgiftjäger sich entscheidet, der nach der Julirevolution Maire und Führer der liberalen Bourgeoisie wird. Seine auf den Wink gehorchende Gattin tyrannisiert er dermaßen, daß sie nur einer vertrauten Bekannten gegenüber am Ende ihrer Tage schamhaft das Bekenntnis stammelt, sie würde wünschen, nicht als Jungfrau aus der Welt zu gehen.

Eine Märtyrerin ganz anderer Art ist das bretonische Waisenkind „Pierrette“ (1840), ein liebliches, von einem Jugendgespielen und der Großmutter in der Heimat zärtlich gehegtes Geschöpf, das in die Fremde zu harten, engherzigen Verwandten kommt, die sie zu Magddiensten mißbrauchen, um ihr kleines Erbe bringen, mißhandeln und buchstäblich zu Tode peinigen. Richard Wagner nahm besonderen Anteil an Pierrette: er schätzte (wie mir Fürstin Marie Hohenlohe schrieb) Balzacs „Curé de village“ ungemein hoch. Das „Nein“ der Veronika in Erwiderung des sie beruhigenden Bischofs fand er prachtvoll und brach einmal über das andere in den bewundernden Ausruf aus: „was das doch für ein begabter Mensch gewesen ist“. Er rühmte die Abwesenheit alles Exklamativen in seinem Stil und hob unter besonderer Berufung auf Pierrette und ihr erbarmungsloses Schicksal die unvergleichliche Gabe des Dichters hervor, sich so in das Detail eines anscheinend unbedeutenden Wesens zu versetzen, und aus ihm heraus die Natur alles Menschenschicksals zu deuten.“ Auch die literarischen Ambitionen von Provinzialinnen, die Balzac schon in der Gönnerin Lucien de Rubemprés, Madame de Bargeton, gestreift hatte, behandelte er in der „Muse du département“ (1840). Ein halbes Menschenalter lang thront Dinah Piédefer als unberührte Gattin eines siechen, nur auf Mehrung seines Besitzes bedachten Monsieur de la Baudraye in Sancerre als unbestrittene, literarisch dilettierende Salonkönigin; als zwei aus Sancerre gebürtige Pariser Berühmtheiten, der Arzt Bianchon und der Journalist Lousteau, zufällig in ihren Heimatsort kommen, entdeckt der Doktor bald, aus welchem Punkt Dinah zu kurieren wäre, und die Witzfeuerwerke Lousteaus blenden sie so sehr, daß sie ihm nach Paris folgt und ein paar Jahre lang mit ihm die Süßigkeiten und Bitternisse verlotterter Zigeunerwirtschaft teilt.



Ein ihr unversehens zufallendes Erbe bestimmt ihren vorurteilslosen Gemahl, sie zu bitten, zu ihm zurückzukehren: der Sohn ihres Ehebruchs ist ihm ein willkommener Stammhalter. Und auch als Lousteau, der im Elend ewiger Geldnot einen schmähhlichen Bittgang zu Dinah unternimmt, sie wiederum in einem jähren Tumult des Blutes zu einem kurz währenden Rückfall verleitet, läßt sie der duldsame Gatte gewähren und brüstet sich der neuen Frucht des Ehebruchs als seines eigenen Fleisches und Blutes.

In der Provinz wächst auch ‚Ursule Mirouet‘ (1841) auf, das Kind eines Militärkapellmeisters, dessen sich ein greiser, begüterter, atheistischer Arzt, Minoret, nach dem Tod des Vaters als Vormund annimmt; er setzt sich in Némours zur Ruhe und hütet das ihm blutsverwandte Mädchen wie seinen Augapfel. Mit wenigen auserlesenen Freunden führt er mit Ursule ein idyllisches Leben, das durch ein übersinnliches Ereignis Minorets Bekehrung zum Kirchenglauben bewirkt: der Zweifler, der jahrzehntelang alle Anhänger Mesmers befehdet hat, wird durch (von Balzac als unwiderleglich angesehene) Fernwirkungen von der Unanfechtbarkeit des Magnetismus überzeugt und damit auch von Voltaire ab-, der reinen Religion zugewendet. Die Erbschleicher seiner Némourser Angehörigen schreiben diese Wandlung dem Einfluß der von ihr bestgehaßten Ursule zu. Das unschuldige Mädchen hat ihre Neigung einem Leichtfuß aus uraltem, bretonischem Geschlecht geschenkt, den Unbedacht in den Pariser Schuldurm gebracht hat. Dem inständigen Bitten Ursules gelingt es, Doktor Minoret zu bestimmen, für den jungen Portenduère, den Ursule noch nie gesprochen hat, als Befreier mit Vorschüssen einzugreifen. Minoret will Ursule sein Vermögen hinterlassen und jedem Erbstreit durch besondere Maßregeln vorbeugen. Seine Vorsicht wird zunichte durch den ver-



Se Bahac

*Daguerreotyp 1842*



brecherischen Zugriff eines plumpen, schwer reichen Postmeisters seiner Familie, der Minorets geheime Anweisungen vernichtet und die zum besten Ursules verborgen gehaltenen Staatspapiere sich aneignet. Ursule wird, verarmt, von der Sippe Minorets aus seinem Haus vertrieben. Sie trägt ihr Geschick würdig, doch, obwohl Portenduère treu zu ihr hält, wäre ihre Zukunft aussichtslos, wenn nicht — wie für Doktor Minoret seinerzeit der Magnetismus — für sie selbst Geistererscheinungen Umschwung heraufführen würden. Im Traum sieht sie Doktor Minoret, der ihr bis ins kleinste die Missetaten des Postmeisters enthüllt, und da „der Finger Gottes“ auch den einzigen Sohn des Postmeisters durch einen Wagenunfall umkommen läßt, wird Ursule Minoret Universalerbin, Vicomtesse von Portenduère, nach allem Unheil mit Seligkeiten und Glücksgütern aller Art belohnt. So meisterhaft der Werdegang Ursules entwickelt wird, so vortrefflich Nemours, Doktor Minoret, die Biedermänner seiner Spielpartie und die Meute der Erbschleicher gemalt sind: über die magnetischen Kuren und die Geistererscheinungen kommt der Unbefangene nicht weg.

Zwiespältigen Eindruck hinterlassen auch die Geschichten, in deren Mittelpunkt „Cathérine de Médicis“ (1841) steht. Die historische Würdigung ihrer Persönlichkeit hat der Protestant Guizot unbefangen in dem Urteil zusammengefaßt: „Wenn man vom Standpunkt der Moral Katharina von Medici nicht streng genug richten kann, muß man doch inmitten so vieler Laster ihre Verdienste nicht übersehen: sie hatte Sinn für das Königtum und Frankreich; sie verteidigte gegen die Guisen und Spanier die Unabhängigkeit der Herrscher und des Landes, die sie weder den extremen Parteien noch dem Ausland ausliefern wollte.“ Balzac stimmt dagegen einen vorbehaltlosen Panegyrikus an, den seine eigenen Angaben am grellsten

widerlegen. In ihrer Herrschsucht nimmt sie kalten Blutes den Tod ihrer Söhne Franz II. und Karl IX. hin, sofern sie ihn nicht geradezu beschleunigt; im Streit gegen die Guisen ist ihr geheimes Einverständnis mit den Calvinern oder doch die Anbahnung derartiger Verbindungen recht. In Erreichung ihrer geduldig verfolgten Ziele meidet sie keine Scheußlichkeit. Ihre Schwiegertochter, Maria Stuart, ist ihr eine Schachfigur. Ihre Helfer und Berater sind Giftmischer, Astrologen, Alchimisten. Im „*Secret des Ruggieri*“ (1836/37) prophezeien diese welschen Wahrsager Karl IX. frühen Tod; die vom König verhätschelte Favoritin, Maria Touchet, heiratet später, wie Balzac stolz hervorhebt, einen Balzac d'Entragues. Im „*Martyre calviniste*“ (1841) läßt der Zunftoberste der Kürschner, der Katholik Lecamus, den Sohn insgeheim protestantisch erziehen, im Glauben, damit seine Zukunft zu sichern; als Abgesandter des protestantischen Führers Condé kommt dieser junge Lecamus nach Blois. Als Zwischenträger der ketzerischen Parteigänger und Heerführer ertappt, muß ihn die zur Heuchelei gezwungene Katharina für den Augenblick preisgeben; gefoltert, gibt der Standhafte Condés Geheimnis nicht preis und verdient damit die Gunst Katharinas, die sie erst nach dem Tod Heinrichs II. offenbaren kann: mit Karl IX. kommt sie zu seiner Verlobung in sein Elternhaus. Indessen die Navarreser Protestanten ihm mit Hohn heimzahlen (sie fordern den durch die Folter in allen Gliedmaßen Zerbrochenen auf, zu Pferd bei ihnen Kriegsdienst zu leisten), gewinnt ihn die Huld der Mediceerin dauernd dem Katholizismus. Lecamus steigt zu hohen Staatsämtern auf. Eng verflochten mit diesem Familienschicksal eines Bürgerhauses sind, nach Walter Scott'schem Muster, die Welthändler. Die Guisen, der Balafré, wie der Kardinal; Condé, Amyot, Renaudin treten auf. Calvin, ein Pikarde, wie Peter der Einsiedler und Robespierre erscheint,

in seiner Gicht, Armut, Heftigkeit und Gewalttätigkeit wie Cromwell in Scotts Woodstock und Luther in Freytags Ahnen, nur episodisch und doch sehr bedeutend; wenn so widerstrebende Worte zulässig sind, schildert ihn Balzac mit anerkennender Gehässigkeit im Verkehr mit Bèza und Renaudin, gegen Andersgesinnte grausamer als die Papisten dreinfahrend, zum Meuchelmord gegen den Balafré aufrufend. So frisch nach eigenen Jugend- und Lebenserinnerungen die Loireschlösser gemalt, so sorgsam Tallemant und Neuere, wie Thierry, zu Rate gezogen sind, mit Mérimées aus den Quellen geschöpfter „Chronique du règne de Charles IX“ kann Balzacs Katharinenzyklus keinen Vergleich aushalten.

Ganz in seinem Element ist er dafür in der „Ténébreuse affaire“ (1841), die in den Tagen um die Zeit der Schlacht von Marengo spielt: ein banger Augenblick, in dem Fouché, Sieyès und Talleyrand, ungewiß, wie die Würfel des Kriegsglückes fallen würden, für die Möglichkeit von Napoleons Niederlage nicht weniger bei den Bourbons vorbauen wollten, als für den Fall seines Sieges bei ihm. Den Mitwisser ihres Geheimnisses, den Senator Clement de Ris, ließ Fouché, als es sich um die Vernichtung belastender Korrespondenzen handelte, am lichten Tag von Verlarvten aufheben, in eine Kutsche setzen und wochenlang unauffindbar in einem Versteck absperren. Balzac hatte, wie zuvor erwähnt, von der Herzogin von Abrantès Näheres über diesen seinerzeit alle Welt aufregenden Streich erfahren und inzwischen den Sachverhalt noch genauer erforscht: manches war nach wie vor unaufgeklärt geblieben und es schien ihm ratsam, die Fabel frei umzubilden. An Stelle von Clement de Ris setzte er einen Emporkömmling Malin-Gondreville, der als Konventsmann und Freund von Fouché und Talleyrand von Stufe zu Stufe stieg und durch Kauf adeliger Güter sich be-

reicherte. Balzacs Roman verknüpft die „dunkle Begebenheit“ mit einer aristokratischen Verschwörung gegen das Leben Napoleons; der Herd dieser Konspiration ist ein Schloß der Cinq-Cyran-Simeuse; der Verwalter ihrer Besitzungen ist ein „Judas“ gescholtener Ausbund von Treue, der zur Schreckenszeit den Jakobinerklub von Arcis präsiidierte, um desto unverdächtiger seiner früheren adeligen Herren sich annehmen zu können. Ein Todfeind des Güter erschleichenden Malin-Gondreville hat der verschlagene Tausendkünstler die geächteten Simeuses im unterirdischen Gewölbe einer Waldklosterruine zeitweilig verborgen. Als auf Geheiß Fouchés Malin-Gondreville entführt und gefangengehalten wird, läßt ihn der Polizist Corentin ebendorthin bringen. Dieser rachsüchtige Geheimagent Fouchés will zugleich sein Mütchen kühlen an der hochmütigen, schönen Legitimistin Gräfin Laurence von Cinq-Cyran, die bei der Hausdurchsuchung im Schlosse Simeuse Corentin mit der Reitpeitsche über die Hand schlug. Die Schuld des Brandes im Schlosse Malin-Gondreville, durch den die gefährlichen Papiere aus der Welt geschafft wurden, schiebt Corentin auf Michu und die Aristokraten. Michu wird hingerichtet, die beiden jungen Simeuse begnadigt Napoleon dazu, Kriegsdienst zu leisten, nachdem Laurence von Saint-Cyran im Lager von Jena Verzeihung von ihm erfleht hat. Napoleons Ruhe, Einfachheit und Größe im Schlachtengewühl ist mit sicheren Meisterzügen festgehalten. Als die Royalistin von der „Unschuld“ der Opfer spricht, antwortet er: am nächsten Kampftag würden 30 000 und mehr ebenso Schuldloser, Genies, Ideologen fallen. Die „Ténébreuse affaire“ ist ein mit seltener Kunst alle Mittel der Spannung gebrauchender Kriminalroman. Ein Kabinettsstück für sich sind die Gerichtsszenen mit den Reden der Anwälte, den Fälschungen der Aussagen und dem gemeingültigen Hinweis, daß überoft sieben

Achtel der Tatsachen verdunkelt oder verschwiegen, Nebendinge vorangestellt, die Hauptfragen beiseite geschoben werden. Der geheime Konseil, den Sieyès, Talleyrand, Fouché vor Marengo halten, um in beiden Lagern gedeckt zu bleiben, offenbart die Reinekenaturen dieser weltgeschichtlichen Persönlichkeiten mit überlegenem Hohn: der Wahrhaftigkeit Carnots läßt auch Balzac bei diesem Anlaß Gerechtigkeit widerfahren. In einem denkwürdigen, in späteren Ausgaben leider weggelassenen Vorwort gibt er wichtige Aufschlüsse, die ihm ein Oberst Viriot und ein Parteigänger Frantz zur Ergänzung seiner Angaben nach dem ersten Abdruck der „Ténébreuse affaire“ im Zeitungsfeuilleton zuteil werden ließen. Das Ganze wirkt wie eine Vorahnung der Dreyfusaffäre.

Spielt die „Ténébreuse affaire“ in den Tagen Napoleons, so führt „La rabouilleuse“ in die Kreise der nach seinem Sturz beruflos gewordenen Landsknechte. Zwei Brüder Bridau, von denen der eine, Joseph, ein großer Maler wird, indessen der verabschiedete napoleonische Offizier Philipp sich zum moralischen Ungeheuer auswächst, sollen um ihr Familienerbe gebracht werden. In Issoudun hält ein Landmädcl, das als krebsfischendes Barfüßele, schön wie eine tizianische Venus, einen alten Geizkragen berückte, nach dessen Tod dessen halb idiotischen Sohn in ihren Fängen. Die tyrannische Mätresse wird selbst wiederum beherrscht von einem Abenteurer, Max, der gleichfalls in napoleonischen Feldzügen und hernach in englischer Gefangenschaft ein verwegener Tunichtgut geworden ist, der in Issoudun als Häuptling gleichgesinnter Faullenzer mit seinem Geheimbund der „Chevaliers de la désœuvrance“ Schabernack über Schabernack zum Possen der Pfahlbürger ins Werk setzt. Durch ausgesuchte Frechheiten und Tücken reizt er einen spanischen Getreidehändler, dessen Karren er mit seinen Helfern auf die Höhe des Turmes von Issoudun zur



Nachtzeit hebt, von wo er ihn herabschleudern und zu Scherben schmeißen und dessen Kornvorräte er durch boshaft in die Kirchenräume gesandte Mäuse halb aufzehren läßt; der Spanier nimmt mit Philipp Bridau zu gegebener Zeit Rache. Philipp Bridau wäre wie Max in Kriegszeiten vermutlich ein erfolgreicher Kommandant geworden, Schneid' und Tollkühnheit mit äußerster Bedenkenlosigkeit vereinigend. Im Frieden entfalten sich ihre verderblichen Instinkte gemeinschädlich. Max ist ein Müßiggänger, der sich von der Rabouilleuse aushalten läßt. Philipp wird Falschspieler, Defraudant, Dieb; er bestiehlt Bruder und Mutter und raubt seiner alten Tante, einer Lotterieschwester, ihren langersparten Notpfennig, mit dem sie endlich einen Terno machen würde, aus ihrem Strohsack, so daß die Verzweifelnde vom Schlag gerührt stirbt. Herzlos gegen die Mutter, will er ein Rubensbild entwenden, das sein Bruder kopieren sollte. Krankheit und Spitalsnot bringen ihn herab. Als Spion denunziert er politische antibourbonische Verschwörer, denen er sich zum Schein gesellt hat, um sie auszuspähen. Um sein Doppelspiel zu decken, interniert ihn die Staatspolizei in Issoudun. Dort nimmt er den Kampf gegen Max und die Rabouilleuse auf, schafft sich als dekoriertes Exordonnanzoffizier Napoleons Respekt, ist als unerschrockener Haudegen im Duell gegen Max siegreich, zwingt die Rabouilleuse nach dem Tod des durch unmäßigen Liebesgenuß zugrunde gerichteten Schwachkopfes, ihn zu heiraten, damit er ihr ganzes Erbe verprassen kann. Dann läßt er sie schmachvoll im Elend verkommen. Gegen Mutter und Bruder benimmt er sich, der nach Napoleons Tod zu den Bourbons übergeht, als Militär hohe Stellen erhält, Graf wird, auf den Sprung steht, eine vornehme Hochadelige zu heiraten, so nichtswürdig, daß der ihm halbverwandte Karikaturist und Schauspieler Bixiou sich bei der Aristokratenfamilie verummmt meldet und ihn unmög-

lich macht durch Erzählung seiner Schandtaten. Philipp endet in Algier in wüstem Kampf mit Arabern, die ihm buchstäblich den Kopf abschneiden: Erbe seiner Titel und Mittel wird sein Bruder Joseph. Unübertrefflich mit seltener (vom Freund der Carrauds, dem Altertumsforscher Pèreme gemehrter) Kenntnis der geschichtlichen Vergangenheit der Stadt ist Issoudun und Frapesle (Sitz und Gut von Zulma Carraud), die Klein- und Großbürgerschaft wie die Bauernschaft der Provinzstadt und ihrer Umgegend vergegenwärtigt. Philipp Bridau ist die Verkörperung des Radikalbösen, in seiner Sphäre ein Richard III.: jede Haupt- und Nebengestalt ist von einem Aug' ohnegleichen geschaut, von einer unfehlbar sicheren Hand geformt; der ganze Roman in seiner knappen Fassung ein Gipfel der Kunst Balzacs.

Überblickt man die Fülle der bisherigen und den Reichtum der im Lauf dieses letzten Halbdutzend von Jahren neu hinzugekommenen Schöpfungen Balzacs, dann ist es wohl zu verstehen, daß drei anschlägige Verleger, Dubochet, Furne, Hetzel, verbündet an eine Gesamtausgabe der Sittenstudien dachten, für die der Dichter auf den Rat aus Italien heimkehrender Freunde den Titel Comédie humaine wählte. Die Publikation sollte 500 Druckbogen, 20 Bände, eine Million Zeilen umfassen und, statt wie in Einzelausgaben 300, zusammen 80 Franken kosten. Die Arbeit, die Balzac auf sich nahm, der seinen alten Text Blatt um Blatt, Satz für Satz, ja Wort um Wort durchsah und beständig änderte, war um so gewaltiger, als er daneben immer neue Werke schaffen sollte. Die Verleger wünschten, daß er der Gesamtausgabe prologiere. Wunderlicherweise wollte er zuerst Davins Introduktionen wiederholen lassen. Dann dachte er daran, George Sand, die ihm für einen ohne ihr Vorwissen in ihrer Revue indépendante eingerückten Schmähartikel seiner „Ressources de Quinola“ eine Genugtuung verheißen hatte, an seiner Statt sein Lebenswerk erklären

zu lassen. Einsichtig bestimmte ihn der kluge Verleger Hetzel in einem launigen Brief vom Juni 1842, selbst das Wort zu nehmen: wenn er das nicht täte, wär' er ein Vater, der sein Kind verleugne. „Sprechen Sie so sachlich, so bescheiden als möglich: das ist der wahre Stolz, wenn man vollbracht hat, was Sie geleistet haben. Erzählen Sie ganz sachte. Stellen Sie sich vor, Sie wären alt, über sich selbst hinausgehoben. Reden Sie, wie einer Ihrer Helden und Sie werden etwas Nützliches, Unentbehrliches tun. Ans Werk, mein dicker Herr Papa; gestatten Sie einem mageren Verleger also zu ‚Votre Grosseur‘ zu sprechen. Sie wissen, daß es in guter Absicht geschieht.“ Balzac hörte auf Hetzel und schrieb nach seinem Wort unter Mühen, wie sie ihm ein rundes Buch gekostet hätte, sein einen Bogen starkes Avant-propos, das Vorwort zur ersten Gesamtausgabe der Comédie humaine.

Ouvertüren schreiben Tondichter meist, nachdem ihre Oper zu Ende komponiert, der Grundstock der Themen beisammen ist; so schlägt auch Balzacs Avant-propos Motive an, die leiser und lauter seit seinen Erstlingen in seinen Büchern und Manifesten anklingen. Anfangs war ihm die Idee der „Comédie humaine“ wie ein Traum aufgestiegen, „wie eines der unmöglichen Projekte, die man liebkost und entschwinden läßt, eine Schimäre, die lächelt, ihr Frauenantlitz zeigt und alsbald mit ausgebreiteten Schwingen in einen phantastischen Himmel davonfliegt. Allein auch diese Schimäre, wieviel andere Schimären, ward Wirklichkeit, die tyrannisch Gebote auferlegte, die erfüllt werden mußten. Diese Grundidee ergab sich aus dem Vergleich von Tier- und Menschenwelt (humanité et animalité), aus seiner Parteinahme für Geoffroy Saint-Hilaire und dessen Lehre der Einheit der Urform.“ „Es gibt nur ein Tier. Der Schöpfer hat sich nur einer und derselben Grundgestalt für alle organisierten Wesen bedient: doch seine äußere Form

nimmt das Tier nach dem Milieu an, in dem es sich entwickelt. Die zoologischen Arten stammen aus diesen Unterschieden. Die Verkündung und Erweisung dieses Systems wird die ewige Ehre Geoffroy de Saint-Hilaires bleiben, der in dieser Frage Cuvier besiegte und dessen Triumph in dem letzten Artikel, den der große Goethe schrieb, willkommen geheißen wurde.“ In diesem Punkte gleicht nach Balzac die Gesellschaft der Natur: sie schafft, je nach den Kreisen, in denen die Wirksamkeit der Menschen sich entwickelt, ebenso verschiedene Menschenarten, als es verschiedene Tierarten gibt. Soldaten, Arbeiter, Advokaten, Gelehrte, Staatsmänner, Kaufleute, Seefahrer, Dichter, Bettler, Priester unterscheiden sich genau so voneinander, wie Wölfe, Löwen, Raben, Haifische, Lämmer usw. Es gab somit und wird somit jederzeit soziale Arten geben, wie es Tierarten gibt. Und wenn Buffon ein großartiges Werk geschaffen hat, indem er versuchte, in einem Buch die gesamte Zoologie darzustellen, war nicht ein Werk gleichen Schlages für die Gesellschaft zu unternehmen? Die Grenzen einer solchen Natur- und Gesellschaftsgeschichte des Menschen waren aber unvergleichlich weiter zu stecken. Wenn Buffon den Löwen malt, tut er die Löwin mit wenigen Worten ab, während in der Gesellschaft in einer Wirtschaft zwei völlig ungleiche Wesen vorkommen können: die Gemahlin eines Prinzen ist oft nicht wert, das Weib eines Handwerkers zu sein, und die Frau eines Kaufmanns wäre bisweilen würdig die Gattin eines Fürsten zu sein. Die Beschreibung der sozialen Arten war darum, nur im Hinblick auf die beiden Geschlechter, doppelt so umfangreich als die der Tierarten. Zudem gäbe es unter den Tieren wenig Dramen, sie gehen schlankweg aufeinander los, während der Kampf unter den Menschen durch ihre geistigen Anlagen weit verwickelter ist. Buffon fand das Tierleben auch sonst ungemein einfach: das

Tier hat weder Kunst noch Wissenschaft, indessen der Mensch nach einem noch zu erforschenden Gesetz bemüht ist, seine Sitten, seine Gedanken, sein Leben in allem, was er seinen Bedürfnissen dienstbar macht, zum Ausdruck zu bringen. So Interessantes emsige Zoographen Réaumur, Charles Bonnet, Haller usw. über das Tierleben zu berichten wissen, unserem Auge erscheinen die Gewohnheiten der Tiere jederzeit dieselben, während Kleidung, Sprechweise, Behausungen eines Fürsten, Bankiers, Geistlichen, Bettlers vollständig verschieden sind und mit den Zivilisationen wechseln. Das neuzuschaffende Werk hatte somit eine dreifache Form: die Männer; die Frauen; die Dinge, in denen sie ihre Sinnesweise verkörpern; endlich den Menschen und das Leben.

In den trockenen, abstoßenden Namens- und Sachregistern, die Historien genannt werden, fehlt für Ägypten, Persien, Griechenland, Rom die Sittengeschichte; Petronius' Gastmahl des Trimalchio reizt unsere Neugier mehr als sie dieselbe befriedigt; und der Abbé Barthélemy setzte sein Leben daran, um von den griechischen Sitten in seinem Anacharsis Kunde zu geben.

„Wie aber war das Schauspiel der 3—4000 eine Gesellschaft repräsentierender Persönlichkeiten anregend zu gestalten? Wie wollte man gleichzeitig dem Dichter, dem Denker, den Massen gefallen, die Poesie und Philosophie in packenden Gemälden verlangen? Ich sah zunächst kein Mittel, in solcher Art eine Geschichte des menschlichen Herzens zu schreiben: denn bis auf unsere Zeit hatten die berühmtesten Erzähler ihr Talent verschwendet, nur ein oder zwei typische Persönlichkeiten zu schaffen, nur eine Seite des Lebens zu malen. In solchen Gedanken las ich Walter Scott. Dieser moderne Finder (*trouvère*) verlieh einer bisher mit Unrecht sekundär genannten Gattung ein gigantisches Gepräge. Ist es in Wahr-

heit nicht schwieriger, mit Daphnis und Chloë, Roland, Amadis, Panurg, Don Quixote, Manon Lescaut, Clarisse, Lovelace, Robinson Krusoe, Gil Blas, Ossian, Julie d'Etanges, Onkel Tobias, Werther, René, Corinne, Adolph, Paul und Virginie, Jeannie Dean, Claverhouse, Ivanhoe, Manfred, Mignon Leben strotzende Wesen zu schaffen, als nahezu bei allen Nationen einförmige Vorgänge zu buchen, den Sinn abgetaner Gesetze zu ergründen, Irrlehren zu formulieren oder wie gewisse Metaphysiker (vielleicht zielt Balzac hier auf Hegel) zu erklären, was ist? Vor allem leben fast immer diese großen Persönlichkeiten der Dichtung nur unter der Bedingung, ein großes Bild ihrer Gegenwart zu geben: im innersten Schoß ihres Jahrhunderts gezeugt, rührt sich in ihrer Umhüllung das ganze menschliche Herz, birgt sich in ihnen eine ganze Philosophie. Walter Scott erhob den Roman zur philosophischen Bedeutung der Geschichte, diese Literatur, die von Jahrhundert zu Jahrhundert der poetischen Krone der Länder, in denen die Literatur gepflegt wird, unvergängliche Diamanten einfügt. Er verlieh dem Roman den Geist der alten Zeiten, vereinigte in ihm Drama, Dialog, Porträt, Landschaft, Beschreibung, ließ Wundersames und Wahrhaftigkeit zusammenwirken, dem Schwung der Poesie die Vertraulichkeit schlichter Alltagsrede zur Seite treten. Da er aber weniger ein System ersonnen, als seine Kunstübung im Feuer oder durch die Folgerichtigkeit seiner Arbeit gefunden, hatte er nicht daran gedacht, seine Kompositionen derart miteinander zu verbinden, daß sie eine vollständige Geschichte ausmachen, von der jedes Kapitel ein Roman, jeder Roman eine Epoche gewesen wäre. Indem ich diesen Mangel einer Verkettung, der den Schotten übrigens nicht weniger groß macht, bemerkte, sah ich zugleich das System, das mein Werk begünstigte, und die Möglichkeit seiner Ausführung. Obschon sozusagen geblendet durch die über-

raschende Fruchtbarkeit Scotts, der immer sich selbst gleich und immer originell ist, verzweifelte ich nicht, denn ich fand die Ursache dieses Talentes in der unendlichen Verschiedenheit der menschlichen Natur. Der Zufall ist der größte Romancier der Welt: um fruchtbar zu sein, muß man ihn nur studieren. Die französische Gesellschaft sollte der Geschichtschreiber und ich nur ihr Schriftführer sein. Indem ich das Inventar der Tugenden und Laster aufnahm, die wichtigsten Ereignisse der Gesellschaft wählte, Typen durch die Vereinigung mehrerer gleichartiger Charaktere bildete, konnte ich vielleicht dahin gelangen, die von so vielen Historikern vergessene Geschichte der Sitten zu schreiben. Mit viel Geduld und Mühe würde ich für das Frankreich des 19. Jahrhunderts ein Buch zustandebringen, das Rom, Athen, Tyrus, Memphis, Persien, Indien uns unglücklicherweise nicht hinterlassen haben und das nach dem Beispiel des Abbé Barthélemy der beherzte und zähe Monteil für das Mittelalter unter wenig anziehender Form versucht hatte. Diese Arbeit war noch nichts; mit solcher Bescheidenheit auf diese strenge Wiedergabe konnte ein Schriftsteller der mehr oder minder treue Maler menschlicher Typen, der Erzähler von Dramen des Privatlebens, der Nomenklator der Berufe, der Buchführer des Guten und Bösen werden. Mußte ich aber, um ein Lob zu verdienen, das jeder Künstler erstreben soll, nicht den Grund oder die Gründe dieser sozialen Wirkungen erforschen, den verborgenen Sinn dieser ungeheuren Ansammlung von Gestalten, Leidenschaften, Ereignissen aufspüren? Und tat es nicht not, nachdem ich diese soziale Triebkraft, ich sage nicht gefunden, doch gesucht, den natürlichen Prinzipien nachzugehen, zu sehen, worin die Gesellschaften von der ewigen Regel des Wahren und Schönen abirren oder ihr näherkommen? Trotz dieser Ausdehnung der Prämissen, die für sich allein ein Werk sein könnten, verlangte die Auf-

gabe eine Schlußfolgerung, Die Gesellschaft sollte beschrieben und zugleich die Ursache ihrer Bewegung aufgezeigt werden.“

Ein echter Schriftsteller, den Balzac auf gleiche, wenn nicht sogar auf höhere Stufe stellt als den Staatsmann, muß sich zu festen Grundsätzen bekennen; wie Bonald als oft angerufener Gewährsmann Balzacs verlangt, in Politik und Moral unumstößliche Meinungen haben, denn die Menschen bedürften keiner Lehrmeister des Zweifels. Das ist nach Balzac die Richtschnur für den monarchischen Schriftsteller. Der Mensch ist weder gut noch böse. Er kommt zur Welt mit Instinkten und Fähigkeiten; die Gesellschaft — weit entfernt davon, ihn zu verderben, wie Rousseau behauptet hat — macht ihn besser; nur die Selbstsucht entwickelt auch seine schlechten Triebe. Dem gegenüber ist, wie Balzac im „Landarzt“ als seiner Wahrheit letzten Schluß verkündigte, das Christentum, insbesondere der Katholizismus ein vollständiges System zur Niederhaltung der sträflichen Regungen im Menschen, das größte Element der sozialen Ordnung. Königtum und Katholizismus sind für Balzac verschwistert. Er schreibe im Licht zweier ewiger Wahrheiten — Religion und Monarchie.

Die Anklage, unmoralisch zu sein, weist er zurück. Sokrates und Christus wurden wegen Unmoral verfolgt im Namen der Gesellschaften, die sie umgestalteten oder umstürzten. Seine Fresken können schändliche und verbrecherische Gruppen nicht übergehen; die gewissenhaftesten Moralisten bezweifeln, daß in der Gesellschaft ebensoviel edle als arge Handlungen vorkommen; gleichwohl überwiegen in der „Comédie humaine“ mehr tugendhafte als tadelnswerte Persönlichkeiten; Fehler und Missetaten erführen stets ihre menschliche oder göttliche, offene oder geheime Strafe. Darin sei der Erzähler freier als der Geschichtschreiber. Cromwell fand hienieden keine Züchtigung. Usurpatoren wie Hugo Capet und Wilhelm



von Oranien beschließen ihre Tage im Naturlauf der Dinge, indessen Karl I. und Heinrich IV. ein gewaltsames Ende finden. Das Leben Katharinas II. und Friedrichs von Preußen verstoße gegen jede Art von Moral, die bürgerliche, wie gegen die für gekrönte Häupter, für Könige und Staatsmänner gäbe es ja nach Napoleons Wort eine kleine und eine große Moral. Auf diese schöne Reflexion seien die „Szenen des politischen Lebens“ gegründet. Die Geschichte habe nicht, gleich dem Roman, das Gesetz, dem schönen Ideal nachzustreben; die Geschichte soll oder sollte sagen, wie es ist, während der Roman nach dem Wort von Madame Necker die bessere Welt sein soll. Trotzdem wäre der Roman nichts, wenn er, unbeschadet dieser erhabenen Lüge, nicht in allen Einzelheiten wahr wäre.

Törichterweise wirft Balzac in diesem Zusammenhange Scott vor, in seinen Frauenbildern unwahr gewesen zu sein. Schuld daran gibt er dem Protestantismus: der kenne für die sündige Frau kein Heil; der Katholizismus gönne ihr die Hoffnung auf Entsöhnung. Auch anderer, früher geäußerter Lieblingsideen gedenkt Balzac in seinem Künstlermanifest. Er preist den Swedenborgianismus wiederum als christlichen Buddhismus, prophezeit dem Magnetismus, Gall und Lavater, daß sie, vorläufig angefeindet, wie anfangs Columbus und Galilei, glorreichen Siegen entgegengehen und verschweigt auch nicht seine Zugehörigkeit zur mystischen Jüngerschaft des Apostels Johannes.

Über die Gliederung seines Lebenswerkes, die Galerien der Szenen des Privat-, des Pariser, des politischen, des Land- und Soldatenlebens, die analytischen und philosophischen Studien sagt er nach den von ihm Felix Davin in die Feder diktierten, Abschnitt IV eingehender erwähnten „Introductionen“ wenig Neues. „Die Unermeßlichkeit eines Planes,“ so heißt es zum Beschluß, „der zugleich die

Geschichte und Kritik der Gesellschaft, die Analyse ihrer Übel und die Erörterung ihrer Prinzipien umfaßt, berechtigt mich, wie ich glaube, meinem Werk den Titel zu geben, unter dem es heute erscheint, ‚Die menschliche Komödie‘. Ist er zu ehrgeizig? Ist er gerecht? Das wird, wenn das Gesamtwerk abgeschlossen sein wird, das Publikum entscheiden.“

Fast drei Menschenalter sind verflossen, seit Balzac der Mit- und Nachwelt das Endurteil über den Aufbau seiner „Comédie humaine“ anheimstellte; sein vorzeitiger Tod hat ihm nicht vergönnt, sein Riesenwerk zum Abschluß zu bringen; ganze Flügel der von ihm wiederholt umgearbeiteten Grundrisse sind gar nicht begonnen worden und wie viel selbst in den frühesten, am weitesten gediehenen Substruktionen, Um- und Zubauten der „Comédie humaine“ der Dichter zu ändern und zu ergänzen vorhatte, zeigt der „Katalog der Werke, welche die Comédie humaine enthalten wird“: ein Verzeichnis, das Balzac für eine in Aussicht genommene, zweite Ausgabe der Comédie humaine in 26 Bänden 1845 niederschrieb mit der Fertigung: „A Laurent Jan, le constructeur soussigné de Balzac.“

Katalog der Schriften, die La comédie humaine enthalten wird.

(Über 50 mit \* bezeichnete der im ganzen aufgeführten 144 Werke sind nie geschrieben worden.)

Erste Abteilung: Sittenstudien. Zweite Abteilung: Philosophische Studien. Dritte Abteilung: Analytische Studien.

Erste Abteilung: Sittenstudien. Sechs Bücher. 1. Szenen des Privatlebens. 2. Szenen des Provinzlebens. 3. Szenen des Pariser Lebens. 4. Szenen des politischen Lebens. 5. Szenen des militärischen Lebens. 6. Szenen des Landlebens.

1. Szenen des Privatlebens. 4 Bände. 1. \*Die Kinder. 2. \*Ein Mädchenpensionat. 3. \*Ein Gymnasialinternat. 4. Das Haus zur ballspielenden Katze. 5. Der Ball von Sceaux. 6. Memoiren von zwei Neuvermählten. 7. Die Börse. 8. Modeste Mignon. 9. Ein Debut im Leben. 10. Albert Savarus. 11. Vendetta. 12. Eine doppelte Familie. 13. Der Hausfriede. 14. Madame Firmiani. 15. Frauenstudie. 16. Die falsche Mätresse. 17. Eine Evastochter. 18. Oberst Chabert. 19. Die Botschaft. 20. Die

Grenadière. 21. Die verlassene Frau. 22. Honorine. 23. Béatrix. 24. Gobseck. 25. Die Frau von dreißig Jahren. 26. Vater Goriot. 27. Peter Grassou. 28. Die Messe des Atheisten. 29. Die Entmündigung. 30. Der Ehekontrakt. 31. \*Schwiegersöhne und Schwiegermütter. 32. Eine andere Frauenstudie.

2. Szenen des Provinzlebens. 4 Bände. 33. Die Lilie im Tale. 34. Ursule Mirouet. 35. Eugenie Grandet. 36. Die Ledigen. I. Pierrette. 37. II. Der Pfarrer von Tours. 38. III. Eine Junggesellenwirtschaft in der Provinz. Die Krebsfischerin. 39. Die Pariser in der Provinz. I. Der berühmte Gaudissart. 40. II. \*Die Leute mit Runzeln. 41. III. Die Muse des Departements. 42. IV. \*Eine Schauspielerin auf Reisen. 43. Die überlegene Frau. Die Beamten. 44. Die Rivalitäten. I. \*Das Original. 45. II. \*Die Erben Boirouge. 46. III. Die alte Jungfer. 47. Die Provinzialen in Paris. I. Das Kabinett der Altertümer. 48. II. \*Jacques von Metz. 49. Verlorene Illusionen. I. Zwei Dichter. 50. II. Ein großer Mann der Provinz in Paris. 51. III. Die Leiden des Erfinders.

3. Szenen des Pariser Lebens. 4 Bände. 52. Die Geschichte der Dreizehn. I. Ferragus. 53. II. Die Herzogin von Langeais. 54. III. Das Mädchen mit den Goldaugen. 55. Die Beamten<sup>1)</sup>. 56. Sarrasine. 57. Größe und Niedergang von Cäsar Birotteau. 58. Das Haus Nucingen. 59. Facino Cane. 60. Die Geheimnisse der Prinzessin von Cadignan. 61. Glanz und Elend der Kurtisanen. I. Wie die Dirnen lieben. 62. II. Wie hoch die Liebe den Greisen zu stehen kommt. 63. III. Wohin die bösen Wege führen. 64. IV. Die letzte Verkörperung Vautrins. 65. \*Die Großen, das Hospital und das Volk. 66. Ein Prinz der Bohème. 67. Ernsthafte Komiker (Die Komödianten, ohne es zu wissen). 68. Proben französischer Plaudereien. 69. \*Eine Pariser Vedute. 70. Die Kleinbürger. 71. \*Unter Gelehrten. 72. \*Das Theater, wie es ist. 73. Die Trostbrüderschaft (Die Kehrseite der zeitgenössischen Geschichte).

4. Szenen des politischen Lebens. 3 Bände. 74. Eine Episode der Schreckenszeit. 75. \*Geschichte und Roman. 76. Eine dunkle Affäre. 77. \*Die zwei Ehrgeizigen. 78. \*Der Gesandtschaftsattaché. 79. \*Wie man ein Ministerium bildet. 80. Der Abgeordnete von Arcis. 81. Z. Marcas.

5. Szenen des militärischen Lebens. 4 Bände. 82. \*Die Soldaten der Republik (Drei Episoden). 83. \*Der Beginn des Feldzuges. 84. \*Die Vendéer. 85. Die Chouans. 86. \*Die Franzosen in Ägypten. I. Erste Episode. 87. II. Der Prophet. 88. III. Der Pascha. 89. Eine Leidenschaft in der Wüste. 90. \*Die rollende Armee. 91. \*Die Konsulargarde. 92. \*Vor Wien. I. \*Ein Kampf. 93. II. \*Das belagerte Heer. 94. III. \*Die Ebene von Wagram. 95. \*Der Gastwirt. 96. \*Die Engländer in Spanien.

<sup>1)</sup> Irrig von Balzac wiederholt: siehe Nr. 43.

97. \*Moskau. 98. \*Die Schlacht von Dresden. 99. \*Die Nachzügler. 100. \*Die Parteigänger. 101. \*Eine Kreuzer-Fahrt. 102. \*Die Pontons. 103. \*Die Kampagne in Frankreich. 104. \*Das letzte Schlachtfeld. 105. \*Der Emir. 106. \*Die Penissière. 107. \*Der algerische Korsar.

6. Szenen des Landlebens. 2 Bände. 108. Die Bauern. 109. Der Landarzt. 110. \*Der Friedensrichter. 111. Der Landgeistliche. 112. \*Die Umgebungen von Paris.

Zweite Abteilung: Philosophische Studien. 3 Bände. 113. \*Der Phädon von heute. 114. Das Chagrinleder. 115. Jesus Christus in Flandern. 116. Der versöhnte Melmoth. 117. Massimilla Doni. 118. Das unbekannte Meisterwerk. 119. Gambara. 120. Balthasar Claes oder Die Suche nach dem Absoluten. 121. \*Präsident Fritot. 122. \*Der Philanthrop. 123. Das vermaledeite Kind. 124. Adieu. 125. Die Marana. 126. Der Requisitionär. 127. El verdugo. 128. Ein Drama am Meeresstrand. 129. Maitre Cornelius. 130. Die rote Herberge. 131. Über Katharina von Médicis. I. Der kalvinistische Märtyrer. 132. II. Das Bekenntnis der Ruggieri. 133. III. Die beiden Träume. 134. \*Der neue Abälard. 135. Das Elixier des langen Lebens. 136. \*Leben und Abenteuer einer Idee. 137. Die Verbannten. 138. Louis Lambert. 139. Seraphita.

Dritte Abteilung: Analytische Studien. 2 Bände. 140. \*Anatomie der Lehrkörper. 141. Die Physiologie der Ehe. 142. \*Pathologie des sozialen Lebens. 143. \*Monographie der Tugend. 144. \*Philosophischer und politischer Dialog über die Vollkommenheit des 19. Jahrhunderts.

Auch für diese reichlich gemehrten Sittenstudien wäre der Generalnenner „La comédie humaine“, den Balzac, angeregt durch einen aus Italien heimkehrenden Bekannten, den Marquis de Belloy, mit einem Streifblick auf die Divina commedia wählte, meines Dafürhaltens nicht zutreffend. An eine Parallele mit Dantes Divina commedia ist nicht zu denken. Eher an Rabelais' Weltspiegel, von dem de Thou sagte: „Scriptum edidit ingeniosum atque vitae regnique cunctos ordines quasi in scena sub fictis nominibus perduxit.“ Oder an Shakespeares Vers: „Die ganze Welt ist Bühne und alle Fraun und Männer bloße Spieler.“

Am besten und bündigsten umschreibt aber Balzacs Lebenswerk ein Wort seines Mercadet: les romans sont devenus des sermons sociaux: die Romane sind soziale

Predigten geworden. Instinktiv ist ihm diese neue Aufgabe in seinen Anfängen aufgedämmert, und mit wachsender Kraft und Einsicht hat er bewußt und unbewußt in lebendigem Anschauungsunterricht die Schichtung der zeitgenössischen Gesellschaft Frankreichs als Lehrmeister und Künstler ohne gleichen erforschen und begreifen lassen. Vorurteile für das Recht der Erstgeburt und gegen Protestantismus und Republik verschulden manchen Irrtum. Die Beschränkung auf zwei- bis dreitausend Personen als Träger der Gesellschaft mußte schon in den Tagen der Saint-Simonisten, Proudhons, Le Plays überraschen. Inzwischen hat sich diese Zahl in den Arbeiterbataillonen seines großen Schülers Zola, im Assommoir und Germinal, vertausend- und ver Hunderttausendfacht.

Dem Tiefblick, mit dem Balzac die Zusammenhänge der gesellschaftlichen Ordnung geahnt, dem Schöpfergeist, mit dem er diese Ideen dichterisch gestaltet, dem Beispiel, das er — es ist nicht zuviel gesagt — allen nachfolgenden bedeutenden Romanciers Frankreichs gegeben hat, tut das keinen Eintrag. Er durfte sich mit Recht einen Doktor der sozialen Wissenschaften nennen und ohne Überhebung sich berühen, daß die „Comédie humaine“ ihre eigene Geographie und Genealogie, ihr eigenes Wappenbuch, ihren Adel und ihre Bürgerschaft, ihre Handwerker und Bauern, ihre Politiker und Elegants, ihr Heerwesen, kurzum eine ganze Welt umfaßte. Den Halbbruder des Dichters hat Schiller den Romanschreiber genannt. Der Schöpfer der „Comédie humaine“ ist darüber hinaus der Kulturhistoriker und Soziologe seiner Zeit und seiner Heimat, von dem Erzähler wie Flaubert, die Goncourt, Zola, Daudet, Maupassant ebenso willig gelernt haben, wie politische Denker vom Kaliber Taines und Sorels, ein Meister, bei dem auch die kommenden Geschlechter nicht auslernen werden.

X  
EVA

Es währte länger als anderthalb Jahre, bevor Balzac den Besuch, den er Eva, gleich nachdem er den Tod ihres Gatten erfahren, angekündigt hatte, machen, seine erste Reise nach Rußland antreten konnte. In dieser Prüfungszeit beteuert er immer glühender seine Liebe, treibt er einen förmlichen Kult mit den Bildern, die Eva ihm zukommen ließ. In seinem Arbeitszimmer hängt die Ansicht des Herrensitzes von Wierzchownia, dessen Schloß, Teich, Park und Rasengründe er durch stete Betrachtung bald so genau kennt, wie ein Hausgenosse; in seinem Schreibzeug steckt eine Visitenkarte Evas und sein Augen- und Herzenstrost ist die Kopie ihrer Miniatur von Daffinger. So warmen Dank er dem Wiener Maler für sein feines Porträt weiß, das Urbild zeichnen seine Briefe an Eva Zug um Zug noch treuer nach der Natur. Er preist vor allem ihre majestätische, die Stirn einer „Analytikerin“; ihre herrlichen schwarzen Haare, die „schönsten“ Hände, das leuchtende Auge; ihre rundlich zur Fülle neigende Rubensgestalt sieht er wachend und träumend so lebendig vor sich, wie den Mund, der sinnlich, zu Zeiten selbst grausam gemuten kann. Er hört im Geiste den kindlichen Klang ihrer Stimme, ergötzt sich an der slavisch weichen Aussprache ihres Französisch, legt scherzend ihr „tiiiieules“ (statt tilleuls) einem Frauenzimmer der Pension Vauquer auf die Lippen. Die Pietät,

mit der er Madame Bernys stets als seines Schutzgeistes gedenkt, glaubt er nicht zu entweichen, wenn er Evas Geist, Gemüt und Geschmack gleich hoch stellt, wie die Gaben der geschiedenen Freundin, der die Polin durch den unschätzbaren Reiz der Jugend überlegen ist. Um Evas willen strebt er nach neuen Kränzen. Er hofft in die Académie française und dadurch in die Pairskammer zu kommen; die beiden anderen Akademien, die Mitarbeit am Wörterbuch der Akademie, das Amt des lebenslänglichen Sekretärs und damit eine ständige Jahreseinnahme von 15000 Franken dürfte ihm nicht entgehen. Ruhm und Reichtum wird Eva mit ihm teilen, einen europäischen Salon, wie der Maler Gérard ihn besessen, ihr eigen nennen, eine der Königinnen von Paris werden.

Diesen kühnen Zukunftsphantasien folgten schwere Enttäuschungen. Aus Wierzchownia kam wie ein eiskalter Wasserstrahl die Erklärung Evas: er sei frei; ihre Tante Rosalie rate unbedingt von Paris ab; seit ihrer Zusammenkunft in Wien seien sieben Jahre verflossen, in denen er, statt nach Rußland, dreimal nach Italien gereist sei. Tiefgetroffen erwiderte Balzac: die Mittel zu den Fahrten nach Turin und Mailand hätten ihm die Viscontis gegeben; nach Wierzchownia sei er nur darum nicht gekommen, weil sein Geld nicht dazu gelangt habe. Seine Expedition nach Sardinien hätte, wie seine Theatergänge mit Vautrin und Quinola, keinen anderen Zweck gehabt, als seinen Schulden ein Ziel zu setzen. Mit verdoppelter Anstrengung mache er sich an neue Romane, um die 2000 Franken zu erübrigen, die eine Seereise über Havre oder Dünkirchen nach Rußland kosten würde. Eva lenkt ein. Der Kummer des Freundes, den Krankheit und Schlafsucht plagt, stimmt sie milder. Er hört mit schmerzlicher Überraschung, daß ihre Erbrechte durch Prozesse bestritten wer-

den; er will ihr mit Rat und Tat beistehen, als „Prinzgemahl“ ihrer ukrainischen Herrschaft uneigennützig für sie und ihre Tochter Anna sich einsetzen. Die Aufrichtigkeit seiner Gesinnung ist unverkennbar, seine Versicherung, daß er alle von seiner Schwester für ihn geplanten reichen Heiraten ausgeschlagen habe, unwiderleglich. Schon will er sich am 20. August 1842 nach Rußland aufmachen, da ereilt ihn ein unbedingtes Verbot Evas, die aus der Ukraine nach Petersburg sich begeben hat, um ihre verwickelten Vermögensfragen zu ordnen. Balzac weint heiße Tränen über Evas Veto, gibt ihr aber recht: noch sei die Zeit nicht für ihn gekommen; eine Witwe, die vor Ablauf des Trauerjahres heirate, gäbe Anlaß zu Nachreden.

Er klagt, daß die Frische seiner Schöpferkraft nachlasse, schafft aber trotzdem emsiger als je zuvor. Die schlimmste Gegnerschaft bereite ihm seine Mutter, die er unverholen als das böse Prinzip seines Lebens bezeichnet; schon sein Vater habe ihm 1822 gesagt, er werde keine grausamere Feindin haben als seine Mutter. Madame Berny riet ihm, er solle sich dauernd von ihr trennen; seine Schwester und er fragten den Arzt, ob die Mutter nicht am Ende geisteskrank sei; der Doktor, der sie seit 33 Jahren kennt, antwortete: „Ach, sie ist nicht verrückt, sie ist bössartig (*méchante*).“ Balzac hält sich gleichwohl nach wie vor für verpflichtet, ihren Unterhalt zu sichern und die Gebote der Natur und Gesellschaft zu erfüllen, obschon sie ein Ungeheuer und eine Ungeheuerlichkeit (*monstre et monstruosité*) sei.

Die Unnatur dieser Familienbeziehung erklärt manches in seiner grenzenlosen Hingebung für Madame de Berny und in seiner kritiklosen Überschätzung Evas, der zu Ehren er an seinem Namenstag, 16. Mai 1843, das Gebet an seinen Schutzpatron richtet: „O großer, heiliger Honorius, dir, dem man



eine so häßlich-schöne Straße in Paris verdankt, beschirme mich ganz besonders in diesem Jahr! Laß mein Schiff nicht untergehen! Sorge dafür, daß ich mit Hilfe eines Bürgermeisters oder Konsuls aufhöre, Junggeselle zu sein, denn du weißt, daß ich seelisch seit bald elf Jahren verheiratet bin. Seit fünfzehn Jahren führ' ich das Leben eines Märtyrers: Gott hat mir 1833 einen Engel geschickt: möge dieser Engel mich bis zu meinem Tode nicht mehr verlassen. Ich habe von ‚Schreiberei‘ gelebt: mach', daß ich ein wenig durch Liebe lebe. Nimm dich ihrer mehr als meiner an, denn ich möchte ihr alles, selbst meinen Anteil am Himmel geben, und sieh dazu, daß wir bald glücklich sind. Ave, Eva!“ Ein Lieblingsscherz mit der Umkehrung ihres Namens, den er zuerst im Prolog zum dritten Zehnt der *Contes drolatiques* machte, und in der Inschrift eines Eva gestifteten Ringes wiederholte.

Nicht mit Liebesschwüren und Liebesgaben war aber Befreiung von drückendsten Schulden und das Reisegeld zu gewinnen. Er schuf, schuf unaufhörlich, obwohl nach seinem Klageruf Gott selbst nur sechs Tage geschaffen hat. Er schrieb für Pariser Verleger und Zeitungen nicht allein, sondern auch für Verleger in dem Städtchen Lagny Buch um Buch. Fieber, drohende Gehirnentzündungen hinderten ihn nicht, in Lagny in einer Winkeldruckerei, die mit Wasser-, nicht mit Dampfkraft, und dem Abhub der Pariser Setzer betrieben wurde, die letzten Korrekturen für ein paar Romane abzuwarten, die ihm mit 7500 Franken honoriert wurden. Und er mußte, da ein paar Pariser Blätter, die Romane von ihm gekauft hatten, ihre Zahlungen einstellten, mit ganz unzulänglichem Reisegeld in Dünkirchen das Schiff besteigen und seinem Anwalt überlassen, das rückständige Honorar bei den falliten Zeitungen einzutreiben und ihm nach Petersburg

nachzuschicken, wo er Ende Juli 1843 ankam und bis Ende September verweilte. Die Seefahrt hatte dem tödlich Erschöpften wohlgetan, das Wiedersehen mit Eva feierte er durch einen enthusiastischen Eintrag in ihrem Tagebuch: „Ich bin am 29. (nach dem russischen Kalender am 17.) Juli eingetroffen und habe das Glück gehabt, mittags meine teure Gräfin Eva wiederzusehen und zu begrüßen. Ich hatte sie seit Wien nicht wiedergesehen und fand sie ebenso schön, ebenso jung als damals. Und doch liegen 7 Jahre dazwischen, und sie war in ihrer Weizenwüste geblieben wie ich in meiner Pariser Menschenwüste. Sie hat mich wie einen alten Freund empfangen, und ich habe alle Stunden, die ich nicht mit ihr verlebt habe, als unglückliche, kalte, traurige angesehen. Von 1833—1843 sind 10 Jahre verflossen, während deren alle Gefühle, die ich für sie hege, gegen das herkömmliche Gesetz, durch alle Kümernisse der Abwesenheit und Enttäuschung noch gesteigert wurden.“

Die Monate des Petersburger Aufenthaltes waren Zeiten reiner Freude für die Liebenden. So beständig sie beisammen waren, ergab sich doch ab und zu Anlaß zu Zetteln und Episteln, in denen Balzac seine Eva gelegentlich duzte. Bettinas „Briefwechsel Goethes mit einem Kinde“, der just in französischer Übertragung erschienen war, lieb Eva ihrem Gaste, der den ersten Band mit Laune und Lauge übergießt: Bettinas Weisung, „dies Buch ist für die Guten, nicht für die Schlechten“, mache für alle Zukunft alle Vorreden überflüssig. Den „deutschen Schalk“ (zwei Worte, die nach Balzac einander widersprechen) hänselt er schonungslos. Schon Mérimée habe in seiner Novelle „La double méprise“ der „Amour de tête“ einen wütenden Stich versetzt — Bettina gebühre die Ehre, das Ungeheuer zu erlegen: Mérimée habe ihm einen Dolchstoß beibracht, Bettina hab' es mit Opium vergiftet; Balzac sage

darum mit Odry in der Posse „Die Seiltänzer“: „Das gehört nicht in die Literatur, sondern in die Apotheke.“ Und Goethe werde, je mehr Bettina schreibe, im Gegensatz zur Fabel von Pygmalion, immer mehr versteinert. „Bettina merkt das nicht. Goethe ist ihr nur ein Vorwand zu Briefen, sie schreibt ihr Backfischtagebuch weiter: wir haben aber derartiges, nicht für den Druck Bestimmtes nicht einmal, sondern zu Dutzenden weit anmutiger zu lesen bekommen. Bettinas Briefe begleiteten warme Westen, Pantoffeln usw. Und Goethe dankt ihr weit mehr für die Westen als für die Briefe: auf ihre unbegreiflichen Theorien über Musik antwortet er nur mit ‚Närrchen! Närrchen!‘ Die Westen usw. nimmt er mit den Worten hin: ‚Du erscheinst, teure Bettina, durch deine Geschenke wie ein wohlthuender Genius usw.‘ Bettina ist also, wie Sie sehen werden, immer ein Närrchen, ein Schalk, wenn sie über die Kunst schreibt, und ein Genie, wenn sie Westen stickt. Goethe war nicht nur ein großer Dichter, er war auch ein angenehmer Spötter und ein sehr feiner Kritiker. Nodier hätte sich nicht besser lustig gemacht über eine der tausend Zehntelmusen Frankreichs.“

Evas Briefe an Balzac würden die Probe einer ähnlichen Kritik kaum besser bestehen, obwohl derselbe strenge Richter andere Briefwechsel nicht minder scharf mitnahm: „ich habe die Briefe (Mirabeaus) an Sophie (Monnier) miserabel gefunden, schon, als ich siebzehn Jahre alt war. Die Rousseaus sind von einem Rhetor.“ Und selbstbewußt schließt er: „ich ziehe die unsrigen allen vor.“ Ein Urteil, das, soweit es Balzacs Briefe an Eva betrifft, sicherlich nicht allem Schwulst und Pathos zugutekommen kann, in dem er seinen „Engel“ anhimmelt. Und die Töne, die Eva anschlägt, sind, soweit sie der Nachwelt an das Ohr schlagen, gleichfalls nicht von Überschwang frei. So schrieb sie z. B. am Weihnachtsabend 1843

in ihr Album: auch sie wolle heute ihr Fest haben. Sie las kniend, was eine ruhmvolle Hand — doch was ist Ruhm für das Herz? — (in dasselbe Album) eingetragen hat. Sie weiß nun, was Glück ist. Sie verherrlicht die Größe und Güte Balzacs, seine Erhabenheit, Sanftmut, Intelligenz und Herzensgröße. Er fühle heut' wie ein Sechzehnjähriger. „Gott allein weiß, weshalb ein armseliges Pflänzchen am Fuß des Lorbeers gedeiht.“ Hoffentlich war dieser Erguß Ausdruck reiner, von Selbstgefälligkeit freier Neigung: menschlich und zumal weiblich wär' es gewesen, daß auch ein bißchen Eitelkeit mitspielte. Stand doch der Ruhm Balzacs dazumal auf dem Gipfel. Der Hof Nikolaus' I. hielt sich freilich nicht mehr an die Überlieferung Katharinas, die, wohlbedacht auf ihre Glorifikation im Ausland als neue Semiramis, mit Voltaire korrespondierte, Baron Melchior Grimm als ihren Vertrauensmann heranzog, Diderot zu sich lud. Custines Buch über Rußland hatte den Unwillen des autokratischen Zaren dermaßen erregt, daß kein französischer Autor eine Audienz bei ihm zu erwarten hatte. Wie weit Balzacs Name aber in Rußland gedungen war, hat er selbst einmal halb im Spaß, halb im Ernst erzählt; sein Geschichtchen ist uns von Sainte-Beuve aufbehalten: „Wem reden Sie von Ruhm? ich hab' ihn gekannt, gesehen. Ich reiste in Rußland mit einigen Freunden. Die Nacht bricht ein, wir sprechen in einem Schloß mit der Bitte um Gastfreundschaft vor. Bei unserer Ankunft ist die Schloßfrau mit ihrer Gesellschaftsdame voll Eifer. Eine der letzteren verläßt den Salon, um Erfrischungen für uns zu holen. In der Zwischenzeit nennt man mich der Hausfrau; die Konversation kommt in Fluß, und als die Dame, die hinausgegangen war, zurückkommt, mit der Schüssel in der Hand, um uns zu bewirten, hört sie unversehens die Anrede: ‚Sie glauben also, Herr von Balzac...‘ Freudig überrascht fährt sie zusammen, läßt die

Schüssel zu Boden fallen, so daß alles zerbricht. Ist das nicht der Ruhm?“

Ähnliche Beweise für das Ansehen, das sein Name genoß, wurden ihm zuteil, als er nicht zur See, sondern auf dem Landweg heimkehrte. Nie und nirgends hatte er sich, wie er Eva versicherte, glücklicher gefühlt als in ihrem Petersburger Heim, auf gemeinsamen Gängen an der Newa, in das Winterpalais und Schauspielhaus; er sah auch Kaiser Nikolaus und seine Heerschau in Krasnoje-Selo, bei der in der grellen Sonne Mahnungen seiner Arachnitis, des Kopfleidens, das er sich in Paris durch Überarbeitung zugezogen, meldeten. Jeder Winkel der Wohnung Evas, jede Farbe und Falte ihrer Toiletten, jede Kleinigkeit ihrer Nippes blieb seinem Gedächtnis eingeprägt.

Als er schweren Herzens schied, tröstete beide die Zuversicht auf ein baldiges Wiedersehen in Rußland oder Deutschland: Balzac selbst hoffte auf kommende, dauernde Verbindung durch eine kirchliche Trauung: eine Erwartung, der Eva nicht widerstrebte, die aber durch die strengen Ehegesetze im Zarenreiche, die schwierigen Erbschaftsfragen und nicht zum wenigsten durch die Bedenken ihrer Angehörigen gegen die Verbindung mit einem Literaten sieben Jahre lang unerfüllt blieb. Solche Sorgen fochten Balzac nicht an, als er den Reisewagen bestieg, von Eva mit Schneeschuhen, Pelz und einem Mundvorrat versorgt, der trotz einer leckeren geräucherten Zunge die Belsazarschmäuse am Gasttisch der Hanska nicht vergessen machte; so bekannte er in Plauderbriefen, die der „Muschik“ unterwegs an die „Gebietlerin seines Herzens“ richtet, „das sie unumschränkter beherrscht als der Zar seine Reiche“. Der Postmeister von Tilsit, Nernst, feiert den berühmten Passagier durch ein drei Stunden währendes Mahl; in Berlin stellt sich der französische Gesandte Bresson sofort in seinem Hotel ein und ladet ihn für den nächsten Tag zu einem großen Diner,

bei dem, von der Hausfrau abgesehen, alles alt und häßlich oder jung und scheußlich war: er selbst hatte der zweiundfünfzigjährigen Nichte Talleyrands, der Herzogin von Dino, den Arm zu geben, die dieser Begegnung mit Balzac in ihren Memoiren ebenso unwirsch gedenkt, wie seines seinerzeitigen Besuches bei ihrem Oheim in Rochecotte. Das Tischgespräch drehte sich um Personalien und läppische kleine Tagesereignisse, Unterhaltungen, die Balzac die Späße E. T. A. Hoffmanns über die kleinstaatlichen Höfe erklärlich machten. Berlin findet auch sonst wenig Gnade vor ihm. In einer Stunde kann man s. E. alle beieinanderliegenden Denkmale und Sehenswürdigkeiten angeschaut haben, im Theater gibt's nur „Medea“ und den „Sommernachtstraum“, da der König von Preußen bloß „tote Literatur“ beschützt. Auf Anregung des Gesandten schreibt er Alexander v. Humboldt eine Zeile, den er im Salon Gérard kennengelernt hatte. Und der große Gelehrte eilt sofort zu Balzac, bringt ihm Grüße vom Prinzen und der Prinzessin von Preußen und ist sein Wegweiser nach Potsdam zu Tieck, der sich vielleicht noch einer Anzeige Balzacs der französischen Übersetzung seiner Schriften erinnerte, und mit seiner greisen Gräfin, einer schier „achtzigjährigen, mit einem grünen Augenschirm bewehrten Mumie“, den Gast, durch seine Huldigung angenehm berührt, liebenswürdig aufnahm.

In Berlin las Balzac auch, daß sein Drama „Paméla Giraud“, das zwei Theaterdichter, Bayard und Jaime, eingerichtet hatten, im Vaudeville abgefallen war. Das bürgerliche Schauspiel hätte besseres Schicksal verdient. Eine Blumenmacherin, die ein Tapeziergehilfe heiraten möchte, verliebt sich auf einem Volksball in einen jungen, vornehm aussehenden Mann, der jählings unter falschem Namen in ihre Mansarde kommt, sie entführen, in Gretna Green heiraten will. Dem Unbekannten

ist die Polizei auf den Fersen. Durch die Geschwätzigkeit des eifersüchtigen Tapezierers fällt er seinen Verfolgern in die Hände. An einer bonapartistischen Verschwörung beteiligt, kann er nur durch ein Alibi gerettet werden. Der skeptische Advokat Dupré, ein satirischer, tiefer Kenner des Eigennutzes seiner philiströsen Klienten, verteidigt den Beschuldigten, und alle bringen Pamela, aus Liebe zu Jules, dazu, falsches Zeugnis zu geben, daß er in der kritischen Nacht bei ihr war. Freigesprochen, wollen ihn seine Angehörigen, u. a. eine adelsstolze heuchlerische Tante, zwingen, die Tochter eines Pairs, die Nichte eines Generals zu heiraten, der für eine Bestechung von 100 000 Franken diese Ehe durchsetzen will, übrigens, wie Dupré das sofort durchschaut, Schuld an dem Komplott trägt, aus dem er sich auf Kosten von Jules zurückgezogen. Dupré durchkreuzt diese Infamien, indem er Pamela vor Gericht falschen Zeugnisses bezichtigt. Nun wird er von den in Todesangst, ihrer eigenen Straffälligkeit halber zu ihm eilenden Eltern, der Tante und dem Mitschuldigen Jules', dem General, überlaufen. Die Selbstlosigkeit und Unschuld Pamelas rührt den Anwalt dermaßen, daß er ihr seine Hand anbietet, die sie annimmt. Als aber ihre Neigung für Jules offenbar wird, will Dupré, obwohl sie dankbar ihr Wort einhalten würde, diesen Bund zustande bringen. Es gelingt ihm, den Prozeß gegen Pamela durch einen einsichtigen Justizminister niederschlagen zu lassen und die in ihrem Egoismus heillos ängstlichen Verwandten Jules' zu bestimmen, in Pamelas Ehe zu willigen. Die Schärfe der Verdammung engherziger Bourgeois in Duprés Ausfällen ist nicht zu überbieten: es weht hier rauhere Luft als in Scribes Gesellschaftskomödien, eine Vorahnung der Anklage- und Rebellenstücke von Augier, dem jüngeren Dumas und Becque. Die Reinheit Pamelas, die Güte Duprés, die Anspruchslosigkeit der Eltern Pamelas, die Gestalt des trotz

aller Eifersucht hilfsbereiten Tapezierers bringen Licht in die sonst so dunkle Gesellschaft. Die Tüchtigkeit im Wesen des Menschenkenners Dupré und die Redlichkeit der kleinen Leute aus dem Volk ist der einzige tröstliche Kontrast zu der Sippe falscher Ehrbarkeit, arger Streberei, durch Geld oder Adelsstolz-käuflicher Biederschufte und Halbmenschen. Daß trotz allen Geistes ein solches Stück für Verdauung suchende Theatergänger, zumal 1843, nichts war, nimmt nicht Wunder. Im Roman hätten die vielfach nur allzu glaubwürdigen Charaktere nicht weniger gewirkt als andere Sittenschilderungen des Kenners seiner Zeitgenossen. Technisch ist die Komödie gut gegliedert, lustige Szenen stehen neben rührenden, Spannungen sind nicht vergessen.

Die Nachricht von dem Mißerfolg seines Stückes hat Balzacs Stimmung in Berlin sicherlich nicht gehoben. Seine besten Stunden verlebte er dort mit zwei russischen, Französisch radebrechenden Bildhauern, die seine Reisegefährten gewesen waren, und denen er im Hotel de Russie ein Diner gab. Die Aussicht, eine Woche lang in Berlin gefeiert zu werden, lockte ihn nicht. „Berlin“, so schreibt er verdrießlich, „ist die Stadt der langen Weile; müßt' ich acht Tage hierbleiben, ich würde sterben.“ Sehnsucht nach Eva verzehrt ihn: sie müßten einander schon von Stund an für immer angehören. Er will so rasch als möglich nach Hause an die Arbeit. Da er aber wegen der Leipziger Messe an der Pleiße kein Quartier findet, muß er nach Dresden, und da entzückt ihn vor allem der Zwinger; er bewundert die Schöpfungen Augusts des Starken, ist mehr noch als von der Raffaelschen von der Holbeinschen Madonna erbaut, nennt das Schauspielhaus das anmutigste, das er je gesehen, zieht Dresden als Wohnort unbedingt Berlin vor: die Umgebungen sind malerisch, die Stadt steht als Residenz mitteninne zwischen deutschen und schweizerischen Stadtbildern. Über Mainz und



Köln fährt er weiter: ein schöner, sommerlich wirkender Tag und die wechselnden Landschaftsaussichten am Rhein tun ihm wohl. In Belgien, das er in vier Tagen mustern wollte, überanstrengt er sich neuerdings: seine Arachnitis, die Entzündung der Hirnhäute, quälte ihn immer stärker. Der Arzt gebietet Schonung: eine Kur, von der Balzac nie viel hören mag. Blutegel und Purganzen bringen ihn nach einigen Wochen so weit, daß er allmählich den Beginn seiner Arbeitsstunde wieder auf halb fünf, halb vier und endlich auf halb drei Uhr morgens festsetzen kann. Die von Doktor Nacquart anbefohlene zeitweilige Muße kommt den Sitzungen beim Bildhauer David zugute, der durch Victor Hugo den Romancier bitten ließ, ihn, wie zuvor Goethe, Chateaubriand, Victor Hugo, Cooper, für eine Kolossalbüste modellieren zu dürfen. David glückte es, wie Balzac Eva scherzend schreibt, sein Bulldoggengesicht in das Haupt eines Olympiers zu verwandeln. Der Wunsch Balzacs, an einem Malachitsockel die Reliefs von Eva, seiner Mutter, seiner Schwester und Nichten, sowie die Gestalten der schönen Imperia, Seraphita, der Magd Grandets Nanon und Madame de Beauséants (oder an deren Stelle auf Geheiß Evas die Lilie im Tale, Madame de Mortsauf) angebracht zu sehen, blieb unerfüllt. Das majestätische Meisterwerk krönt in einer mächtigen Wiederholung Balzacs Grab auf dem Père-Lachaise.

Vom Verkehr mit dem Ehepaar David erfährt Eva durch seine fortlaufenden Tagebuchblätter, die noch zwangloser als zuvor sich geben, seit ihm der (später auch dem nach Rußland reisenden Hector Berlioz) aus Kunstbegeisterung hilfreiche Tilsiter Postmeister auf der Durchreise für seine Briefschaften Vergünstigungen verheißen hat. Bis zum Überdruß werden Geldfragen abgewandelt. Vergeblich wollte Liszt ihn damit trösten, daß Lamartine sich noch in heillosere Lage be-

finde; daß George Sand Schulden hat, Lamennais zahlungsunfähig geworden, Berryer nicht weiß, wie mit seinen Gläubigern fertig werden. Die Académie française, in der Victor Hugo für seine Aufnahme wirbt, und der sterbende Nodier ihn als seinen Nachfolger sehen möchte, weist seine Kandidatur aus dem Grunde zurück, weil sie kein Mitglied in ihrem Kreis haben will, das in Gefahr ist, in Schuldhaft abgeführt zu werden. An Arbeiten und Plänen, seinen Nöten ein Ende zu machen, läßt er es auch nicht fehlen. Er beschreibt für Hetzels Sammelwerk „Le diable à Paris“ die „kleinen Leiden des Ehelebens“: eine schwache Folge der „Physiologie du mariage“; er ist daran, Coopers „Spion“ als Verkleidungsrolle für Lemaitre zu dramatisieren; er beginnt eine Reihe neuer Romane, kann sich aber nicht verhehlen, daß die Leichtigkeit des Schaffens, die Frische seiner Einbildungskraft nicht die gleiche ist wie vor den beklemmenden Anfällen seines Kopfleidens; die überreizten Nerven rächen sich. Er fühlt zeitweilig ein Nachlassen seiner künstlerischen Fähigkeiten. Und doch muß er mit neuen Werken herausrücken, wenn er Eva wieder in Rußland oder unterwegs treffen oder gar ihren gemeinsamen Hausstand begründen will. Sie tauschen Verlobungsringe, und obschon es um Balzacs Wirtschaft so schmal bestellt ist, daß er wie seit Jahrzehnten am Faschingsdienstag keinen Sou in der Tasche hat, kauft er auf Borg Kostbarkeiten für seine spätere Einrichtung, bezahlt er 1350 Franken für eine Kommode und einen Sekretär, die aus dem Besitz Marias von Medici und Heinrichs IV. stammen sollen und in Balzacs Schätzungen bald mit 40000 und mehr Franken bewertet werden.

Anfang und Ende seiner Ergüsse sind Liebeserklärungen, die mitunter humoristisch berühren: „Ich lese Deinen Brief noch einmal, eh' ich Dir Lebewohl sage; Shakespeares

Julia ist Rabengekrächz neben meiner Nachtigall.“ In Neuchâtel, Genf, Wien seien sie einander lange nicht so nahe gekommen wie in Petersburg: er gehört ihr, wie der Hund dem Herrn, wie der Künstler dem Ideal des Schönen, wie das Gebet dem lieben Gott, wie das Leben der Sonne: Sie können noch dreißig Jahre zusammenbleiben. Ohne Übersättigung. „Ein großes Wort. Wir haben beide den gleichen Kultus des Ideals, den gleichen Glauben füreinander, dieselbe Ergebung in die Launen des anderen. Zu alledem gesellt sich das Unerklärliche, die unsichtbare Flamme, die Gott gewissen Geschöpfen geschenkt hat, und die uns durchglüht, denn ich liebe Dich, wie man Gott liebt, wie man das Glück liebt.“ Und nicht allein im Rausch dieser vertraulichen Zwiesprache beherrscht Eva Balzacs Gedanken und Gefühle: er widmet ihr, nachdem er ihr zuvor Seraphita zugeweiht hat, die beiden ersten Romane, die er nach seiner Rückkehr vollendet: „Die Kleinbürger“ (März 1844) und „Modeste Mignon“ (März-Juli 1844).

„Hier, Madame“ (so redet seine Widmungsepistel zu den „Petits bourgeois“ die von ihm als Constance-Victoire neugetaufte Geliebte an) „eines der Werke, die, man weiß nicht woher, in den Sinn kommen und einem Autor gefallen, bevor er voraussehen kann, welche Aufnahme ihm das Publikum, der große Richter des Augenblicks, bereiten wird. Fast sicher Ihres Wohlwollens für meinen Eifer, eigne ich Ihnen dieses Buch zu: muß es nicht Ihnen gehören, wie ehemals der Zehnte der Kirche gehörte im Gedanken an Gott, der alles sprießen und reifen läßt in den Feldern, wie in den Geistern? Einige Lehmklumpen, Überbleibsel, die Molière am Fuß seiner Riesensstatue Tartuffes liegen ließ, sind hier von einer mehr verwegenen als geschickten Hand geknetet: soweit ich aber hinter dem größten aller Komöden zurückbleiben mag, ich werde

zufrieden sein, diese Bröckchen, die ich im Vordergrund seines Stückes aufgelesen, benutzt zu haben, indem ich den modernen Heuchler am Werk zeigte. Der Grund, der mich am meisten zu diesem schweren Unternehmen ermutigt hat, war, es losgelöst von jeder religiösen Frage zu finden, die Ihretwegen, die so fromm ist, und ebenso um dessentwillen fernzuhalten war, was ein großer Schriftsteller“, Lamennais, „die Gleichgültigkeit in Sachen der Religion genannt hat. Möge die doppelte Bedeutung Ihrer Namen“, Beständigkeit (Constance) und Sieg (Victoire), „für dieses Buch prophetisch sein. Genehmigen Sie den Ausdruck achtungsvoller Dankbarkeit desjenigen, der sich den ergebensten Ihrer Diener zu nennen wagt, de Balzac.“

Nicht zum ersten und einzigen Male gedachte Balzac Molière nachzueifern; er wollte, nachdem Molière in Harpagon den Geiz verkörpert, in Grandet ein Seitenstück schaffen; in seinem Nachlaß fand sich auch der Entwurf einer Komödie „Orgon“, den er sinnreich als die Bourgeoisie im Zeitalter Ludwigs XIV. deutete, ein Schauspiel, in dem, fast wie dazumal in der Geschichte, Tartuffe der Sieger bleiben sollte. „Die Kleinbürger“ spielen vielfach in den Kreisen der „Employés“. Zur Ruhe gesetzt, wünschen die meisten dieser pensionierten Beamten unter dem Julikönigtum Gemeinderäte, Abgeordnete, Ritter der Ehrenlegion zu werden. Die Eitelkeit, Albernheit, Prinzipienreiterei dieser Leutchen, die Ahnen von Flauberts Apotheker Homais sein könnten, wird munter und boshaft gezeigt. Die kleinen und großen Strebereien, Falschheiten, Mitgiftjägereien, Wucherpraktiken verdichten sich in der Tartuffefigur eines angeblichen Armenanwalts, Théodose de La Peyrade, der die geheimen Lüste und Liebhabereien jedes einzelnen ausspäht und sich dienstbar macht, um die Hand der reichsten Erbin, Macht und Einfluß zu gewinnen. Wiewohl

Balzac im Gegensatz zu der von ihm verspotteten „Humanitairerie“ nur christliche Caritas als Heilmittel gegen Zeitkrankheiten und Weltschäden gelten läßt, entgeht ihm auch in den „Kleinbürgern“ das Ränkespiel gewisser Priestergruppen und ihres weitverzweigten Anhanges nicht. Die vielgestaltigen Spielarten der Beamten und Kleinbürger sind in erstaunlicher Mannigfaltigkeit zur Stelle: einer wird als Tee- und Kakao-fälscher reich; ein zweiter, im Nebenamt Klarinettist eines Theaterorchesters, duldet für jedes Kind einen anderen Vater und bemüht sich, seiner Tochter die Hinterlassenschaft seines Nebenbuhlers als Heiratsgut zuschanzen zu lassen; ein dritter wird wegen seiner verflorenen galanten Streiche von seiner altjüngferlichen Schwester vergöttert, die sich dadurch befugt glaubt, seine unbedeutende Frau zu tyrannisieren; der vierte, Phellion, der schon in den *Employés* als Doppelgänger Prudhommès lächerlich gemachte, in seiner Einfalt und Schulfuchseriei doch nicht verächtliche Phellion hat tüchtige Gelehrte zu Söhnen; als fünfter der Kanzleispion Dutocq mit seinen Bundesgenossen, den Polizisten, Pfandnehmern, Winkelwucherern. Kein Schlupfloch dieser Kleinbürgerquartiere mit ihren Obergeschossen und Kellerasseln blieb Balzac verschlossen. Seine *Petits bourgeois* nehmen in der „*Comédie humaine*“ mit Recht ebensoviel Raum ein, wie unter dem Bürgerkönigtum. Schade nur, daß Balzac, wie sonst seine Diplomaten, Weltkinder, Kleriker, Bravi, auch diese Kleinbürger wiederholt gar zu tief angelegte Komplotte aushecken läßt; doppelt Schade, daß „*Les petits bourgeois*“ nicht von ihm selbst nach seinem Vorhaben in einem Folgeroman in ihrem Aufstieg als Staats- und Geld- und Zeitungsgewaltige geschildert wurden. Der zweite Teil des Werkes, den nach Balzacs Tod Charles Rabou schrieb, ist mit Unrecht in die Gesamtausgabe eingereiht worden: er sticht stofflich und künstlerisch

von Balzacs Arbeit ab, wie Fabrikware von sorgsam gepflegtem Handgespinst.

Auch das Widmungsblatt von „Modeste Mignon“ gilt Eva: „Einer Polin. Tochter eines geknechteten Landes, Engel durch die Liebe, Dämon durch die Phantasie, Kind durch den Glauben, Greis durch die Erfahrung, Mann durch das Hirn, Frau durch das Herz, Riese durch die Hoffnung, Mutter durch den Schmerz, Dichterin durch den Traum: Dir, die zu alledem noch die Schönheit ist, dies Werk, in dem Deine Liebe, Deine Einbildungskraft, Dein Glaube, Deine Erfahrung, Dein Schmerz, Dein Hoffen und Dein Träumen wie die Ketten sind, die ein Gewebe umschließen, das weniger glänzend ist als die Poesie, die Deine Seele birgt und deren Ausdruck, wenn sie Dein Antlitz belebt, für den, der Dich bewundert, das gleiche bedeutet, wie für die Gelehrten die Schriftzeichen einer verlorenen Sprache.“ Die überschwängliche, von Schwulst nicht freie Huldigung schuldete Balzac diesmal nicht nur der Geliebten: Eva war die Anregerin und Mitarbeiterin von Modeste Mignon. Sie hatte eine Novelle geschrieben und verbrannt, doch die Fabel ihrer Geschichte, die sie Balzac in einem Brief mitteilte, sprach ihn an. Er bat sie, die Erzählung neuerdings zu Papier zu bringen, damit er sie verbessern und unter seinem Namen veröffentliche. „Sie werden die weiße Farbe Ihrer Strümpfe nicht verändert haben und Autorfreuden genießen, wenn Sie sehen, was ich von Ihrer anmutigen schönen Prosa beibehalten habe. Man muß zuerst eine Provinzfamilie malen, in der mitten in diesem vulgären Leben ein junges überspanntes Mädchen sich befindet und dann durch Briefwechsel den Übergang finden zur Beschreibung eines Poeten in Paris. Der Freund des Dichters, der die Korrespondenz fortführen wird, muß einer der Männer von Geist sein, die willig Gefolgsleute einer Ruhmesgröße werden. Es gäbe ein hübsches Bild solcher die-

nender Ritter, die alle Sorgen um die Zeitungen auf sich nehmen. Die Lösung muß zugunsten des jungen Mannes gegen den großen Dichter ausfallen und die Rauheiten und Manien einer großen Seele zeigen, die die kleinen erschreckt. Machen Sie das. Sie werden mir geholfen und mich“ — dieser Kehrreim darf nicht einmal bei einem Buch fehlen, an dem die Liebe mitdichten soll — „ein paar Tausend Frankenscheine haben verdienen lassen. Welcher Ruhm!“ Eva beschied sich damit, Balzac ihren Stoff zu überlassen: die Bearbeitung fiel ausschließlich Balzac zu, der bewußt oder unbewußt auch noch das Spiel Porzias mit den drei Kästchen einbezog. In Erinnerung an den Beginn seines Briefwechsels mit der Etrangère ersinnt und gestaltet er die Wechselwirkungen, die zwischen einer phantastischen Leserin und einem genialen oder für genial gehaltenen Künstler durch briefliche Anknüpfung sich ergeben. Der von einer Unbekannten angeschwärmte Lyriker, der zugleich ein ebenso großer Prosaiker, Redner und Anwärter auf die Pairie ist, Canalis, in dem man Lamartine als Urbild erkennen wollte, ist zu bequem, einen solchen Briefwechsel selbst zu führen; er überläßt diese Korrespondenz seinen ihm befreundeten Sekretär. Als aber im Lauf der Ereignisse die Provinzialin als Millionenbraut und Gräfin, als Ausbund von Geist und Schönheit sich entpuppt, nimmt Canalis den Wettbewerb mit seinem Sekretär auf, dem als dritter Freier ein Herzog aus ältestem Geschlecht entgegentritt. Sieger bleibt der erste Briefschreiber. Die Pfade des Sekretärs führen durch Gestrüpp und blühende Heide zuguterletzt in lichte Liebesparadiese. Als Schauplatz hat diesmal Balzac Havre mit dem Vorort Ingouville gewählt. Die Figur des Mädchens, von dessen abenteuerlichen Geheimkorrespondenzen und Bestellungen des unbekanntes Poeten in die Kirche niemand in ihrer kleinstädtischen Umgebung

etwas merkt — einzig und allein der blinden Ahne, ein feiner Zug, dämmert etwas auf —, ist ebenso sicher gefaßt, wie der eitle Canalis und der jämmerlich herabgekommene, Balzac mit Entsetzen für die Zukunft des französischen Hochadels erfüllende Herzog. Ein zwergenhafter Bastard, ein Notariatschreiber, der Modeste anbetet, scheint einer Episode Walter Scotts nachgebildet. Nach der Natur gemalt ist der rauhbeinige Soldat, der als Musterprokurist und Tugendwächter im Hause Mignons waltet; ebenso die herzogliche Geliebte von Canalis. Die Tonarten in den Briefen Modestes an ihren Lieblingspoeten und in den Antworten seines Ersatzmannes sind virtuoser gemeistert, als in den Korrespondenzen der aus dem Harem (in Pierre Lotis „Desenchantées“) an französische Berühmtheiten gerichteten Episteln für die Emanzipation der Türkinnen, die sich mit den jüngsten Moden in Dichtung und Musik vertraut zeigen. Daß in einem unter dem Zeichen der Literatur stehenden Roman fleißig von Poeten und ihren Schöpfungen geredet wird, überrascht nicht: Balzac verherrlicht wie bei jedem früheren Anlaß Sterne, kann sich im Lob Richardsons nicht genug tun, neckt auch hier Bettina von Arnim und verblüfft durch die Behauptung, daß Goethes Meisterwerk nicht Faust, sondern Tasso sei, in dem er seltsame Analogien mit seiner Modeste Mignon herausfindet: „c'est la comédie de Tasse de Goethe ramenée à la vérité pure.“

Im Journal des Débats, das „die Kleinbürger“ angenommen hatte, läßt er Modeste Mignon vorangehen, die (auch das meldet er Eva) mit 6000 Franken bezahlt wurde. Die Zeitungen kämpfen für ihre Romanfeuilletons ein „Turnier des Geldes“ aus. Véron erwarb den Constitutionnel und bedroht den Siècle mit dessen 45 000 Abonnenten durch den „Ewigen Juden“, den er Sue für 100 000 Franken abgenommen hat und mit der Novelle „Jeanne“ von George Sand, die 18 000 Franken bekam. Le So-



leil, von dem verwegenen Zeitungsrevolutionär Dutacq gegründet, bietet seinen Abnehmern acht statt vier Folioseiten zum Preis von 40 Franken in allen Provinzen: „es wird ein Gemetzel von Abonnenten, eine Schlacht um Groschen, einen Kampf mit Druckerschwärze und Prosa geben: ich bin frei und will davon profitieren.“ Der Verleger von Thiers, Paulin, denkt gar an ein Blatt zu 24 Franken jährlich und verheißt, falls es zustande käme, Balzac für je einen Band seiner (leider nie geschriebenen) Szenen aus dem Militärleben 10 000 Franken, d. h. 60 000 Franken für 40 Bogen, 100 000 Franken für 10 Bände. Angesichts dieses Zifferntaumels sieht sich Balzac schon im Besitze eines stattlichen Hauses, in dem Eva als Herrin walten soll und er verschuldet sich, aller Gelübde vergessend, durch die Erwerbung gediegener Möbel für die noch gar nicht gemietete Wohnung. Sie ist in alledem „sein einziger Gedanke, sein einziger Wunsch.“

Der „Zyklop der Arbeit“ hat den „Ariel der Erinnerungen“ nicht verscheucht und er wäre selig, vom Juli 1844 bis zum Mai 1846 in Wierzchownia weilen zu dürfen. Not täte solche Erholung. Eine Gelbsucht streckt ihn wochenlang auf das Krankenlager. Der Arzt fordert dringend eine Badekur in Karlsbad. Balzac will davon nichts wissen. Sein Übel habe keinen anderen Grund als das Übermaß seines Kaffeegenusses, seiner Arbeitsmühen und Nachtwachen. Er magert sichtlich ab, so daß ihm der Verlobungsring vom Finger fällt; seine Leber schwillt an; Ohnmachten befallen ihn — Vorboten kommander, schwererer Leiden, die er einstweilen heroisch niederzwingt, denn nur mit der Feder kann er sein Reisegeld sich verschaffen. In übler Laune ficht ihn auch Eifersucht an: er hat auf Evas Wunsch Liszt eine Empfehlung an Eva nach Petersburg mitgegeben und der Hexenmeister hat der Geliebten in ihrem Haus ein Privatkonzert beschert: fortan

schilt Balzac bei jedem Anlaß auf den Ungarn, der in Wirklichkeit ein Zigeuner, ein Gaukler, eine alte Kokette, dünkelt wie ein Komödiant und gehässig wie ein Staatsanwalt sei: „er hat nur Finger.“

Wehmütig gedenkt er im Hochsommer 1844 der Jahrestage seiner Abreise nach Rußland, seiner Ankunft in Petersburg; zur Sicherung künftiger Zeiten arbeitet er rastlos, allen Einsprüchen des Arztes zum Trotz, fort. „Ich beschäftige mich mit unserem Glück. Wir werden 1846 eines der köstlichsten Häuser von Paris besitzen, ich werde keinen Heller Schulden und für 500000 Franken Aufträge haben, ungerechnet die Ausbeutung der „Comédie humaine“, die mindestens ebensoviel ausmachen wird. Ich bin also, schöne Dame, eine Partie von einer Million und darüber, wenn ich nicht sterbe. Wenn ich also, nach Ihrer Bemerkung, keine Bettlerin heirate, werden Sie ebensowenig einen Armen heiraten. Wir werden zwei reizende Greise sein, verschönt durch die Liebe, wie Sismondi und seine Frau.“

Im Februar 1845 läßt sich Eva mit ihrer Tochter in Dresden für einige Monate nieder; Balzac kann zu seinem großen Schmerz nicht von seinen Arbeitspflichten los und sein Vorschlag, sie möge incognito nach Paris kommen und unter seiner Führung die Weltstadt mit ihren Schauspielhäusern, Konzerten und Sehenswürdigkeiten kennenlernen, wird zunächst nicht verwirklicht; er führt „das Leben eines gehetzten Hasen“ und versteht hinterdrein selbst nicht „das unbegreifliche Wunder“, wie er in Sorgen, von Gläubigern, Verlegern, Zeitungsleitern bedrängt 1841—1846 sechzehn Bände seiner „Comédie humaine“ zustande bringen konnte. Am 1. Mai 1845 eilt er nach Dresden zu Frau Hanska. Von dort reist er mit ihr nach Kannstatt und verlebt mit ihr, ihrer Tochter und dem Grafen Mniszeck auf gemeinsamen Fahrten die Mo-

nate bis zum August. Inkognito, genauer auf Grund eines Passes, in dem sie mit ihrer Tochter als Schwester und Nichte Balzacs erscheint, führt er Eva nach Paris. Zusammen weilen die vier in Deutschland, Frankreich, Belgien, Holland. Als sie voneinander hastig in Brüssel scheiden, gedenkt Balzac in seinem Brief wehmütig der Unterbrechung „dieser Wiedergeburt seiner Jugend, dieses unverhofften, anbetungswürdigen ehelichen Zusammenlebens, die seine Wünsche übertraf.“

Im Herbst 1845 hat er endlich wieder die Möglichkeit, Eva in Chalons zu begrüßen und mit ihr und den ihrigen am 29. Oktober über Marseille nach Neapel zu reisen. Drei Wochen später muß er wieder in Paris sein, doch ein Vierteljahr darauf fährt er wieder als „Vetturino di amore“, wie Madame de Girardin ihn neckend nennt, nach Italien und verlebt mit Eva herrliche Wochen in Rom, wo er zum Fußkuß des Papstes zugelassen wird, die ewige Stadt, wie er seiner Schwester schreibt, von A—Z und die Illumination von Sankt Peter sieht und die Osterfeier mitmacht, so daß seine Reise für zehn zählt; er nimmt sich gleichwohl vor, den ganzen nächsten Winter in Rom zuzubringen, denn von den 300 Kirchen hat er nur die hauptsächlichsten besuchen können. Nichts übertrifft das „Miserere“ des Chores von Sankt Peter, eine Engelsmusik von Guglielmi, die er unbedingt der der sixtinischen Kapelle vorzog. Man muß Rom einmal im Leben gesehen haben: sonst weiß man nichts von Altertum, der Architektur, von der Verwirklichung des Unmöglichen. Rom wird eine der größten und schönsten Erinnerungen seines Lebens bleiben und man muß seine Mutter sehr lieben, um, dem Abschluß eines Romans und seinem Pflichtgefühl zuliebe, zurückzukommen, statt diese große Angelegenheit auf einmal zu erledigen. Selbst auf eine zweite (Privat-) Audienz beim Papst mußte er verzichten, weil die erst nach zwei Wochen hätte

stattfinden sollen. Er kaufte auch Gemälde für sein Pariser Zukunftsheim: einen Sebastian del Piombo, Bronzino und Mirevelt; in Marseille, wo der witzige Méry sein Führer und Berater war, wählte er bei einem Antiquitätenhändler gleichfalls mit Kennerblick altertümliche Schüsseln, Silber, Spiegel, Fruchtschalen u. dgl. m. aus.

Mit Eva, ihrer Tochter und Annas Bräutigam, dem polnischen Grafen Georg Mniszeck, einem liebenswürdigen Mann, der ein emsiger Entomologe war, war Balzac dauernd in seligster Stimmung geblieben. „23 Städte“, so schrieb er Eva, „sind geheiligt. Neuchâtel, Genf, Wien, Petersburg, Dresden, Kannstatt, Karlsruhe, Straßburg, Passy, Fontaineblau, Orleans, Bourges, Tours, Blois, Paris, Rotterdam, Haag, Brüssel, Baden, Lyon, Toulon, Neapel.“ Er weiß nicht, was diese Erinnerungen für Eva bedeuten: für ihn ist es, als ob dabei ein Chopin die Tasten berühren würde. Neuchâtel: eine weiße Lilie; Genf: ein glühender Traum; unser Mittag; die goldene Ernte. Wien: die Trauer im Glück; ich kam dahin, gewiß, dort nur Trauriges zu sehen; Wien war meine reinste Hingebung. Petersburg: der blaue Salon an der Newa. Dresden: Hunger und Durst. Elend im Glück. Ein Armer, der sich auf das Festmahl eines Reichen stürzt. Kannstatt: alle Süßigkeiten eines Nachtisches. Karlsruhe: das Almosen für einen Armen. Straßburg: volle Liebe (*l'amour savant*), der Reichtum Ludwigs XIV. Die Gewißheit wechselseitigen Glückes. Passy, Fontainebleau: das Genie Beethovens. Erhaben. Orleans, Bourges, Tours und Blois: Konzerte. Vielgeliebte Sinfonien. Paris, Rotterdam, Haag, Amsterdam: Herbstblumen. Aber Brüssel ist unser würdig. Baden war der Gipfelpunkt: ewige Eintracht; hier war die Glut von Genf und jener Abend, an dem ich dich wiedersah und alle angesammelten Wünsche zweier Herzen, die sich anbeteten. Lyon sah ihn seine Liebe

überbieten durch eine Vollkommenheit, die aus Lyon ein besonderes Schiboleth seines Lebens macht. Tours ist die Tochter von Lyon und all diese Reichtümer wurden gekrönt durch die Wonnen von Neapel, würdig dieses Himmels, dieser Natur, dieser ‚Wölfe‘ (Evas Kosename ist Louloup). Alle Erinnerungen an Madame Berny sind weit entfernt . . .“

In seinen Papieren fanden sich noch folgende eigenhändige Aufzeichnungen, die sich auf dieselben Eindrücke beziehen: Neuchâtel: einen Brief in der Hand. Genf: ein Schlüssel. Wien: ein Finger auf den Lippen. Petersburg: ein Finger, der ein Zeichen macht zu kommen. Dresden: auf ein Veilchen gebückt. Kannstatt: auf einen Fauteuil gelehnt. Karlsruhe: hält eine Sanduhr. Straßburg: mit einer phrygischen Mütze. Passy: eine Hand vor den Augen. Fontainebleau: eine Fackel haltend. Orleans: eine goldene Kugel. Bourges: auf ein Rad gestützt. Paris: fünf Kronen in der Hand. Rotterdam: eine umgekehrte Fackel. Haag: ein riesiges Füllhorn. Amiens: eine Muschel. Brüssel: sechs Rosen haltend. Baden-Baden: mit Vergißmeinnicht bekränzt. Lyon: eine Palme haltend . . .

Ganz anders als diese Tändeleien packen ein paar Briefe, in denen im September 1846 von den Vorbereitungen zu einer geheimen Ehe die Rede ist, deren Zweck war, ein Kind, das Eva von Balzac erwartete, legitimiert zur Welt kommen zu lassen. Balzac sprach in Metz mit zwei einflußreichen Leuten: vor allem mit einem Staatsbeamten, Germeuil, der in Vendome sein Gymnasialkamerad gewesen. In der Provinz stellen sich einem solchen Vorhaben Schwierigkeiten entgegen. Die Priester sind nicht verschwiegen. Die Standesregister werden jährlich bei Gericht hinterlegt, wo sie streng verifiziert werden. Die Trauung bedarf vier Zeugen; der Kundmachung; einer Gemeinde, in welcher die Ankunft einer schönen Fremden kein Gerede verursacht. Maire und Sekretär. Wir haben

in Metz das alles ins reine gebracht. Wir haben einen willfährigen diskreten Maire. Er wird sich mit unseren Dokumenten begnügen. Die Verlautbarung wird erfolgen, doch von anderen dermaßen gedeckt, daß man sie nicht bemerken wird. Die Heirat wird nachts beim Maire stattfinden. Zwei Zeugen, der Sohn seines Arztes Nacquard, wird aus Paris mit einem anderen, der auch nicht aus der Gegend ist, kommen; für beide bürgt man. „Du wirst in Saarbrücken bleiben und ich werde mich ostensibel in Metz aufhalten. Am entscheidenden Tag wirst Du von Saarbrücken dorthin kommen, wo ich bin. Nach der Zeremonie wirst Du nach Saarbrücken zurückkehren und wir werden die Einsegnung entweder beim Bischof von Metz oder beim Pfarrer von Passy erbitten, denn man haftet nicht für die Verschwiegenheit des Ortspfarrers; man versichert mich bloß der Diskretion der Zivilbehörde.“ Wenn dann die Standesregister nach Metz kommen, fallen sie in die Hände des Balzac vollkommen ergebenen königlichen Prokurators. „Nun wär's das Allersicherste, uns anfangs Januar zu verheiraten, denn wir würden ein Jahr für die Hinterlegung der Register haben. Aber sei ruhig: wir werden in Frankreich verheiratet sein und der größeren Vorsicht halber unseren Ehekontrakt in Paris machen. In Metz ist das unmöglich, der Eintragung halber. Wir sind gerettet. Wüßtest Du nur, welches Entgegenkommen ich gefunden. Den Prokurator hatte er bei Doktor Nacquard und dessen Verwandten kennengelernt. Alles wird sich auf drei, vier Personen beschränken. Nacquard und der Geburtshelfer werden unsere notwendigen Vertrauten sein. Übrigens geht alles gut. Die Unregelmäßigkeiten werden wenig bedeuten, der Heiratsakt wird ausgezeichnet sein. Man wird nur Deinen Geburts- und Hanskis Totenschein verlangen. Es ist somit alles vorausgesehen. Alles geht gut. Du verstehst, daß ich Dich als ver-

heiratet bezeichnet habe, doch durch eine von einem gefälligen Priester geschlossene nichtige Verbindung; deshalb finden meine beiden Metzger Freunde die religiöse Eheschließung nutzlos, denn man muß Deinen Ruf retten und ich habe alles Unrecht der Schwangerschaft auf mich genommen und dem königlichen Prokurator Delacroix gesagt, daß ich vor Kummer sterben würde, meinen Sohn in einem Heiratsakt [nachträglich] anerkannt zu sehen und daß Dich das töten würde. Das war das ausschlaggebende Argument, das der Prokurator unserer Heirat zu seiner eigenen Sache machen ließ. Ach, als sie mir ihren Beistand verheißen und den Erfolg verbürgt haben, atmete ich auf, denn ich hatte Bergelasten auf mir, seit ich die Schwierigkeiten sah, die man im Ausland machte. Nichtsdestoweniger: wenn sich der Pfarrer von Wiesbaden mit der Erlaubnis des Pfarrers von Passy begnügen würde, der sie gewiß uns beiden zur Heirat geben würde, behauptet Delacroix, daß diese Ehe in Frankreich gültig und eines Tages regulierbar wäre. Auch müßte man das versuchen. Es wäre sicherer und sicherlich zu erwägen. Ich erwarte Deine nächste Antwort. Sage Dir, daß ich zu jeder Stunde in Dir lebe. Das ist jetzt doppelt wahr.“

Er erwartet sicher einen Sohn. „Unser Victor Honoré regt sich also“, schreibt er bald nachher. „Und wenn Du das wünschst, werden wir ihn im Heiratsakt anerkennen. Gib ihn mir nur, daß ich ihm meine Fürsorge angedeihen lasse und mein Leben an ihn verschwende. Laß ihn sich unter meinen Augen entfalten, damit ich ihn hege, wie Du ihn getragen hast. So werd' ich mich ein wenig mit zu seiner Mutter machen.“ Wenige Wochen später bringt Eva in einer Fehlgeburt ein totes Kind zur Welt. Balzac ist verzweifelt. „Ich glaubte nicht,“ so schreibt er am 8. Dezember, „daß ich den Anbeginn eines Wesens so lieben könnte: aber dieses ,com-

mencement' warst Du, waren wir beide.“ „Du hast“, so fährt er am 25. Dezember fort, „den Kummer nicht gelindert, den mir der furchtbare Zwischenfall verursacht hat. Aber Du hast mein Bedauern vermindert (durch die Meldung, daß es ein Mädchen geworden wäre), denn ich wünschte lebhaft einen Vict(or) Honoré. Ein Victor verläßt seine Mutter nicht und wir hätten ihn 25 Jahre bei uns gehabt. Solang haben wir noch miteinander zu leben.“

Auch diese Zuversicht trog. Balzac hatte nur mehr vier Jahre vor sich und seine Trauung fand erst wenige Monate vor seinem Tode statt. So streng er jüngeren Freunden aber auch Enthaltbarkeit anempfahl und so häufig er sich Eva gegenüber seiner Treue berühmte, kinderlos ging er nicht aus der Welt, obwohl ihm Eva keinen Nachwuchs mehr bescherte. Theophile Gautier schreibt, daß Balzac einen unehelichen Sohn hinterließ, der Arzt Cabanès weiß gar von vier Kindern, die den Dichter überlebt haben sollen. Und wie Eva das Andenken ihres großen Gatten sich angelegen sein ließ, wird nach unanfechtbaren Gewährsmännern noch zu berichten sein. Die Witwe von Ephesus lebt überall und jederzeit neu auf.





## HEIRAT UND ENDE

Neuen Aufschwung nahm das Schaffen, wie das Schuldenmachen Balzacs nach seiner Rückkehr aus Rom in seine Klausur von Passy, die zu Beginn unseres Jahrhunderts in ein bescheidenes Balzacmuseum umgewandelt wurde. Das Haus lag inmitten eines ziemlich steilen Abhanges zwischen zwei Straßen und gewährte durch seinen doppelten Zugang Balzac die wiederholt benutzte Möglichkeit, durch die Rue du Roc zu entweichen, wenn übereifrige Gläubiger sich in der Rue Basse nicht abweisen ließen, oder durch die Rue Basse (heute Rue Raynouard) das Weite zu suchen, wenn ihm allzu beflissene Gerichtsboten in der Rue du Roc Zahlungsbefehle aushändigen wollten. Auch sonst war vorgesorgt, daß seine Abgeschlossenheit Neugierigen und Zudringlichen unzugänglich blieb. Wer nicht nach Madame Brugnot fragte — so hieß Balzacs Wirtschaftlerin, die nach ihrer Herkunft aus einer Gebirgsgegend in seinen Briefen den Beinamen „la montagnarde“ führt —, fand taube Ohren. Zur Wohnung gehörte ein Gärtchen, unter dessen dichtbelaubte Bäume Balzac bei warmem Wetter die Wanne schieben ließ, um ungescheut im Freien die vom Arzt vorgeschriebenen Bäder zu nehmen. Sein Hauseigentümer Grandmain half ihm mit gastfrei vergönnten Kämmerchen aus, wenn er seine für den kommenden Wohnsitz des Ehepaares bestimmten, leidenschaftlich gemehrten Prunkmöbel, Gemälde, das ganze von ihm spaßhaft sogenannte Königreich

der Bricàbracquerie in seinen engen, überfüllten Zimmern nicht mehr unterbringen konnte. Grandmain, der in der Umgebung von Paris eine kleine Landwirtschaft betrieb, gab Balzac auch willig Bescheid auf manche Fragen, die den Erzähler bei der Niederschrift seines lang vorbereiteten Romans „Les paysans“ beschäftigten.

Schon während seines Genfer Aufenthaltes hatte der Dichter mit Hanski davon gesprochen, nach dem „Landarzt“ in zwei folgenden Werken die Sendung des Landgeistlichen und die Stellung des Großgrundbesitzers zum Vorwurf zu wählen. Der „Curé de village“ hatte 1839 die erste Aufgabe behandelt. Die „Paysans“, die er in der Widmung an seinen Anwalt Gavault als das belangreichste aller von ihm in Angriff genommenen Bücher hinstellte, sollte dem Landvolk seiner Zeit den Spiegel vorhalten. Diese Bauernschaft seiner Tage hat nach Balzacs Ansicht den Kopf Robespierres und zwanzig Millionen Arme. Das Zerschlagen der Latifundien, die Aufteilung der Kirchengüter durch die französische Revolution hat die Gier der Menschen gereizt: in den „Paysans“ soll man das Nagetier sehen, den Kleinbauern, der im Bunde mit dem Kleinbürger ein Joch Grund und Boden in hundert Fetzen zerstückelt: ein unsoziales Element, das eines Tages die Bourgeoisie verschlingen wird, wie die Bourgeoisie den Adel aufgesaugt hat. Wiewohl Balzac wenigstens von Vatersseite zweifellos Bauernblut war, geht er hart ins Gericht mit dem Landvolk. Er gedenkt nicht des vielberufenen Wortes von La Bruyère, daß die den Boden bearbeitenden, mehr Tieren als Menschen gleichende Geschöpfe verdienen würden, von dem Brot zu essen, das nur ihren Mühen zu danken ist. Ihm geht nicht das Erlebnis des jungen Rousseau durch den Sinn, der auf der Wanderung hungrig bei einem Bauern einspricht, der ihm elendes Gerstenbrot auftischt und erst nachdem ihm

der Fremdling Vertrauen einflößt, mit Wein, Schinken, Pfannkuchen bewirtet, doch, als Rousseau zahlen will, jedes Entgelt mit Schrecken zurückweist, aus Angst vor den grausamen Steuereintreibern, die ihn zugrunde richten würden, wenn sie nicht glaubten, daß er bettelarm sei: ein Eindruck, der in Rousseau den Keim zu seinem unauslöschlichen Haß gegen die Quälgeister des gepeinigten Volkes legte. Balzac ist auch unberührt von der volksfreundlichen Stimmung, die George Sands Idyllen durchzieht, so lebensstreu sie sonst den Menschenschlag ihrer Heimat nicht nur mit Honigfarben malt. Eine übelberatene Philanthropie habe, so meint Balzac, den Neid der Armen gegen die Begüterten genährt, statt ihn zu beschwichtigen: unabsehbare Gefahren drohen durch die Entfesselung der bösesten Instinkte des Proletariats. Das predigt Balzacs Roman „Les paysans“, der in der Tat Mercadets Bezeichnung gemäß „un sermon social“ ist.

In dieser verallgemeinernden Nutzenanwendung einseitig und anfechtbar, sind „Les paysans“, als Einzelfall betrachtet, eine außerordentlich lebendige, glaubhafte Darstellung der Bauernschaft in einem burgundischen Landstrich. Ein General Napoleons, Montcornet, der bei Aspern Heldentaten vollbracht hat, wird, obwohl sein Stammbaum auf Pariser Handwerker zurückgeht, der Gemahl einer wunderschönen, einem altadeligen Geschlecht entsprossenen Frau, mit der er auf einem prächtigen Schloßgut als großer Herr zu hausen sich anschickt. Die Hoffart, mit der er einem aus der Kutte gesprungenen, durch Bauernbewucherung Millionär gewordenen, zum Maire bestellten Hallunken Rigou begegnet; der Jähzorn, in dem er den früheren, auf Unterschleifen betretenen Verwalter Gaubertin mit der Reitpeitsche züchtigt und davonjagt; die Strenge, mit der sein Waldhüter Wilddiebereien und Holzfreveln nachgeht, bekommt ihm übel. Im „Dorfparlament“, der Schenke

zum Grand-I-vert (hiver), die ein Tagedieb und die liederlichen, gegen Geld oder Gegendienste zu jeder Gefälligkeit bereiten Weiber seiner Familie allem Gesindel offen halten, rüsten jung und alt zu immer neuen Raubzügen gegen die Felder, Weinberge, Jagdgründe des Generals. Und rachsüchtig schmieden Gaubertin und Rigou Anschläge zur Vertreibung Montcornets, wie sie verruchter und erfolgreicher nicht in geheimen Konseils von Fouché und Talleyrand ersonnen werden könnten. Angestiftet durch diese unsichtbaren, ungreifbaren Rädelsführer beginnt ein Bauernkrieg, in dem der „Tapezierer“ (so wird der General als Sohn eines Ebenholztischlers allerorten zum Gespötte gemacht) ärger gehetzt wird als in seinen gefährlichsten Feldzügen; sein rechtschaffenster Forstwart wird erschossen und dieser Mord bleibt ungesühnt, weil niemand die Täter entdeckt oder verrät: dem General selbst bedeutet aber ein Wege- lagerer, der ihm wiederholt aufgelauret, als alter Soldat habe er Montcornet bisher geschont; andere Aufpasser würden ihn unbedenklich niederknallen; seines Bleibens sei nicht im Lande. Ein Ratschlag, den in diplomatischen Formen auch der Unterpräfekt wiederholt, dem diese von Montcornets Widersachern geschürten Unruhen Verdrießlichkeiten im Ministerium bereiten. Ratlos und verzweifelt gibt der General den Kampf auf, froh, Schloß und Landbesitz mit Schaden loszuwerden. Triumphierend teilen Rigou und Gaubertin die Beute unter sich und andere Käufer, so daß die parzellierte Herrschaft bald der Musterkarte eines Schneiders gleicht.

Balzacs Bauernköpfe gehören zu seinen besten Bildnissen: ein scheinheiliger alter Spitzbube, der mit seinem nicht weniger scheinheiligen Enkel bei der Jagd nach einer gar nicht vorhandenen Otter einen der gewitztesten Pariser Menschenkenner, den Literaten Blondet, stundenlang narrt und um ausgiebige Schmerzensgelder prellt, ist ebenso unvergeßbar, wie

der in jeder Bedeutung des Wortes überfaule Kneipenwirt Tongard mit seinem Allerweltsweib und seinen, solchen Eltern nachschlagenden, Gendarmen und Wilderern gleich willfährigen Töchtern. Rigou setzt Balzac selbst ein Ehrenmal: „Erinnern Sie sich mancher in früheren Szenen gemalten Geizhälse? Einmal der Provinzgeizige Grandet, der geizig ist, wie der Tiger grausam ist; dann der Wucherer Gobseck, der Jesuit des Goldes, der dessen Macht auskostet und die Tränen des Unglückes nachschlürft, um zu schmecken, auf welchem Erdreich so gute Tropfen gediehen; dann Baron Nucingen, der den Geldschwindel zur Höhe der Weltpolitik erhob. Nun haben die menschlichen Gefühle und zumal der Geiz so verschiedene Nuancen in den verschiedenen Kreisen unserer Gesellschaft, daß noch ein Geiziger im Amphitheater der Sittenstudien zur Schau übrigblieb: Rigou, der egoistische Geizige, das will sagen voll Zärtlichkeit für seine Genüsse, dürr und kalt für jeden anderen, kurzum der geistliche Geizige, der Exmönch, der Mönch geblieben ist, um den Saft der Zitrone des Wohllebens auszupressen und weltlich geworden ist, um das Gold der Weltkinder zu erraffen.“ Nicht minder einzig als dieses Bild in Lebensgröße ist das vielköpfige Gruppenbild „der ersten Gesellschaft von Soulanges“: hier sitzt jeder satirische Hieb, hier ergötzt jeder humoristische Strich, der Männern und Frauen den Character indelebilis aufprägt. Die Schloßbewohner, der Haudegen Montcornet, den seine Frau wie einen Unmündigen gängelt und nach seinem Tod durch den Literaten Blondet ersetzt, dieser Literat Blondet und der Abbé sind künstlerisch nicht weniger sorgsam porträtiert, so daß Theophile Gautier in seiner Balzacstudie 1858 die „Paysans“ mit triftigem Grunde eines der größten Meisterwerke Balzacs nennen durfte: ein Urteil, das um so bemerkenswerter ist, als Gautier, zur Zeit der ersten Veröffent-

lichung dieses Werkes in Girardins „Presse“ Feuilletonredakteur des Blattes, 1845, erleben mußte, daß aus den Leserkreisen Einsprache über Einsprache, eine Abonnementsauflösung nach der anderen einlief: Proteste, die den Zeitungspascha Girardin veranlaßten, Balzac die Fortsetzung der „Paysans“ schnöde zu verleiden. Die meisten Abonnenten beklagten sich über die Langeweile des Romans. Andere wehrten sich, nicht mit Unrecht, gegen die politischen Tendenzen des Romans. Ein vom Ministerium beeinflußtes Militärblatt nahm gar Anstoß an der angeblich die Armee verletzenden Charakteristik des Generals Montcornet und bezichtigte Balzac einiger sachlicher Irrtümer in seinen die Schlacht von Aspern betreffenden Angaben: die kaiserliche Garde habe keine Kürassiere gehabt, Masséna habe seine Truppen nicht als „verwünschte Kerle“ vorwärtsgetrieben und vor allem beschwerte sich der soldatische Gegner über die Einführung eines in Wirklichkeit gar nicht nachweisbaren Offiziers in das Schlachtgewühl von Eßling. Balzac blieb die Antwort nicht schuldig. Seine Abweichungen von dem historischen Sachverhalt wären in diesem Fall, wie in der „Ténébreuse affaire“ bewußt und notwendig gewesen: jede allzu deutliche Beziehung auf zeitgenössische Geschichten berge Gefahren. Es fehlte nur noch, daß man ihn wegen der in den Paysans als in Burgund belegenen, in keiner Geographie vorkommenden Ortsnamen zur Rede stelle: „all diese Gebiete befinden sich, wie die Kürassiere der Kaisergarde auf dem unermesslichen Globus, auf dem der Turm von Ravenswood, die Bäder von Saint-Ronan, das Land Liliput, die Abtei Thélème, die Geheimräte von E. T. A. Hoffmann, die Insel Robinson Krusoos, die Besitzungen der Familie Shandy liegen: in einer Welt, in der es keine Steuern gibt, und wo die Post für die dort Reisenden zwanzig Centimes für je einen Band kosten.“ Montcornet nimmt nach

seinem Abzug aus Burgund wieder Dienst in der Armee. Sein Gast Blondet, „einer der bedeutendsten politischen Schriftsteller“, gerät im Laufe der Jahre durch seine unabhängige Haltung in solche Not, daß er nahe daran ist, Selbstmord zu begehen; als er die letzte Rückschau hält auf seine mitleidwürdige, verleumdete, mit Arbeit überlastete Existenz steigt eine edle schöne Frauengestalt vor seinem Blick auf, gleich einer in einem Trümmerfeld tadellos erhaltenen Statue; sein Hauswart bringt ihm einen schwarzgesiegelten Brief, in dem ihm Gräfin Montcornet den Tod des Generals meldet und andeutet, daß die Frau von vierzig Jahren, die er in seiner Jugend geliebt, ihm wohlgesinnt geblieben sei. Blondet heiratet die Witwe, und den Beschluß des düsteren Romans bildet die jubelnd angetretene Hochzeitsreise des Schriftstellers und der Gräfin — ein Schicksalswechsel, der kaum verhüllt an Balzacs Lebenswende nach Hanskis Tod erinnert.

Die Wahl seines und Evas künftigen Wohnsitzes kommt in seinen an Zärtlichkeit sich niemals genugtuenden Briefen beständig zur Sprache; seine Freunde in der Touraine befragt er nach Weingütern und Schlössern seiner engeren Heimat; in Paris mustert er alle Viertel; auf den Bauplätzen von Monceau, die Louis Philipp als bedächtiger Spekulant Stück um Stück zu erwerben vorhat, wirft Balzac sein Auge, um dort ein Haus zu bauen; in Passy und bei der Madeleine, in der Nähe der Place Lafayette und in der Rue Goujon hält er Umschau, bis er im September 1846 den Pavillon Beaujon in der Rue Fortunée kauft, ein aus dem 18. Jahrhundert stammendes, dazumal von einem reichen Finanzpächter aufgeführtes Voluptuar, in dem sogar für einen besonderen Zugang in das Oratorium der nächsten Kirche gesorgt war. Die Prachträume dieses Hotels schmückte Balzac, der einstweilen selbst in seiner Klausur von Passy blieb, mit Kunstschatzen, kostbaren

Kronleuchtern, seltenem Porzellan, Bronzen, reichgeschnitzten altertümlichen Bücherschränken, Truhen und einer förmlichen Bildergalerie aus; seine Sammlerpassion machte ihn nicht bloß zum Stammgast der Pariser Antiquitätenhändler; in Marseille und in Rom, Genua, im Haag, am Rhein und der Elbe ging er solchen Jägerfreuden nach; der Schwiegersohn Evas, Graf Georg Mniszeck, stand ihm bisweilen als Kenner bei; ein alter Franzose, den er als Restaurator zu Hilfe rief, verschaffte ihm wohlwollend einen Frauenkopf von Greuze; so kam allmählich ein Museum zustande, das Balzac in der ängstlich gehüteten Kunstkammer seines „Cousin Pons“ geschildert hat.

Der Aufwand, den diese, wie er selbst sagte, der Anziehungskraft des Spieltisches vergleichbare Liebhaberei verursachte, hat Eva und Balzac bittere Sorgen bereitet. Kapitalsanlagen in Nordbahnpapieren, die er mit 627 anschaffen ließ, und die bald auf 575 und endlich unter pari fielen, schlugen fehl. Und seine literarischen Einnahmen, so befreiend sich nach zeitweiliger Übermüdung zu seiner Freude neuer Arbeitsmut einstellte, reichten nicht einmal zur Deckung seiner alten Schulden, geschweige zur Bestreitung seiner neuen außerordentlichen Auslagen aus. Der eherne Fleiß Eugène Scribes und seine gesetzlich geschützten Tantiemen hätten den klugen Sohn eines Seidenhändlers für sich allein nicht zum Millionär gemacht. Er war ein genauer Rechenmeister: sein Wappen mit der Feder und dem Wahlspruch „Inde fortuna et libertas“ hätte ganz wohl die Beigabe eines kaufmännisch geführten Hauptbuches vertragen. Auch hätte Balzac, dem das Theater nur Enttäuschungen beschied, nicht wie Scribe ein Chalet erwerben und mit der lustigen Inschrift bedenken können:

Die Bühne bezahlte mein ländlich Asyl;  
das dank' ich auch dir, wenn mein Werk dir gefiel.



Wäre freilich in seinen Tagen das literarische Eigentum des Erzählers so sicher geschützt gewesen wie zur Zeit Emile Zolas und Alphonse Daudets, dann hätten schon allein zwei Bücher, wie er sie 1845 improvisierte, jeden Mangel von ihm fernhalten müssen. „Der Moment verlangt es, daß ich zwei, drei Hauptwerke schaffe, die die falschen Götter dieser Bastardliteratur umstürzen und beweisen, daß ich jünger, frischer, fruchtbarer als je zuvor bin. Der alte Musiker“ (nachmals Cousin Pons) „ist der arme Verwandte, der, mit Demütigungen und Beleidigungen überhäuft, herzensgut alles vergibt und sich nur durch Wohltaten rächt. ‚Cousine Bette‘ ist ebenfalls die arme, durch Beleidigungen und Demütigungen niedergedrückte, im Kreis von drei, vier Familien lebende Verwandte, die Rache brütet für die Kränkungen ihrer Eigenliebe und die Verletzungen ihrer Eitelkeit.“ In weniger als einem halben Jahre schrieb Balzac die 48 Bogen dieser beiden Romane, in Hundstagen, in denen das Thermometer bis auf 40 Grade stieg, in seinem Kabinett in Passy, über dem der im zweiten Stock wohnende Wäscher mit Kohlen, wie in einer Lokomotive, unter seinem Blechdach heizte. Von Tag zu Tag lieferte er der Druckerei die einzelnen Fortsetzungen der „Cousine Bette“, so daß, als er zur Erholung einmal für eine halbe Woche zum Besuch Evas nach Wiesbaden ausflog, der Eigentümer des *Constitutionnel*, Véron, das vollständige Stocken dieses die Leser begeisterten Romans besorgte, von dem Balzac der Geliebten stolz berichten konnte: „Sie werden, ich bin dessen gewiß, mit Vergnügen hören, daß zu meinen Gunsten ein ungeheurer Rückschlag erfolgt ist. Endlich hab' ich gesiegt. Noch einmal hat mein Schutzgeist über mir gewacht; noch einmal hat mich ein Engel des Friedens mit seinem Fittich berührt. In diesem Augenblick wenden sich Leser und Zeitungen mir zu: noch mehr, es ist wie eine allgemeine Akklamation und Krönung.“

Die mich bekämpften, kämpfen nicht mehr, die mir am feindlichsten waren, wie Soulié, kehren zu mir zurück!“

„Der alte Musikus“, „der Parasit“ oder wie Balzac auf Evas Rat als Gegenstück zu „Base Betti“ das Buch zuletzt betitelte, „Vetter Pons“, hat in den Tagen Napoleons den Rompreis bekommen und mit ein paar Romanzen Erfolg gehabt; dann hat er sich als Komponist nicht weiter entwickelt, so daß er als Sechziger sein Brot als Kapellmeister eines kleinen Theaters verdienen muß, dessen Leiter nach allerhand Wechselfällen der berühmte Handlungsreisende der „comédie humaine“ Gaudisart geworden ist. Seinen eigentlichen Beruf hat Pons als Kunstenthusiast entdeckt; trotz seines beschränkten Einkommens und dem Grundsatz, für kein Stück mehr als 100 Franken auszugeben, hat ihn angeborener Geschmack und Spürsinn durch kluge Gelegenheitskäufe zum Besitzer einer Sammlung von Seltenheiten werden lassen, deren vollen Wert er selbst kaum ahnt und niemand bei dem lächerlich altväterisch gekleideten Hagestolz vermuten würde. Eine makellose Natur, hat Pons nur eine Schwäche: er ist auch bei Tisch wählerisch. Und da er sich den Luxus der Feinschmeckerei nicht leisten kann, geht er auf die Tafelfreuden seiner Verwandten und Schüler aus. Solang er jung ist, finden sich Gastfreunde. Mit den Jahren verlieren die sich mehr und mehr. Und obwohl er sich lang, allzulang, schiefe Gesichter und mürrischen Empfang gefallen läßt, unholden Gastgeberinnen nicht nach Gebühr geschätzte Gaben, wie einen von Watteau für die Pompadour gemalten Fächer verehrt, muß er erleben, daß ihn just diese Cousine auf Anstiften einer boshafteu heiratslustigen Kammerjungfer, die Pons verschmähte, abdankt und fast an den Gesindetisch verweist. Bitter gekränkt verzichtet der Greis fortan auf alle Magenfreuden in fremden Häusern. Sein Tröster ist sein wahl- und wesensverwandter Lebensfreund, der

blutarme, schon in der „Evastochter“ liebeich eingeführte Klavierlehrer, Schmucke, ein Deutscher, gleich einem Dutzend anderer von Balzac namentlich genannter großer und kleiner Musikpädagogen der Pariser: Liszt, Thalberg, der Vater von Alphonse Karr, Zimmermann, Kalkbrenner, Herz usw. Schmuckes Aufzug und Aussehen ist nicht weniger wunderlich als die abenteuerliche Erscheinung von Pons, so daß die beiden auf den Boulevards nur die zwei Nußknacker heißen. Schmucke, dessen unmögliches Französisch Balzac phonetisch in den lustigsten Ausartungen wiederzugeben sucht, ist vielleicht die rührendste Gestalt des Romanciers: ein Urbild der Treue, Güte, Selbstlosigkeit und Bedürfnislosigkeit. Er wohnt in einem Quartier mit Pons und ist überselig, als Pons sich gleich ihm mit der von ihrer Hausmeisterin Madame Cibot versorgten Armeleutküche notgedrungen begnügt. Vier Monate später kommt durch einen wohlwollenden hochgestellten Verwandten eine Versöhnung zustande. Pons will daraufhin der Familie einen Liebesdienst erweisen und der Tochter eines nicht allzu begüterten Gerichtspräsidenten einen Millionär als Freier zuführen. Pons vermittelt die Begegnung des übermütig geschilderten, seine Frankfurter Abkunft nicht verleugnenden jüdischen Halbblutes Fritz Brunner mit den Pariser Angehörigen in seiner Kunstkammer, deren Kostbarkeit dem Fremden, nicht aber den Verwandten von Pons bewußt wird. Die Frau des Gerichtspräsidenten, Camusot, gibt zu Ehren des vermeintlichen Zukunftsbräutigams ein Prunkmahl, bei dem Pons ein Ehrenplatz eingeräumt wird; nach Tisch erklärt Brunner dem Haupt der Familie jedoch, er könne das ihm zgedachte Fräulein nicht heiraten, weil er jetzt erst gehört habe, daß sie die einzige Tochter sei: solche Hätschelkinder seien aber im Elternhaus so verwöhnt, daß er als Gatte besorgen müßte, nicht rücksichtsvoll genug zu sein. Ein Affront, für den Pons ver-

antwortlich gemacht wird; die Familie beschuldigt ihn, derart Rache genommen zu haben für den ihm ein einziges Mal verwehrten Mittagstisch.

Von all seinen Sippen in Bann getan, erkrankt der harmlose, redliche, selbst von den Mildesten seiner Verwandtschaft verkannte Hagestolz auf den Tod. Der einzige, der Pons um seiner selbst willen liebt, bewährt sich auch in dieser Leidenszeit. Alle anderen sind heuchlerisch und verbrecherisch darauf bedacht, dem Sterbenden seine Bilderschätze abzujagen. Balzacs verhängnisvolle Neigung, im Handel und Wandel des Alltags weitangelegte Komplotte auch dort zu wittern, wo Dutzendmenschen nur dem Antrieb augenblicklichen Vorteils, der Lockung günstiger Gelegenheit folgen, äußert sich nicht unbedenklich in dem unwahrscheinlich verwickelten Ränkespiel um das Testament und Erbe von Vetter Pons. Die Hausmeisterin Cibot war in jungen Jahren als eine der fechtesten Austernhändlerinnen eine Pariser Stadtfigur; nach ihrer Verheiratung mit einem kleinen Schneider entwickelt sie in ihrer Conciergewirtschaft eine Mundfertigkeit, die unfreiwillig zwerchfellerschütternd wirkt; die Suada, die ihr Balzac ablauschte, beschämt die naturtreuesten Standreden ähnlicher Volksfiguren Henri Monniers. Zehn Jahre lang bedient die Cibot Pons und Schmucke beflissen, zufrieden mit der Zubuße, die ihre kleinen Einnahmen durch den Monatslohn der zwei Junggesellen erfahren. Plötzlich hört die Cibot, daß Pons' Bilder Geldeswert haben. Ihre Begehrlichkeit erwacht. Sie hofft, daß Pons sie letztwillig mit einer Leibrente bedenken wird. Ihre Habgier wächst und wächst weiter. Sie begnügt sich nicht mit Lügen, Gleißnereien, Diebereien. Sie sucht einen volkstümlichen Orakelspruch: sie läßt sich, wie das übrigens Balzac selbst tat, überzeugen von den auch im Cousin Pons gläubig bekräftigten „okkulten“ Wundergaben sol-

cher Wahrsagerinnen, von der Kartenaufschlägerin Fontaine mit dem zugehörigen Apparat der Kröte Astaroth und der schwarzen Henne für hundert Franken „Le grand jeu“ vor-machen. Durch diese Prophezeiung in ihren bösesten Instink-ten bestärkt, entpuppt sich die Cibot, wie Balzac selbst sie nennt, als eine „affreuse Lady Macbeth“ der Hausmeister-sphäre. Sie steckt sich hinter einen Armenarzt und den von diesem empfohlenen anrühigen Winkelschreiber, die selbender alle Nichtswürdigkeiten vorbereiten, die Pons' Ende beschleu-nigen und sein Vermögen der Gerichtspräsidentin Camusot in die Hand spielen sollen: als Gegenleistung bedingen sich die beiden, vom Schicksal bisher mißhandelten Streber aus, daß Doktor Poulain Spitalsdirektor und der in seiner Heimat un-möglich gewordene Rechtspraktikant Fraisier Friedensrichter in Paris werden soll. Die Cibot stiehlt auch die unschätzbarsten Bilder aus dem Besitz von Pons, um sie dem jüdischen Makler Elie Magus zuzuschancen, einem ebenso knauserigen als ge-nialen Kenner, der (in einer der heitersten Geschichten Balzacs „Pierre Grassou“) Schwarten von Stümpfern durch Fälscher-künste Ignoranten als Rembrandts und Hobbemas vortäuscht und teuer verkauft. Die Cibot hat auch nichts dawider, daß ihr armer Schneider durch Grünspan aus der Welt geschafft wird, um in zweiter Ehe einen auvergnatischen Analphabeten, den Eisenhändler Remonencq, zu heiraten: dieser Mörder des Schneiders hält als neugebackener Antiquitätenhändler in einem eleganten Laden Boulevard de la Madeleine die Kunden so lange zum besten, bis er, ein verruchter Giftmischer, aus Versehen oder durch die Aufmerksamkeit seiner Frau das Glas Vitriol trinkt, das er der Cibot zgedacht hat, um ihr Heiratsgut an sich zu bringen.

Das Maß der Greuel im Cousin Pons ist durch diese Missetaten nicht erschöpft. Die Gemahlin des Gerichts-

präsidenten bietet als Bundesgenossin des Winkeladvokaten Fraisier die Hand zu Testamentsunterschlagungen. Und der von Pons zum Universalerben eingesetzte Schmucke, der, nach dem Wahrwort seines Freundes „arglos wie ein sechsjähriges Kind“, zeitlebens nie an Besitz gedacht hat, wird durch die Anschläge der Erbschleicher bei Gericht der ärgsten Umtriebe verdächtigt. Anwürfe, die diese reine Seele zuerst gar nicht versteht und als er sie endlich erfaßt, nicht überlebt: ein Hirnschlag entrückt ihn einer Welt der Gemeinheit und Tücke, die teuflisch absticht von der Engelsunschuld der beiden Musiker, Ihre Lichtgestalten verklären den Roman, dessen Reiz und Wert Dickens' würdige Satiren erhöhen. Die Kapitel „La mort comme elle est“, Treiben der gewerbemäßigen Totenbeschauer, Totengräber, Sargtischler, Grabmalspekulanten, Verlassenschaftsabhandlungen, kann nicht mit beißenderem Witz zur Sprache gebracht werden. Und die Zwischenspiele, in denen „der Napoleon des Boulevardtheaters“ Gaudissart mit seinen Tänzerinnen, Orchestermitgliedern, Bühnenarbeitern abwechselnd despotisch und leutselig sich gibt, lassen schmerzlich bedauern, daß Balzac nicht dazukam, wie er das geplant, einen Roman zu vollenden „Le théâtre, comme il est“: „ein jungfräuliches Sujet“, wie er Eva scherzend schrieb, „d. h. nur der Stoff, denn sonst ist nichts jungfräulich beim Theater.“

Für die Cibot im „Cousin Pons“ berief sich Balzac auf Lady Macbeth. Für die „Cousine Bette“ scheute er sich nicht, auf Ähnlichkeiten seiner Heldin mit Jago und Richard III. hinzuweisen. So hat Grillparzer von der Magd, die der Liebhaber auf der Brigittenuer Kirchweih vom Tanz wegschmeichelt, Fäden sich spinnen gesehen zu Dido- und Medea-gestalten der Vergangenheit und Zukunft; so ließ Gottfried Keller unter den Leuten von Seldwyla Romeo und Julia wieder auferstehen. Lisbeth Fischer ist ein Bauernkind; häßlich und

verschlossen, wird sie von den Ihrigen von Jugend an zu den härtesten ländlichen Arbeiten gezwungen, während ihre wunderschöne Cousine Adeline geschont und gehäschelt wird; Betti haßt diese Cousine so sehr, daß sie nahe daran ist, ihr Äußeres zu verunstalten; sie bezwingt sich und läßt ihren Groll um so weniger merken, als Adeline durch eine seltene Fügung aus ihrem Heimatdorf in den Vogesen in die vornehmsten Pariser Kreise versetzt wird. Auf dem Durchmarsch hat sich Hector Hulot, der Bruder des republikanischen Führers gegen die Chouans, seither einer der tüchtigsten Napoleonischen Generale, in Adeline verliebt; er heiratet das herrliche Geschöpf, das, mit jeder Tugend geschmückt, Hector Hulot wohlgeratene Kinder schenkt und ihrem vergötterten Gatten, der unter der Restauration, wie unter Louis Philipp im Kriegsministerium zu den höchsten Posten gelangt, in ihrer Häuslichkeit wie in der Gesellschaft eine ideale Lebensgefährtin ist. Adeline vergißt Lisbeth nicht. Hulots laden Cousine Bette nach Paris. Baron Hulot schlägt ihr vier-, fünfmal Freier vor, kleine Beamte, zur Ruhe gesetzte Subalternoffiziere, die sie trotzig verschmäht; sie lebt größtenteils von ihrer Hände Arbeit; in ihrem Kämmerchen in einer uralten Mietkaserne näht und stickt sie Zieraten, Aufschläge, Distinktionszeichen für goldstrotzende Uniformen. Eines Nachts hört die Vierzigjährige in einem Nebenraum stöhnen. Hilfreich forscht sie weiter und findet einen jungen, bewußtlosen, durch Kohlendunst halberstickten Mann, der Selbstmord begehen wollte: Graf Wenzeslaus Steinbock, ein polnischer Flüchtling, sah in seinem Elend keinen anderen Ausweg. Er hat Begabung für Bildhauerei. Betti, die für den schmucken, vornehmen Livländer zärtliche Regungen verspürt, nimmt sich seiner mit mütterlicher Sorgfalt an. Sie streckt ihm ihre Spargroschen vor, damit er seine hübschen Einfälle, Kleinkunstwerke, ausführen kann und hält ihn, der

sonst seinem slawischen Hang zur Indolenz nachgeben würde, streng zur Arbeit an. Steinbock bringt es in den paar Jahren, in denen Betti die Zuchtrute über ihn schwingt, zu tüchtigen Leistungen im Kunsthandwerk und Betti, die bisher niemandem in ihrer Verwandtschaft von ihrem Schützling erzählt hat, zeigt einmal Adelines Tochter Hortense triumphierend ein ihr gewidmetes Petschaft. Das neugierige Mädchen ruht nicht, bis sie von Betti erfahren hat, wer der Schöpfer des Siegelstockes, und das romantische Abenteuer erregt die Schwärmerei von Hortense für den Unbekannten dergestalt, daß sie nicht rastet, bis sie Steinbock kennenlernt, den Einfluß ihres Vaters zu Staatsaufträgen für den Anfänger benutzt und ohne Vorwissen Bettis mit dem polnischen Grafen sich verlobt. Betti wußte wohl, daß der so viel jüngere Wenzeslas sie niemals heiraten würde: die Heimlichkeiten Hortensens und des Polen sieht sie aber nicht mit Unrecht als Treubruch an und von Stund an gelobt sie für alle früheren Beleidigungen und doppelt und dreifach für die unsühnbare neue Demütigung erbarmungslose Vergeltung. Sie will allen Hulots heimzahlen, was ihr zeit- lebens wissentlich und unbewußt zu Leid getan wurde. Und das Werkzeug ihrer Rache soll Madame Marneffe werden, eine Buhlerin, deren Urbild Balzac ebensowohl aus dem Venusberg wie aus der leibhaftigen Wirklichkeit geholt haben kann. Heine lobt den Tannhäuserdichter, der in seiner Naivität „die unheilvollen Verführungskünste und schamlosen Liebesränke der Frau Venus trefflich zu schildern verstand. Ein lasterhafter moderner Schriftsteller hätte die Gestalt dieses dämonischen Weibes nicht besser zeichnen können, dieser Frau Teufelinne, die bei all ihrem olympischen Stolz und bei all ihrer prächtigen Leidenschaft nichtsdestoweniger die galante Frau durchblicken läßt; sie ist eine himmlische, nach Ambrosia duftende Kurtisane, eine Kameliengottheit und sozusagen eine unter-



haltene Gottheit. Wenn ich meine Erinnerungen durchblättere, muß ich ihr eines Tages auf dem Bredaplatze begegnet sein, wo sie mir ziemlich leichten Kleides vorüberging; sie trug ein graues Hütchen von gesuchter Einfachheit und war vom Kinn bis zu den Fersen in einen prachtvollen indischen Schal gehüllt, dessen Saum über das Pflaster hinstreifte. ‚Wofür halten Sie diese Frau?‘ sagte ich zu Herrn de Balzac, der mich begleitete. ‚Es ist eine unterhaltene Frau‘, antwortete der Romanschreiber. Ich war vielmehr der Ansicht, daß sie eine Herzogin sei. Aus den Mitteilungen eines gemeinsamen Freundes, der gerade hinzutrat, sahen wir, daß wir beide recht gehabt. Ebensogut, wie den Charakter der Frau Venus verstand der alte Poet den des Tannhäuser zu schildern, jenes wackeren Ritters, welcher der Chevalier des Grioux des Mittelalters ist.“

Valerie Marneffe ist die uneheliche Tochter eines Napoleonischen Generals Graf Montcornet und einer Kurtisane; solange ihr Vater lebte, wuchs sie im Überfluß auf; nach seinem Tode mußte sie froh sein, die Gattin eines kleinen Beamten im Kriegsministerium zu werden; in Lüsten versunken, zu jeder Niedertracht bereit, die seinen Finanzen oder seiner Amtsstellung zugute kommen kann, sah Marneffe in seiner Frau von vornherein die von der Natur mit seltenen Gaben für solche Waffengänge ausgerüstete Bundesgenossin. Von apartem Reiz in den anmutigen Unschuldsmienen, von erfinderrischer Eleganz im einfachsten Aufzug, spielt sie meisterlich die vornehme Dame, fängt sie alte, ihrer Loretten satte Lebemänner in der Maske der „femme comme il faut“. Zwei, Cousine Bette nahestehende betagte Herren werden ihr willenlos untertan. Adelines Gatte, Baron Hulot, hatte jederzeit redseliges Blut. Als Offizier fand er auf Kreuz- und Querzügen durch Europa reiche Frauengunst. In der Ehe fühlte er sich ein Jahrzehnt lang befriedigt. Dann suchte er kost-

spielige Beziehungen zu armen, angehenden Künstlerinnen; dem Schwiegervater seines Sohnes, dem schwer reichen früheren Parfümeur Crevel jagte er zu dessen Verdruß die Sängerin Josepha Mirah ab, die ihn, sowie sie Karriere macht, als „gefärbten Kater“ schnöde verabschiedet. Und der Sechziger, in dem wollüstige Begehrlichkeit unbesiegbar tobt, ist überselig, als er in Madame Marneffe an Stelle seiner bisherigen feilen Schönen eine „femme comme il faut“ gefunden zu haben glaubt, die ihn, wie er sich einredet, um seiner selbst willen liebt. Hulot haben schon seine früheren Mätressen viel gekostet: Valerie Marneffe verlangt außer der Beförderung ihres Mannes zu immer höheren Rangstufen immer mehr Aufwand; sie muß ein neues Quartier beziehen, das üppig eingerichtet wird, Gastereien geben, Jahresrenten für alle Zukunft gesichert und gesteigert haben. Hulot verschuldet sich, verpfändet seinen Gehalt, schränkt den Haushalt seiner Frau ein: alles zur Freude von Cousine Bette, die, auf Tod und Leben mit Madame Marneffe verbündet, ihre Freundin zu neuen Aderlässen kaum aufzumuntern braucht. Um die Wette mit Hulot wirbt Crevel um die Gunst der Marneffe: sie gewährt ihm regelmäßige Zusammenkünfte in einem für solche Schäferstunden gemieteten Absteigquartier und prellt beide Greise mit ihrem ersten, aus Brasilien heimgekehrten Liebhaber, einem Krösus, Baron Montès de Montejanos. Keiner dieser Romane genügt der Übermütigen: sie setzt sich in den Kopf, auch Wenceslas Steinbock zu erobern, und zur besondern Genugtuung von Cousine Bette fällt der in seinem Künstlerberuf längst lau gewordene Gatte von Hortense Madame Marneffe zur Beute. Sie wird schwanger und redet jedem ihrer vier Liebhaber ein, der Vater zu sein. Ihr Gatte beharrt darauf, weiter zu avancieren, und da Baron Hulot Widerstand bei seinem Minister findet und nein sagen muß, lockt ihn das Ehepaar

Marneffe in eine Falle — Valerie gönnt ihm in Crevels Liebesnest eine Nacht: morgens überrascht ihn aber in Begleitung der Polizeikommissäre der Gatte, der das unanfechtbare Amtsprotokoll und Hulots verräterische Liebesbriefe und Paternitätserklärungen nur als Preis für seine Berufung auf den verweigerten Posten herausgibt. Hulot setzt die Forderung des Erpressers beim Minister durch, der den Skandal der Bloßstellung eines seiner höchsten Beamten verhüten muß. Hulots Tage im Ministerium sind aber gezählt. Seine Schulden sind öffentliches Geheimnis. Ebenso seine Beziehungen zu Madame Marneffe. Diesen Moment benutzt Cousine Bette, mit ihren ehrgeizigsten Wünschen herauszurücken: sie will Hulots Bruder, den greisen Marschall Hulot, Grafen von Pforzheim, heiraten, um, wie sie vorgibt, seinerzeit durch ihre Pension der Familie Hulots beistehen zu können. Ihr kühnes Verlangen scheint sich zu verwirklichen. Ihre Anschläge haben fast an ihr Ziel, zur Erniedrigung ihrer Verwandten, zu ihrer Erhöhung geführt. Sie hat gesiegt, nur allzusehr gesiegt. Baron Hulot hat, um dem unersättlichen Geldhunger von Madame Marneffe zu genügen, zu verbrecherischen Mitteln gegriffen: er schickte den Onkel seiner Frau, einen biedereren Getreidemakler, Johann Fischer, nach Algier, im Glauben, Unterschleife zum Schaden des Ärars durch die militärische Autorität decken zu können. Der Betrug kommt aber auf, Johann Fischer begeht Selbstmord im Gefängnis. Über Baron Hulot bricht ein Strafgericht des Ministers herein. Er ist zu feige, sich eine Kugel durch den Kopf zu jagen. Als Opfer fällt sein Bruder Marschall Hulot, der mit dem letzten Heller seiner Ersparnisse die unterschlagenen Gelder ersetzt, doch die Schmach nicht überleben kann. Cousine Bette hat den bürgerlichen Tod des Generals und eine unheilbare Selbstpreisgebung Adelines mit heraufgeführt: als Adeline von der drohenden Katastrophe hörte, hat sie Cre-

vel, der sich einst vergeblich um ihre Gunst bewarb, um Zahlung der fehlenden 200 000 Franken gebeten und Opfer um Opfer verheißen. Ein Auftritt, der Crevel zu Herzen ging, doch durch Madame Marneffes Bosheit folgenlos blieb. Nach dem Tod ihres Mannes wird Madame Marneffe die Gemahlin Crevels.

Baron Hulot ist jahrelang verschollen. Als es der unerschöpflichen Liebe und unwandelbaren Treue Adelines gelingt, seine Spur wiederzufinden, ist der „verlorene Vater“ auf seinem Lasterweg tiefer und tiefer gesunken. Unter falschem Namen treibt er das Handwerk eines „öffentlichen Schreibers“, der Liebesbriefe für Mägde, Klagen für Winkeladvokaten besorgt, um durch diesen Erwerb für seine Lüste mit halbreifen Kindern aufzukommen. In seinem Haus von den Seinigen mit Ehren und Freuden aufgenommen, lebt er scheinbar auf, ist er eine Weile in Wesen und Behaben wie ehemals der Mann von Welt. Seine Passionen sind aber die alten. Eine normännische plumpe Magd sticht ihm in die Augen. Eines Nachts erwacht Adeline, die seit der ersten Katastrophe von stetem Nervenzittern gepeinigt wird, und da sie Hulots Bett leer findet, sucht sie besorgt nach ihm: im Dienstbotenzimmer hört sie seine Stimme, wie er der Martonne sagt: „Meine Frau wird nicht mehr lange leben; wenn du willst, kannst du Baronin werden.“ Drei Tage später stirbt Adeline: ihr letztes Wort war an ihren Mann gerichtet: „Mein Freund, ich konnte dir nur noch mein Leben geben; in einem Augenblick wirst du frei sein und kannst dann eine neue Baronin schaffen.“ Dann sah man, was selten sein mag, Tränen aus den Augen einer Toten quillen. Ein paar Monate hernach erfuhr die Familie, daß der Baron Hulot die Küchenmagd Agathe richtig geheiratet hatte. Cousine Bette war Adeline im Tod vorangegangen. Bis an ihr Ende hatte sie ihre

Umtriebe gegen die Familie fortgesetzt, in solcher Heimlichkeit, daß alle Hulots ihr Sterbelager umstanden und die Scheidende als Schutzgeist ihres Hauses betrauertem. Das Ende des Ehepaares Crevel-Marneffe hatte Cousine Bette noch zuvor mit ansehen müssen: der betrogene rachsüchtige Brasilianer hatte Valerie einen Giftstoff einzupfropfen gewußt, der sie und Crevel unter den entsetzlichsten Martern bei lebendigem Leib verfaulen ließ.

Absonderlicher noch als dieser absonderliche Ausgang Valerie Crevels ist dessen Vorgeschichte; Adelinens Sohn, ein dieser Musterfrau würdiger Mustermann, Advokat und angesehenener Abgeordneter, verhehlt dem Minister nicht seinen Unmut über die drohende Vermählung seines Schwiegervaters mit Valerie; gleich nachher stellen sich bei Victor Hulot angeblich als Sendlinge der Geheimpolizei aus den Vautrinromanen bekannte Hexen mit der Frage ein, wann und zu welchen Bedingungen er das Ende Valeriens verlange: ein Mordangebot, das er entrüstet abweist. Als ihm dann in milder Form nahegelegt wird, wenn sich sein frommer Wunsch erfüllen sollte, einem italienischen Bettelmönch 40000 Franken zu zahlen, sagt er nicht nein! Und als die Prophezeiung sich verwirklicht und Valerie vorzeitig und so grauenhaft zugrunde geht, erscheint bei Victor Hulot in der Tat ein zerlumpter Frater, dem der Advokat willig das Doppelte der bedungenen Summe ausfolgt. Vautrins Vasallin hat Montès Montejas durch eine ihr Gehorsam schuldige Kurtisane bei einem Diner von Loretten von der Vermählung Valeriens Kunde gegeben, dann, da der Rasende noch immer zweifelt, durch einen Überfall des Liebespaares Valerie-Steinbock in einem Stundenhotel den augenscheinlichen Beweis ihres Verrates erbracht und derart die Rache des vor Eifersucht Tollen in Flammen ausschlagen lassen. Vautrin mit seinen Leuten hat wieder einmal Vor-

sehung gespielt, die Geheimpolizei wie die Feme die Schuldige gerichtet. In diesen Ausartungen einer überhitzten Phantasie will es Balzac nicht allein seinen Nebenbuhlern in den Pariser Romanfeuilletons der vierziger Jahre Sue und dem älteren Dumas gleichtun: es gehört zu den Widersprüchen seiner Art und Kunst, unmögliche Gestalten wie den exotischen Brasilianer, Fabeleien von einem rätselhaften Indianergift und Wundermären von allwissenden, allmächtigen, von Vautrin befehligten Geheimagenten dicht neben Charaktere und Motive zu stellen, die mit solcher Klarheit und Wahrheit nur ein Geist von außerordentlichem Tiefblick schauen und wiedergeben konnte.

Die Stufenjahre eines gealterten Frauenjägers, die unausrottbaren, Pflicht und Ehre vergessenden Gelüste eines greisen Wüstlings werden niemals glaubhafter und genialer vergegenwärtigt werden, als in den Geschicken von Hector Hulot. Der gewaltige Zusammenstoß des Ministers Prinz von Weißenburg mit dem älteren Hulot, Marschall, Graf von Pforzheim, stimmt zu der Zeitgeschichte, in der eine Nichte des Ministers Marschall Sebastiani wegen Wechselfälschungen für einen Liebhaber vor das Zuchtpolizeigericht kam, die Minister Teste-Cubières wegen Bestechung angeklagt wurden und der Herzog von Choiseul-Praslin seine Gemahlin mordete. Der Typus des reichgewordenen, aufgeblasenen Parfümeurs Crevel, der — ein Vorläufer von Flauberts Homais — als seichter Freidenker sich und seinen Geldsack als den Beherrscher der Zeit ansieht, ist aus der Historie des Julikönigtums nicht wegzudenken. Ein dazumal und für alle Zukunft überzeugendes Spiegelbild des schlaffen Halbtalents ist der Schwächling Stanislas Steinbock, und nirgends hat Balzac den Beruf des echten Künstlers ernster und strenger umschrieben, als in seiner Parabase über die Notwendigkeit ehernen Fleißes, unerbittlicher Selbsterziehung.

„Wenn sich der Künstler in seine Schöpfung nicht ohne Zaudern hineinstürzt, wie Curtius in den Abgrund, wenn er in diesem Krater nicht arbeitet, wie ein verschütteter Bergmann, wenn er die Schwierigkeiten der Reihe nach abwägt, statt sie eine nach der anderen zu besiegen, bleibt das Werk unausgeführt und der Künstler begeht Selbstmord an seinem Talent. Deshalb winkt auch derselbe Lohn, der gleiche Lorbeer dem großen Dichter wie dem großen General.“ Erstaunlich in ihrer Verschiedenheit sind die Venuspriesterinnen: von den bettelarmen, nur durch Hunger zur Schande verdammt und den leichtfertigen, die sich mit ihren Künsten brüsten — „n'est pas courtesane qui veut“ — bis zu den von Herzogen umschmeichelten Bühnengrößen vom Schlage Josephine Mirams, die edler Impulse fähig ist angesichts einer Dulderin, wie Hulots makellose Gemahlin Adeline. Ein Buhlerinnengenie wie Madame Marneffe hat unzählige Male Balzacs Schülern und Enkelschülern Modell gestanden: übertroffen wurde das Urbild von keinem Nachfahren Balzacs.

In dem Widmungsbrief seiner „Parents pauvres“, den beiden kontrastierenden Romanen vom Vetter Pons und Cousine Bette, an den mit Eva verschwägerten Prinzen von Teano, Don Michele Angelo Caetani nennt sich Balzac einen Doktor der sozialen Medizin, den Wundarzt unheilbarer Übel. Hoffte er aber auch nicht an volle Genesung der kranken Gesellschaft, so glaubte er doch an die Möglichkeit, manche Leiden zu mildern. Am wenigsten versprach er sich dafür von den politischen Machthabern seiner Zeit. Über Louis Philipp dachte er wohl nachgerade milder, er gab Eva nicht unrecht, die Respekt vor dem Bürgerkönig hatte; waren aber die Tage des Siebzigers nicht gezählt? Genügte nicht der kleinste äußere oder innere Anstoß, so fragte er die Freundin, die Gärung zum Ausbruch zu bringen? Wo wären die Retter in einer

Katastrophe? Trotz seines Bekenntnisses zum legitimen Königtum war Balzac vorurteilslos genug, Musterpatrioten in anderen Lagern zu bewundern. In den „*Illusions perdues*“ spielt der schwärmerische junge Republikaner Michel Chrestien, der bei einem Aufstand für seine Überzeugung fällt, nicht die schlechteste Rolle. Und in „*Cousine Bette*“ wird der Leichenzug des ehrenfesten als Republikaner bewährten greisen Marschalls Hulot, Grafen von Pforzheim, nicht nur von unabhsehbaren Volksmassen begleitet: ein Erzroyalist, Marquis von Montereau, der Bruder des Führers der Chouans, der als „*le Gars*“ im Kampf gegen Hulot unterlag, erweist dem ruhmreichen, edlen Gegner die letzte Ehre und geht hinter seinem Sarge her. Solche Großherzigkeit ist aber die Ausnahme. In „*Z. Marcas*“ erzählt Balzac die Geschichte eines zugrundegehenden, zugrunde gerichteten politischen Genies, das, von Strebern ausgebeutet, in Not endet, außerstande, seine Entwürfe ins Werk zu setzen, seine Ziele, die er hell vor sich sieht, zu erreichen. Als Hauptfehler im politischen Getriebe des Julikönigtums erscheint Marcas die Unfähigkeit der Regierenden, der Jugend ihr Recht werden zu lassen. Noch verderblicher war nach Balzacs Ansicht der Scheinparlamentarismus, dem er in dem 1847 begonnenen, nicht mehr zum Abschluß geführten Roman „*Le député d'Arcis*“ an den Leib rücken wollte. Die Engherzigkeit eines Wahlzensus, demzufolge Jean Jacques Rousseau nicht stimmberechtigt gewesen wäre und Balzac selbst von maßgebenden Wahlkörpern ausgeschlossen blieb, rügte unser Romancier in Gesprächen und Briefen oft und zornig. Im „*Député d'Arcis*“ wird der Schwindel eines provinzialen Wahlkampfes aufgedeckt. Das durch den Tod eines der Großkapitalistengruppe angehörigen Abgeordneten erledigte Mandat von Arcis erscheint in dieser von Danton-Traditionen erfüllten Stadt durch die demokratische Partei



bedroht: um diesen Deputiertensitz für die Regierung zu retten, greift auf den Rat des Ministers Rastignac ein durch Spiel und Weiber ganz herabgekommener Pariser Lebemann, Maxime du Trailles, ein. Von Schulden aufgeessen, sucht er eine reiche Mitgift; die fände er bei seinem schmähhlichen Ruf nicht in Paris; erst wenn er eine amtliche Stellung ergattern könnte, würden seine Aussichten sich bessern. Rastignac macht die Verleihung eines solchens Postens vom Erfolg seines Probestückes in der Wahlschlacht abhängig. Maxime du Trailles will im Bund mit den listig eingefangenen Legitimisten einem unbedeutenden reichgewordenen Hutfabrikanten das Mandat zufallen lassen und zudem die Tochter dieses Herrn Philéas Beauvisage, eines Trabanten und Bewunderers von Crevel, heiraten. Maxime du Trailles glaubt seinen Kandidaten schon durchgebracht zu haben, als unvermutet ein völlig unerwarteter neuer Bewerber, ein begabter Bildhauer, der Sohn eines in der Gegend einflußreichen Edelmannes, Graf Salleneuve, in Frage kommt. Wie die Wahl wirklich ausgetragen wurde, hat Balzac selbst nicht mehr erzählen können: es blieb ihm auch versagt, wie er vorhatte, hundert Personen in der Trilogie seiner parlamentarischen Komödie auftreten zu lassen, deren zweiter Teil: „Der Abgeordnete in Paris“ und deren Schlußstück „Eine Wahl in der Champagne“ heißen sollte.

Heil vermöchte der kranken Zeit und Welt nach Balzacs Glauben nur die Wiederbelebung urchristlicher Gesinnung, stete Betätigung der Nächstenliebe, ja, der Feindesliebe durch Werke der Barmherzigkeit zu bringen. Das sollte eine Romanreihe beispielsweise offenbaren, die den polemisch bezeichnenden Namen führt: „die Kehrseite der zeitgenössischen Geschichte (L'envers de l'histoire contemporaine).“ Ein mäßig begüterter Pariser, der sich im Notariat und als Journalist versucht und nicht bewährt hat, sucht ziemlich lebens-

müde ein stilles, billiges Quartier; Godefroi findet das in einer der entlegensten Gassen in der Nähe der Notredame-Kirche Rue Chanoinesse als Mieter einer Madame de la Chanterie. Die Dame und ihre Hausgenossen wecken seinen Anteil. Unter ihrem Einfluß rafft sich der Schlaffe auf. Ihren Weisungen folgend, geht er verschuldetem und unverschuldetem Leid nach, hilft, als Sendling von Madame de la Chanterie und ihren Getreuen, Bedürftigen und Verzweifelnden, kehrt, wie ein Vorbote der Heilsarmee, in Lasterhöhlen, Elendsherbergen, Verbrechervierteln ein. Allmählich wird er gewahr, daß Madame de la Chanterie bedeutende, von katholischen, erprobten Bankhäusern gut verwaltete Geldmittel zu Gebote stehen. 2—3000 Geldspenden werden ohne Gedanken an Rückgabe verteilt. Godefroi macht gleichsam einen praktischen Kursus der Armenpflege mit. Seiner besonderen Aufmerksamkeit wird ein vom Geschick gepeinigter Hausvater anempfohlen: die Tochter des Unglücklichen leidet an einer entsetzlichen Krankheit; ihre Zähne fallen aus; sie bellt; der einzige Arzt, der das gräßliche Leiden bannen kann, ist ein jüdischer von Godefroi gewonnener Sonderling, der launenhaft und willkürlich seine Patienten wählt oder ablehnt. Der bedrängte Vater ist ein genialer Jurist, der als Staatsanwalt so blutig gegen die Royalisten gewütet hat, daß er, unter der Restauration brotlos, unter falschem Namen sich bergen muß; sein großartiges Werk, das die Verwaltung auf neuen Fundamenten aufzubauen vorschlägt, wird ihm durch wucherische Verleger entwunden. Godefroi nimmt sich des Verzweifelnden mit solchem Eifer und Erfolg an, daß ihn die Gefolgschaft von Madame de la Chanterie für würdig erklärt, in ihre Gemeinschaft, den Geheimbund der Trostbruderschaft einzutreten. Der von Godefroi aus seinem Jammer gezogene Rechtsgelehrte wird zugleich als derselbe furchtbare Ankläger erkannt, der

in der Vendée der Werkmeister der Hinrichtung ihrer Tochter, der Urheber ihrer eigenen Verurteilung zu zwanzigjährigem Kerker war, den Madame de la Chanterie mit den verworfensten Weibern teilen mußte: ein Martyrium, in dem sie beschloß, sich und ihr Dasein nur mehr dem Dienst der Menschheit zu weihen. Als Bourlac erfährt, daß er die Rettung seines Kindes und seine Befreiung aus hoffnungslosem Elend derselben Frau zu danken hat, deren Tochter er auf das Schafott geschickt und die er selbst zum Zuchthaus verdammen ließ, schleppt er sich in ihr Haus, wirft sich auf die Knie und steht nicht eher auf, als bis diese Heilige nach schwerem Seelenkampf die Selbstüberwindung hat, ihm zu vergeben. „An diesem Tag wurde Godefroi für immer dem Orden der Trostbruderschaft gewonnen.“ So lautet das Schlußwort des „Initié“, der letzte Teil des Zyklus „L'envers de l'histoire contemporaine“, den Balzac in der Buchausgabe „Wierzchownia, Ukraine, Dezember 1847“ datierte.

Im Oktober war der Dichter auf dem Gut Evas eingetroffen. Acht Tage lang war er, ohne diese Reise durch ein Nachtlager zu unterbrechen, auf dem Weg gewesen. Das Schloß nannte er ein Louvre, das Gut so groß, wie ein französisches Departement. Die Fruchtbarkeit des Bodens bedarf keines Düngers; das Ehepaar Mniszek gebietet über 20 000 Bauern; zur richtigen Bewirtschaftung der Güter wären indessen 400 000 Seelen erforderlich. Das Land ist so seltsam beschaffen, daß man die größten Herrlichkeiten findet und die einfachsten Bequemlichkeiten vermißt; Wierzchownia ist das einzige Gut, das eine Carcel-Lampe und ein Spital hat; man sieht zehn Fuß hohe Spiegel und hat nur kahle Wände. Dabei gilt Wierzchownia als die luxuriöseste Behausung der Ukraine, die so groß ist wie Frankreich. Balzac genießt dort die wundervollste Ruhe. „Die Behörden waren höchst entgegen-

kommend, ich möchte sagen, geradezu galant gegen mich: ohne dieses Wunder wär' ich, der die Sprache der von mir durchreisten Länder nicht kennt, keinen Schritt weit gekommen.“ Trotz der Fruchtbarkeit der Erde ist es ungemein schwer, Geld für die Ernten zu bekommen, denn die Verwalter stehlen, und an Armen für den Drusch fehlt es. Trotzdem hat man keine Vorstellung von dem Reichtum und der Macht Rußlands, das durch seine Bodenschätze früh oder spät Herrin der europäischen Märkte durch seine Naturprodukte werden muß. Geblendet durch diese Möglichkeiten entwickelt er seinem Schwager den (schon Seite 10 erwähnten) Plan, aus den Eichenwäldern der Grafen Mniszek Holz für Bahnschwellen nach Frankreich zu verfrachten, ein Projekt, das Balzac mit einem Mindestgewinn von 1 200 000 Franken beziffert und nur mit Hilfe eines Bankiers zu verwirklichen wünscht. Das Luftschloß zerfloß, als die Transportkosten berechnet wurden. In Wierzchownia muß man alle Handwerker bei sich haben: so ist ein eigener Zuckerbäcker, Schuster, Schneider, Tapezierer zum Haus gehörig; Balzac begreift nun, daß ihm Herr von Hanski, der sein Hausorchester hatte, seinerzeit in Genf von 300 Bedienten sprach.

Balzacs höchster Lebenswunsch war, wie er seiner Schwester schrieb, noch immer unerfüllbar. Eva behauptete, noch unentbehrlich als Beraterin des Ehepaares Mniszek zu sein in der Verwaltung der Güter. „Sie gab ihrer Tochter alles: diese ihre Absichten waren mir seit Petersburg bekannt. Übrigens bin ich entzückt darüber, daß mein Lebensglück jeden Gedanken an persönlichen Vorteil ausschließt. Ich werde darum nur noch feuriger bemüht sein, das mir Anvertraute zu bewahren. Ich werde noch für etwa zwei Jahre in Verlegenheit sein und die volle Auszahlung der Rente meiner Mutter einige Monate verschieben müssen: es wäre denn, daß meine literarischen Ar-

beiten sehr einträglich sich gestalten würden. Ich mußte hierher kommen, um mir Rechenschaft zu geben über alle Schwierigkeiten, die sich der Erfüllung meiner Wünsche entgegenstellen.“ Trotz eines schweren Katarrhs und der in der Ukraine wütenden Cholera besucht Balzac das nordische Rom, Kiew mit seinen 300 Kirchen und seinem seltsamen Gemisch von Prunk und Elend. Man begegnet ihm allerorten auf das zuvorkommendste. In Wierzchownia hat er Salon, Kabinett, Schlafzimmer: die Fensterscheiben sind Spiegelscheiben, „so daß ich die Landschaft von allen Seiten sehe. Ihr könnt Euch danach vorstellen, was der Louvre von Wierzchownia ist, wo fünf, sechs Appartements gleich dem meinigen für Fremdenbesuche zu Gebote stehen.“ Da er ununterbrochen fortarbeitet, ist er vormittags auf seinem Zimmer: erst zum Mittagessen geht er zu seinen Wirten. Die statten ihm hier und da Gegenbesuche ab. Das ganze Zusammenleben ist patriarchalisch, behaglich.

Angelegentlich bittet er die Mutter, das Haus in der Rue Fortunée sorgsam zu überwachen. Eva hegt unablässig Besorgnisse für ihre Behausung und die seit sechs Jahren zusammengetragenen Reichtümer: Madame Hanska fürchtet Diebstähle, Brände. Und Balzac graut es, wenn er denkt, was er noch alles schuldig ist und was er noch alles wird zahlen müssen für Silber, Leinenzeug, Ergänzung des Mobiliars, eigene Wagen. Das „asiatische Klima“ hat Balzac von Anfang zugeetzt; auf einer Schlittenfahrt kam ihm sein Pelz aus sibirischem Fuchs so dünn wie ein Blatt Löschpapier vor. Seine Freunde bewehren ihn für die Heimreise mit einem Mantel, der so undurchdringlich ist wie eine Mauer. Nach viermonatigem Aufenthalt in der Ukraine trifft er wieder in Paris ein, wohin ihn dringende Geldsorgen, Einzahlungen für Bahnaktien, fällige Schulden rufen. „Das Jahr 1848 wird“, so

schreibt er der Mutter noch aus Wierzchownia, „aus Gründen, die von jedem Willen unabhängig sind, sehr schwer für mich sich gestalten. Alle meine Schulden werden von mir, durch meine Feder bezahlt sein und erst 1849 werde ich den Grund legen zu meinem eigenen Vermögen.“ Zehn Tage nach seiner Ankunft in Paris wurde Balzac Zeuge der Februarrevolution, die noch ganz andere Berechnungen als die seinigen zuschanden machten.

Am 24. Februar sah Champfleury, der kurz vorher dem ihm persönlich unbekanntem Meister einen Roman gewidmet und dadurch Zugang bei ihm gefunden hatte, zu seiner Verwunderung Balzac als einen der ersten in die Tuilerien, in den Saal der Marschälle, unbeirrt durch die Flintenschüsse und das Handgemenge der miteinander kämpfenden Soldaten und Revolutionäre vordringen: ihn hatte das geschichtliche Schauspiel gelockt, und er begriff das Gelüst des gleichfalls herbeigeeilten Darstellers seines *Quinola*, *Monrose*, der einen Fetzen vom roten Samt des Thrones haben wollte. Drei Tage später lud Balzac Champfleury in seine Behausung; als nach einer zweistündigen Unterhaltung, in der fast ausschließlich der Meister das Wort geführt hatte, Champfleury sich empfehlen wollte, zeigte ihm Balzac seine Galerie. Mit gleichem Stolz führte er ein andermal Gautier in seinen Gemächern umher und ließ ihn, dem er ehemals neben seinen gesammelten „*Contes*“ einen Band unbezahlter „*Comptes mélancoliques*“ betitelter Schuldscheine in wehmütiger Laune vorgewiesen hatte, seine Kunstschatze besichtigen. Als ihm Gautier daraufhin sagte, er müsse mittlerweile Millionär geworden sein, wehrte Balzac diese Zumutung kleinlaut ab: „Ich bin ärmer als jemals. Nichts von alledem gehört mir. Ich bin nur der Torwart und Hüter dieses Hauses.“

Ein Pariser Klub, der „*Fraternité universelle*“, setzte seinen

Namen auf die Kandidatenliste für die Nationalversammlung und forderte ihn auf, sein politisches Glaubensbekenntnis abzugeben. Balzac lehnte dieses Verlangen ab. Wer ihn wählen wolle, müsse längst aus seinen Werken wissen, ob er verdiene, den 900 Abgeordneten eingereiht zu werden. An sich würde er das gefährliche, Selbstverleugnung heischende 1848er Mandat annehmen, wenn es ihm aus freien Stücken übertragen würde; darum zu werben, liege ihm fern. Von 1789 bis 1848 habe Frankreich alle 15 Jahre seine Regierungsform gewechselt; es wäre Zeit, ein dauerndes Regiment zu finden, damit die Geschicke des Vaterlandes nicht periodisch in Frage gestellt blieben. Den törichten Einwurf, daß er aus dem fernsten Rußland herbeigeeilt sei, nur um zu kandidieren, fertigte er mit dem Hinweis auf seine literarischen Arbeiten und die Notwendigkeit ab, ein neues Stück auf die Bühne zu bringen. Geldnot bedrängte ihn ärger als irgendwann: Gavarni erzählte den Goncourts, daß er anno 1848 den Romancier das letzte mal auf dem Versailler Bahnhof getroffen habe: die Schranke zwischen der ersten und dritten Klasse lag vor ihnen: „So weit sind wir nun beide“, sagte Balzac. „Sie voll Schulden und ich muß dritter Klasse fahren.“

Wiederum hoffte er, der schlimmsten Bedrängnis durch einen Theatererfolg abzuweichen. Dem Leiter des Théâtre historique hatte er beredt das Szenarium eines Stückes, „Peter der Große und Katharina“, erzählt, das er mit echt russischen Veduten, Trachten, Aufzügen ausschmücken wollte. Nach den Junischlachten kam er von diesem Vorhaben ab: er schrieb dem Direktor dieser Bühne, Hostein, daß nach der blutigen Niederwerfung des Aufstandes der Proletarier die Theater monatelang leerbleiben würden. Schon vorher hatte er im Théâtre historique am 25. Mai 1848 ein Drama, „Die Stiefmutter“, spielen lassen, zu dem ihm die Idee beim Besuch

eines Hauses gekommen war, in dem die Stiefmutter scheinbar in voller, nach Balzacs Eindruck zu voller Eintracht mit der Tochter aus erster Ehe lebt: als er aber einmal zufällig unbemerkt in den Salon kam, sah er, wie das Mädchen beim Verlassen des Zimmers der arglosen Stiefmutter einen Blick des Hasses zuwarf. Aus diesem Erlebnis erwuchs seine „Drame intime“: *La Marâtre*.

Ein achtundzwanzigjähriges Mädchen war namenlos verliebt in einen jungen Mann, dessen Vater von Napoleon zu den Bourbonen überlief und sein Vermögen vergeudete; sie heiratete einen zweiunddreißig Jahr älteren General, der allen von Napoleon Abtrünnigen Todhaß geschworen hat. Sie führt den Geliebten unter falschem Namen als Geschäftsleiter der Fabrik ihres Gatten ein — der General ist Industrieller geworden wie der Marschall Marmont — und ihre Stieftochter wird der Abgott Ferdinands, die diese Neigung ebenso glühend erwidert. Der Kampf der Frauen entbrennt; er wird wie ein Kampf der Wilden mit Heimlichkeit und Hinterhältigkeit geführt. Die Stieftochter vergiftet sich zuletzt, um Ferdinand vor der Rache ihrer Stiefmutter und dem Jähzorn des Vaters zu schützen, mit Arsenik, das ihr die Stiefmutter zugebracht hatte. Die gerichtliche Untersuchung kann Gertrud nichts anhaben: sie ist eine zu allen Schlechtigkeiten, Gehässigkeiten, Gewalttätigkeiten bereite, echt Balzacsche Besessene. Manche Seitenfigur ist gut; die politischen Gegensätze, Napoleonkult und Bourbonenhaß, verleugnen die Zeitstimmung nicht; das Ganze ist unglaublich; die böseste „Stiefmutter“ war diesmal die Muse.

Noch einmal trat Balzac in der Öffentlichkeit unter alte und junge Berufsgenossen: Ledru-Rollin hatte für den 25. Juli 1848 in den Festsaal des Institut de France die Schriftsteller-Gesellschaft geladen, um ihr Gutachten über „Kunstbücher“ abzugeben: nach stürmischen, nicht immer gescheiterten Rede-



reien, die Balzac nicht wenig belustigten, wurde beschlossen, Ledru-Rollin zwei Delegierte zu senden mit der Erklärung, daß Kunstbücher in revolutionären Zeiten weniger am Platze wären, als volkstümliche, und Balzac wurde einstimmig zum Vertreter der Gesellschaft gewählt. Er lehnte diese Ehre rundweg ab: der Minister habe keinen Rat, nur eine Antwort verlangt. Damit zog er sich zurück. Ein junger Poet, Theodor de Banville, verließ mit ihm den Saal und in einem glänzenden Kapitel seiner Erinnerungen erzählt der schwärmerische Lyriker, wie der Romancier, ohne Banville zu kennen, seine Gedanken erraten, sich sofort seiner bemächtigt und auf einer stundenlangen Wanderung durch Paris monologisch seine Ideen über Kunst und Welt habe ausströmen lassen. In solchen Ergüssen hatte Balzac seinesgleichen nur noch in Diderot und Hebbel, denen jeder Hörer gleich recht war, wenn sie dabei sich selbst hören konnten.

Die Zeitfragen über die Organisation der Arbeit bestimmten ihn zu einem „Brief über die Arbeit“, der im Frühjahr 1848 geschrieben, erst länger als ein halbes Jahrhundert später veröffentlicht wurde. Balzac geht hart ins Gericht mit Louis Philipp, der die Jugend niederhielt, der materiellen Wohlfahrt und dem Handel zuliebe den Frieden um jeden Preis erkaufte. Er vergaß, daß Ehre höher steht als Geld; mit den Schlaughteilen eines normannischen Roßtäuschers kommt man weit, doch währe das höchstens 18, keine 20 Jahre in Frankreich. Der Feigste wird mutig, wenn man ihn öffentlich ohrfeigt. Scharf lehnt Balzac die Uniformierung von Lohn und Arbeitszeit ab. In der Gelehrtenrepublik gibt's etwa 1000 Personen, unter den Dramatikern ungefähr 600; Zelebritäten seien darunter nicht so viel, als die Finger seiner Hände. Jährlich 20 000 Franken verdienen keine 50, jährlich 10 000 nicht 200. Alle Theater, Zeitungen, Buchhändler zahlen zusammen höchstens

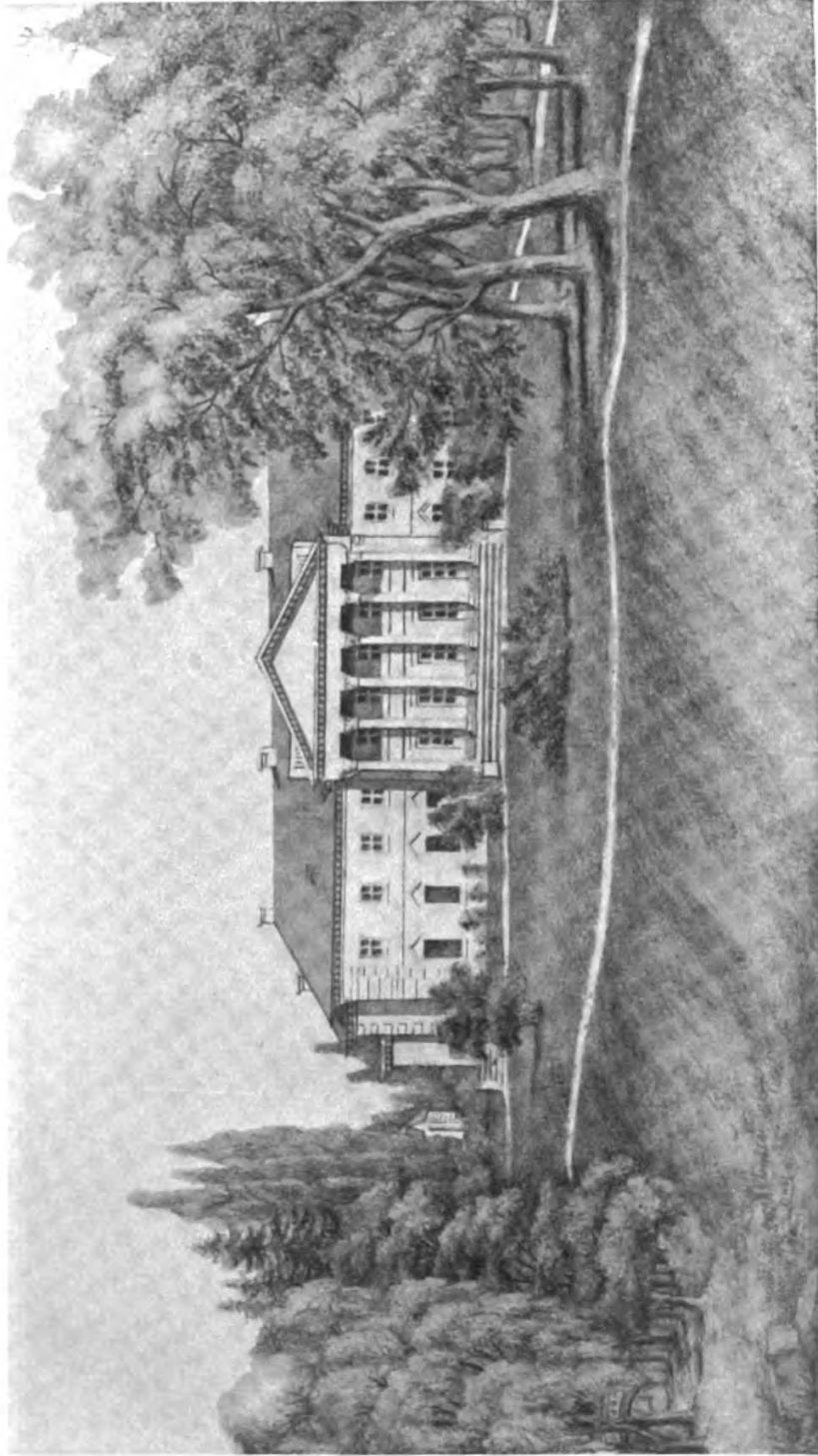
zwei Millionen. Der Staat soll sich nicht in private Verhältnisse mischen. Gleichheit der Arbeits- und Lohnbedingungen setzt die Schimäre gleicher Magen, Gehirne, Leiber voraus. Man würde nur das Kapital aus Frankreich verscheuchen, das Kapital sei aber allen Angriffen unzugänglich; es flüchte, stürmisch aufgenommen, ins Ausland, zumal nach Großbritannien.

Im Herbst reist er wieder in die Ukraine: eine Fahrt, die ihm nur durch ein Darlehn von 5000 Franken des Verlegers Souverain ermöglicht wird; er will höchstens ein Vierteljahr ausbleiben und läßt seine Mutter als Hüterin des Hotel Beaujon in der Rue Fortunée zurück. In Wierzchownia wird er aufgenommen und gehalten wie ein königlicher Gast. Doch nur als Gast. Eva hat durch große Brände auf ihrem Gut, durch treulose Verwandte bei Erbteilungen schwere Verluste erlitten. Eine Schuldenlast von 400 000 Franken für den Kauf und die Einrichtung des Hotels Beaujon bedrückt sie so sehr, daß sie schon erwägt, dieses Besitztum zu veräußern; Honoré scheint auch nicht der einzige, der die Witwe ihrer Reize, ihres Ranges und ihres Vermögens halber zur Gemahlin begehrt. Und als Balzac von Eva erlaubt wird, ein Majestätsgesuch einzureichen, lehnt der Zar ab, durch einen Gnadenakt die Ehe eines französischen Schriftstellers mit Frau Hanska zu genehmigen und verweist die Bittsteller auf die Gesetze des Landes. Die Unsicherheit der Pariser Zustände macht Eva wenig Lust, die Ukraine mit diesem Hexenkessel zu vertauschen. Für Balzac und seine Familie werden die Folgen der Revolution immer katastrophaler. Seit dem Jahr 1847 hat er nichts eingenommen als ein Drittel der Tantièmen, das ihm der Vaudevillist Clairville für eine handwerksmäßige Dramatisierung der Kusine Bette „Madame Marneffe“ zufließen läßt. Eine Aufführung des „Mercadet“ kommt weder in der Comédie

Française, noch mit Frédérick-Lemaître zustande. Sein Schwager Surville, ein Musteringenieur, gerät in so arges Gedränge, daß er sich einschränken, seine Wohnung aufgeben muß. Balzacs Entwürfe zu neuen Stücken „Der Bettlerkönig“ usw. hält auch sein Kamerad Laurent-Jan nicht für aussichtsvoll. Die französische Akademie zieht bei der nächsten Vakanz eine literarische Null, den Herzog von Noailles, Balzac vor: eine Wahl, die Balzac mit dem bitteren Scherz abfertigt: „Der bessere Edelmann war ich; denn ich trat seinerzeit vor der Kandidatur Victor Hugos zurück. Der bessere Autor von uns beiden ist offenbar der Herzog von Noailles, der auch keine Schulden hat.“ Einen Wandel nach allen Wirren erwartet Balzac nur von einer starken, monarchistischen Regierung, und er scheint mit Laurent-Jan Napoleon für den Retter zu halten.

Stärker als alle politischen und literarischen Fragen beherrscht ihn aber die Liebe zu Eva; ebenso groß als durch die „Comédie humaine“ glaubt er nach einem überraschenden Selbstbekenntnis durch die Ehe mit dieser großen Dame aus altem Fürstengeschlecht zu werden, nur durch den Bund mit ihr will er sein Lebenswerk krönen oder weltabgeschieden, wie er als hungernder Musensohn begonnen, mit hundert Franken im Monat sich bescheiden: eine Entsagung, in der er es, wie er behauptet, Spinoza und Rousseau gleichzutun vermöchte.

Sein ruheloses Hirn erschöpfte, als ob es sich um das Geschick eines seiner Romanhelden handeln würde, also alle Zukunftsmöglichkeiten, und achtete nicht der furchtbaren Fortschritte seiner Krankheit, die seinen im Oktober 1848 für ein Vierteljahr festgesetzten Aufenthalt Monat um Monat verzögerte und Eva bestimmte, sich im Mai 1850 nur aus Mitleid mit Balzac trauen zu lassen, nachdem die Ärzte, ohne daß er das ahnte, sein Todesurteil gesprochen hatten. Gleich nach



*Schloß Wierzchownia*



seiner Ankunft im Herbst 1848 meldeten sich Atem- und Gehbeschwerden. Ein Rückfall, den eine Erkältung auf einem Ausflug nach Kiew verursacht hatte, verschlimmerte das Übel und die Sachlichkeit, mit der er seiner Schwester die Symptome seiner Leiden beschreibt, als ob es sich um die Krankheit von Vater Goriot oder Madame de Mortsauf handeln würde, muß jeden Fühlenden doppelt erschüttern. Sein Stiertemperament, so sagt er, nimmt den Kampf mit dem Tod auf: er zählt sich zur Opposition, die das Leben heißt. So tapfer hält er sich in Zeiten, in denen er so schwach ist, daß er sich nicht kämmen kann; er ist nicht imstande, zehn Schritte zu gehen, die kleinste Anhöhe zu ersteigen; zweimal hatte er Erstickungsanfälle, die glauben ließen, sein letzter Augenblick sei gekommen. Zwei gute, in der Wiener Schule gebildete Ärzte, Vater und Sohn Knothe, diagnostizieren eine Hypertrophie des Herzens und versprechen ihm Heilung. Sein Kopf schmerzt Tag und Nacht. Kälte und Hitze des „asiatischen Klimas“ tun ihm gleichen Schaden. Verschiedene Kuren, u. a. eine Zitronenkur, bringen vorübergehend Milderung: eines Morgens stürzt er unter furchtbaren Erbrechungen zusammen, sein Kopf scheint ihm Millionen Kilogramme zu wiegen, neun Stunden lang kann er sich nicht rühren, ihm ist dann wieder zumut, wie einem Haschischtrinker; seine Schwindelzustände lösen Geräusche aus, als ob sein Schädel die Kuppel des Petersdomes wäre, in dem alle Glocken dröhnen. Sechs Tage und sechs Nächte bleibt er zu Bett: sanguinisch wähnt er die Krise beschworen, seine Arbeitsfähigkeit erfrischt, seine Körperkräfte erneut. Die Familie Hanski-Mniszek pflegt ihn wie einen Vater; Eva wird selbst krank angesichts der Leiden Honorés. Seine Augen versagen den Dienst; er magert ab; seine Nerven sind auf das äußerste gereizt. Seinem Verleger schreibt er, daß nur sein Arzt ihn vor dem Ende Souliés behütet habe: denn

Soulié — der vielgelesene, vielgespielte, viel zu viel schreibende Erzähler der Memoiren des Teufels — habe dieselbe Krankheit gehabt wie er; Zulma Carraud bekennt er, daß nur seine fünfzehnjährigen Zwangsarbeiten seine Herz- und Kopfleiden hervorgerufen haben. Einen der wenigen Lichtblicke bereitet ihm das Geschenk eines weißen Schlafrockes aus zirkassischem Seidenstoff (Termolama), der künftig seine alte Mönchskutte überflüssig macht. Seine Heilung scheint ihm vorwärtszugehen und endlich kann er nach langem Hangen und Bangen Mutter und Schwester jauchzend melden, daß am 14. März 1850 in der Pfarrkirche von Berditshof seine Trauung stattgefunden hat: Eva hat durch einen heroischen Entschluß alle Hindernisse beseitigt, ihrer Tochter ihr ganzes Vermögen abgetreten und sich nur eine Rente vorbehalten. Seit 1846 sei er mit Eva verlobt gewesen, für die er Hymne auf Hymne anstimmt in den Briefen an die Seinigen.

Im April tritt das Paar die Reise nach Paris an unter unsagbaren Verdrießlichkeiten; die kotigen polnischen Straßen waren so unwegsam, daß sie statt sechs Tagen einen Monat brauchten, bis sie in Dresden eintrafen. Am 20. oder 21. Mai hofft er in Paris zu sein und er bittet seine Mutter, Treppen und Gemächer festlich mit Blumen zu schmücken, die Ankommenden aber nicht zu erwarten: Eva solle und müsse seiner Mutter den ersten Besuch machen. Als das Paar endlich nach so viel Wechselfällen vor seinem Heim anlangt, strahlt Lichterglanz aus allen Fenstern; vergebens läutet und klopft Balzac um die Wette mit dem Kutscher; ein Schlosser muß gerufen werden, um die Tür gewaltsam zu öffnen; der Diener ist plötzlich wahnsinnig geworden und die erste Aufgabe des „Grafen Balzac“ (so nennt man ihn in den Rechnungen) im Pavillon Beaujon ist es, François in ein Irrenhaus bringen zu lassen.

Mühsam schleppt sich Balzac ein paar Wochen fort; mehr als zwanzig Stufen kann er nicht steigen; zum schweren Ärger seiner Frau geht er selbst ihres Gepäcks wegen auf das Zollamt und versäumt darüber den Besuch Theophile Gautiers, an den er seiner Frau einen Entschuldigungsbrief in die Feder diktiert und das eigenhändige Postskriptum richtet: „Ich kann weder lesen noch schreiben!“ Wenn Balzac nicht mehr lesen und schreiben konnte, war aber seine letzte Stunde nicht fern. Es ging auch rasch bergab. Eva sah den Verfall der Kräfte des schwer Leidenden weniger besorgt an als seine Schwester; ihre Briefe an den behandelnden Arzt, Doktor Nacquart, sind erstaunlich ruhig. Seinen Abschiedsbesuch am 18. August 1850 hat Victor Hugo in den „Choses vues“ geschildert:

„Ich läutete. Der Mond schien durch Gewölk. Die Straße war verlassen. Niemand kam. Ich läutete ein zweites Mal. Die Tür öffnete sich. Eine Magd erschien mit einer Kerze. ‚Was will der Herr?‘ Sie weinte. Ich nannte mich. Man ließ mich in den Salon eintreten, der zu ebener Erde war und in dem auf einer Konsole dem Kamin gegenüber Davids marmorne Kolossalbüste Balzacs sich befand. Ein Licht brannte auf einer reichen, inmitten des Salons stehenden Tischplatte, deren Fußgestell sechs vergoldete Statuetten vom feinsten Geschmack bildeten. Eine andere Frau kam, die gleichfalls weinte und mir sagte: ‚Er stirbt. Madame hat sich zurückgezogen. Die Ärzte haben ihn seit gestern aufgegeben. Er hat eine Wunde am linken Bein. Der Brand ist dazugekommen. Die Ärzte wissen nicht, was sie tun. Sie sagten, daß die Wassersucht eine speckige, daß Fleisch und Haut wie vertalgt wäre und daß es deshalb unmöglich sei, eine Punktierung vorzunehmen. Vorigen Monat hat sich der Herr an der Zierat eines Möbels verletzt.‘ ‚Die Ärzte haben eine Punktierung vorgenommen, aber es hat sich ein Geschwür am Bein gebildet.



Herr Roux hat ihn operiert. Gestern hat man den Verband abgenommen. Die Wunde, statt zu eitern, war rot, trocken, entzündet. Dann haben sie gemeint: er ist verloren und sind nicht mehr wiedergekommen. Man ist zu vier, fünf anderen gegangen. Alle haben erwidert, es ist nichts zu machen. Die Nacht war schlecht. Seit neun Uhr morgens spreche der Herr nicht mehr. Madame hat einen Priester holen lassen. Er ist gekommen und hat dem Herrn die letzte Ölung gegeben. Der Herr hat ein Zeichen gemacht, er wisse, was vorgehe. Eine Stunde später hat er seiner Schwester, Madame de Surville, die Hand gereicht. Seit elf Uhr röchelt er. Er wird die Nacht nicht überleben. Wenn Sie wollen, will ich Herrn von Surville holen, der noch nicht zu Bett ist.' Die Frau verließ mich. Ich wartete einige Augenblicke. Das Licht erhellte kaum das Ameublement des Salons und die prächtigen an den Wänden hängenden Gemälde von Porbus und Holbein. Die Marmorbüste schwankte im Dämmer wie das Gespenst des Mannes, der im Sterben war. Leichengeruch erfüllte das Haus. Herr von Surville trat ein und bestätigte mir alles, was die Magd gesagt hatte.

Wir schritten über einen Gang, wir stiegen eine mit einem roten Teppich belegte mit Kunstwerken, Statuen, Vasen, Bildern, Emailleschüsseln dichtangefüllte Stiege empor, dann kam wieder ein Gang, in dem ich eine offene Tür bemerkte. Ich hörte ein lautes, verhängnisvolles Röcheln. Ich war im Zimmer Balzacs. Ein Bett stand inmitten des Zimmers. Ein Bett aus Mahagoni, mit Traversen und Gurten, zu Füßen und zu Häupten ein Apparat, dazu bestimmt, den Kranken zu bewegen. Herr von Balzac war in diesem Bett, den Kopf gestützt auf eine Masse von Polstern, auf die man noch die Kissen von rotem Damast vom Kanapee des Zimmers gelegt hatte. Sein Gesicht war violett, fast schwarz, zur Rechten ge-

neigt, der Bart ungekämmt, die Haare grau, kurz geschnitten; das Auge offen und starr. Ich sah ihn im Profil und da glich er dem Kaiser. Eine alte Frau, die Krankenwärterin und ein Diener standen aufrecht zu beiden Seiten des Bettes. Ein Licht brannte hinter dem Pfühl auf einem Tisch, ein anderes auf der Kommode bei der Tür. Eine silberne Vase war auf den Nachttisch gestellt. Dieser Mann und diese Frau schwiegen mit einer Art von Schrecken und hörten den Sterbenden laut röcheln. Das Licht beim Pfühl erhellte lebhaft das beim Kamin aufgehängte Bild eines jungen rosigen lächelnden Mannes. Ein unerträglicher Geruch strömte aus dem Bett. Ich hob die Decken auf und faßte die Hand Balzacs. Sie war schweißbedeckt. Ich drückte sie. Er erwiderte den Druck nicht. In demselben Zimmer hatte ich ihn einen Monat zuvor besucht. Er war heiter, voll Hoffnung, ohne Zweifel um seine Heilung, seine Geschwulst lachend zeigend. Wir hatten viel geplaudert und über Politik gestritten. Er warf mir meine „Demagogie“ vor. Er war Legitimist. Er sagte mir: ‚Wie konnten Sie mit solcher Heiterkeit auf den Titel eines Pair von Frankreich, den schönsten Titel nach dem eines Königs von Frankreich verzichten?‘ Er sagte mir auch: ‚Ich habe das Haus des Herrn von Beaujon ohne dessen Garten, aber mit dem Oratorium für die kleine Kirche an der Straßenecke. Ich habe da in meinem Zimmer eine Tür, die zur Kirche führt. Eine Drehung des Schlüssels und ich bin in der Messe. Ich halte mehr auf diese Tribüne als auf den Garten.‘ Als ich ihn verließ, gab er mir das Geleite bis zu dieser Treppe, mühsam gehend, dann zeigte er mir die Tür und rief seiner Frau zu: ‚Vor allem zeige Hugo all meine Gemälde.‘

Die Wärterin sagte mir: ‚Bei Tagesanbruch wird er sterben.‘ Ich stieg hinab und nahm in meinen Gedanken diese fahle Gestalt mit. Da ich durch den Salon schritt, fand ich die

Büste wieder, unbeweglich, fühllos, von unbestimmtem Glanz umflossen und ich verglich den Tod der Unsterblichkeit.

Heimgekehrt traf ich — es war an einem Sonntag — mehrere Personen, die mich erwarteten, u. a. Riza Bey, den Geschäftsträger der Türkei, den spanischen Dichter Navarrete und den italienischen Verbannten, den Grafen Arrivabene. Ich sagte ihnen: „Meine Herren, Europa verliert soeben einen großen Geist.“

Er starb in der Nacht. Er war 51 Jahre alt. Man begrub ihn Mittwoch.“

Die Leiche wurde in der Kapelle Beaujon aufgebahrt: sie passierte dieselbe Tür, deren Schlüssel Balzac kostbarer war als alle Schätze des Generalpächters Beaujon. Giraud hatte am Tag des Todes Balzacs Bild gemalt. Die Abnahme der Totenmaske war unmöglich; so grauenhaft zerstört fanden die Gipsgießer am nächsten Morgen das Gesicht. Man legte die Leiche in einen mit Blei ausgelegten Eichensarg.

Am 22. August war das Leichenbegängnis. In der Kirche Philippe du Roule waren Victor Hugo, Minister Baroche, Housaye, Nerval, Sainte-Beuve, Vater und Sohn Dumas, Banville, David, Frédérick-Lemaître, Augustine Brohan, Rothschild, viele Arbeiter, zumal Setzer und Buchdrucker. Die Zipfel des Bahrtuches hielten Victor Hugo, Alexander Dumas, Sainte-Beuve und Baroche. Dieser Minister des Prinzpräsidenten — Napoleon hatte täglich nach dem Befinden des Kranken fragen lassen — saß in der Kirche neben Hugo und meinte: „Er war ein hervorragender Mann.“ Victor Hugo erwiderte: „Er war ein Genie.“ Der Leichenzug ging über die Boulevards zum Père Lachaise. Die Trauergäste gingen neben dem Sargwagen zu Fuß. Als sie zum Grab kamen, das hoch oben lag, war eine ungeheure Menschenmenge da, der Weg war steil und eng, die Pferde hatten Mühe beim Aufwärts-

gehen den schwankenden Sarg festzuhalten. Victor Hugo wurde zwischen die Räder und Grabsteine geklemmt und fast zerdrückt. Zuschauer, die neben dem Grab standen, rissen ihn an den Schultern zu sich. Man senkte den Sarg in die Gruft, die neben den Gräbern von Nodier und Casimir Delavigne liegt. Der Priester sprach sein Gebet, dann ergriff Victor Hugo das Wort:

„Der Mann, der in das Grab steigt, gehört zu denen, denen der öffentliche Schmerz das Geleite gibt. Die Blicke richten sich fortan nicht auf die Häupter, die herrschen, sondern auf die Häupter, die denken, und das ganze Land erbebt, wenn eines dieser Häupter verschwindet. Heute ist die Volkstrauer der Tod eines Mannes von Talent, die nationale Trauer der Tod eines Mannes von Genie. Der Name Balzac wird sich der leuchtenden Spur gesellen, die unsere Epoche in der Zukunft zurückläßt. Balzac gehört zu der mächtigen Generation von Schriftstellern, die nach Napoleon kam, ebenso wie die erlauchte Plejade des 17. Jahrhunderts nach Richelieu kam, als ob es in der Entwicklung der Zivilisation ein Gesetz gäbe, das den Beherrschern durch das Schwert die Beherrscher durch den Geist folgen ließe. Balzac war einer der ersten unter den Größten, einer der Höchsten unter den Besten. Es ist nicht der Ort hier zu sagen, was alles diese glänzende überlegene Intelligenz war. All seine Bücher bilden nur ein Buch, ein lebendes, leuchtendes, tiefes Buch, das man kommen und sich bewegen sieht mit ich weiß nicht was Schrecklichem und Grausigem gemischt mit dem Wirklichen unserer ganzen zeitgenössischen Zivilisation. Ein merkwürdiges Buch, das der Dichter Comédie genannt hat und das er hätte Geschichte nennen können, das alle Formen und Stile annimmt, das über Tacitus hinausgeht und bis Sueton reicht, das Beaumarchais streift und Rabelais berührt, ein Buch, das Beobachtung, Einbildungskraft ist; das

das Wahre, Intime, Bürgerliche, Triviale, Materielle verschwendet und bisweilen durch alle jäh zerrissene Realitäten plötzlich das düsterste, tragischste Ideal schauen läßt. Unbewußt, er mag wollen oder nicht, zustimmen oder nicht, ist der Autor dieses ungeheuren, seltsamen Werkes von der starken Rasse der revolutionären Schriftsteller. Balzac geht gerade auf sein Ziel los. Er greift der modernen Gesellschaft an den Leib. Er entreißt allen etwas, dem einen die Illusion, andern die Hoffnung, diesen einen Schein, jenen eine Maske. Er durchwühlt das Laster, er seziert die Leidenschaft. Er vertieft und ergründet den Menschen, die Seele, das Herz, die Eingeweide, das Hirn und den Abgrund, den jeder in sich hat. Und durch eine Gabe seiner freien kraftvollen Natur, durch ein Vorrecht der Intelligenz unserer Zeit, die, da sie Revolutionen so nahe gesehen hat, besser das Ziel der Menschheit gewahrt und die Vorsehung besser begreift, erhebt sich Balzac lächelnd und heiter von dieser furchtbaren Studie, die bei Molière Melancholie und bei Rousseau Misanthropie hervorgebracht hat. Dies ist das Werk, das er uns hinterläßt, ein hohes, gediegenes Werk, die robusten Grundlagen von Granit, ein Monument, von dessen Höhe fortan sein Ruf lange leuchten wird. Die großen Männer schaffen ihr eigenes Piedestal, die Zukunft nimmt die Statue auf sich. Sein Tod hat Frankreich mit Schrecken getroffen. Seit einigen Monaten war er nach Frankreich heimgekehrt. Da er sich sterben fühlte, wollte er das Vaterland wiedersehen, wie man am Vorabend einer großen Reise kommt, die Mutter zu umarmen. Sein Leben war kurz, aber voll erfüllt, reicher an Werken als an Tagen. Ach, dieser gewaltige, nimmermüde Arbeiter, dieser Philosoph, dieser Denker, dieser Dichter, dieses Genie hat unter uns das Leben gelebt voll Stürmen, Kämpfen, wie es zu allen Zeiten allen großen Männern gemeinsam ist. Heut ist er hier in Frieden. Nun

ist er über Streit und Haß hinaus. An demselben Tag geht er ein in das Grab und in den Ruhm. Er wird fortan über all den Wolken, die über unsere Häupter ziehen, glänzen unter den Sternen des Vaterlandes. Sie alle, die hier sind, sind versucht, ihn zu beneiden. Wie groß auch unser Schmerz ist angesichts eines solchen Verlustes, ergeben wir uns in diese Katastrophe. Nehmen wir sie hin in dem, was sie Hartes und Bekümmerndes hat. Es ist vielleicht gut, vielleicht notwendig in einer Zeit, wie der unsrigen, daß von Zeit zu Zeit ein großer Tod den von Zweifel und Skepsis erfüllten Geistern eine religiöse Erschütterung mitteilt. Die Vorsehung weiß, was sie tut, wenn sie also das Volk dem höchsten Geheimnis gegenüberstellt und den Tod zu überdenken gibt, der die große Gleichheit ist und auch die große Freiheit. Es kann nur ernste und erhabene Gedanken in allen Gemütern geben, wenn ein erhabener Geist majestätisch in ein anderes Leben eintritt, wenn eines der Wesen, das lange über der Menge mit den sichtbaren Flügeln des Genies geschwebt hat, plötzlich die anderen Schwingen ausbreitet, die man nicht sieht, und in das Unbekannte entschwindet. Nein, es ist nicht das Unbekannte. Ich habe schon bei einer anderen schmerzlichen Gelegenheit gesagt und werde nicht müde es zu wiederholen, es ist nicht die Nacht, es ist das Licht. Es ist nicht das Nichts, es ist die Ewigkeit. Es ist nicht das Ende, es ist der Anfang. Ist es nicht wahr, ihr alle, die mich hört? Särge gleich diesem beweisen die Unsterblichkeit.“

## DIE NACHFOLGE BALZACS

Letztwillig hatte Balzac seine Frau zur Universalerbin eingesetzt, ihr zugleich aber ausdrücklich freigestellt, diese Erbschaft anzutreten oder auszuschlagen; in diesem Testament bestätigte er, von ihr ein Darlehen von 130 000 Franken erhalten zu haben; „aber von 1848 bis zu seinem Tode habe ich“, wie sie einem Vertrauensmann schrieb, „seinen Gläubigern das Doppelte dieser Summe bezahlt, wie das bis zu meiner Ankunft in Frankreich im Mai 1850 die Bücher des Hauses Rothschild und seither die von mir eingelösten Wechsel und Schuldscheine beweisen; überdies habe ich noch 60 000 Franken Rückstände für Balzac zu begleichen außer einer Leibrente von 3000 Franken für seine Mutter.“ Eva nahm alle Lasten dieser Erbschaft vorbehaltlos auf sich. Bis an das Lebensende von Mutter Balzac — drei Jahre lang — zahlte sie der in Danksagungen sich überbietenden Greisin pünktlich diese Rente; von kaufmännischen und literarischen Sachkundigen beraten, ließ sich Eva weiter angelegen sein, im Lauf der Jahre bis auf den letzten Sou Balzacs Schulden zu tilgen. Dem alten, treuen Arzt Nacquard, der den Dichter auch in dieser Todeskrankheit fürsorglich gepflegt hatte, schenkte sie zum Andenken Balzacs legendarischen Stock mit der Erklärung: „Das Geheimnis des Stockes sei die kleine goldene Kette eines jungen Mäd-

chens gewesen, aus der dann der Knopf des Stockes geformt wurde, die Kette des Mädchens, aus dem mit den Jahren die traurige, unglückliche Frau geworden ist, deren Mut Sie aufrecht erhalten wollen.“ Eva hatte Balzac vermutlich in Genf als Liebeszeichen ihr Kettchen gestiftet, das er dann einschmelzen, mit Edelsteinen besetzen und vom Goldschmied Froment Meurice zum Knopf der vielberufenen „Canne de Mr. Balzac“ umarbeiten ließ.

Eva überlebte den Dichter jahrzehntelang; sie ruht in seinem mit Davids Kolossalbüste gekrönten Grab auf dem Père Lachaise, wie die Inschriften verkünden: „Honoré de Balzac, né a Tours le 20 mai 1799, mort à Paris le 18 août 1850. Eva Comtesse Rzewuska, veuve d'Honoré de Balzac, née au château de Pohrebyszcze, morte à Paris le 9 avril 1882.“ Und sie hat nicht nur den Namen Balzac bis an den Ausgang ihrer Tage getragen: sie bemühte sich um den Abschluß einiger unvollendeter Romane, um Bühnenaufführungen seiner Stücke, um die Illustrierung der „Contes drolatiques“ durch Doré, um Ordner des heillosen Wirrwarrs seiner Papiere. All das muß zu Evas Gunsten gesagt werden, ehe man den Gründen nachgeht, aus denen Victor Hugo die Frau Balzacs nicht an seinem Sterbebette traf. Octave Mirbeau hat das abscheuliche Märchen erzählt, daß Eva, während Balzac in den letzten Zügen lag, im anstoßenden Zimmer in Lüsten auf einem Lotterbett mit dem Maler sich wälzte und erst nach wiederholten entsetzten Rufen der Pflegerin halbnackt an Balzacs Schmerzenslager gelaufen sei. Mirbeau mußte auf den entrüsteten Einspruch der Tochter Evas und Gigoux', dessen Sekretär behauptete, der Maler habe Madame Balzac erst 1852 kennengelernt, seine Skandalgeschichte kartonnieren lassen.

Zweifellos hatte die Ehe Balzacs und Evas zu argem Zwiespalt geführt. Evas Neffe, der als Ibsenapostel in Frankreich



tätige Graf Rzewuski hat in einem als „Rettung“ seiner Tante gedachten biographischen Blatt „Le mariage de Balzac“ unumwunden zugegeben, daß die Honigwochen der Neuvermählten sehr bitter waren. Eva sei nur eine Dame von Welt, wenn auch von der besten Welt gewesen, die nie die Tragweite des Riesenwerkes ihres Gatten begriffen hätte. Sie habe Hanski nicht geliebt, wollte diesem Gatten gleichwohl treu bleiben: dennoch gab sie sich dem Romancier in einer großmütigen Aufwallung siegreicher Leidenschaft hin. „Wenn Herr Hanski von einem Mann wie Balzac betrogen wurde, geschah das, weil es nach Rzewuski, selbst in dieser Welt eine Gerechtigkeit gibt.“ Ebenso befremdend wie diese Begründung der Täuschung Hanskis ist Rzewuskis Bekenntnis, daß Evas Ehe mit Balzac, „die uns heute ganz natürlich scheint, der slawischen Aristokratie dazumal wie eine entsetzliche Mesalliance vorkam. Evas Onkel Severin Rzewuski war einer der drei Diktatoren Polens am Ende des 18. Jahrhunderts gewesen. Die Liebschaft hätte man nachgesehen, nicht so die Ehe mit einem Plebejer, Ausländer, Literaten!“

Fast von Anfang an gab es Hader. Zuerst war Eva von Balzacs Eifer als Reisemarschall in hohem Grade befriedigt. So wie sie die russische Grenze hinter sich hatten, fanden sie gastlichen Willkomm auf österreichischem Boden und trotz seiner schweren Leiden konnte sich Balzac nicht genug tun, Eva jede Mühe abzunehmen. Das rühmte sie dankbar in den ersten Briefen an die Ihrigen. Bald aber änderte sich das gründlich. Es häuften sich bei der Heftigkeit Evas, bei der durch die Krankheit gesteigerten Reizbarkeit Balzacs Krisen, Auftritte, Stürme. Die langwierige Fahrt von der Ukraine nach Frankreich, mit dem entkräfteten, schwer beweglichen Patienten war eine traurige Hochzeitsreise, von deren Leidensstationen Eva ihrem Mißmut in Stoßseufzern ihrer Briefe nach

Wierzchownia Luft machte, und in Paris stellten unabweisliche Zahlungen und neue Krankheitsanfälle Balzacs das Paar auf Geduldproben, die Honoré in seinen Selbsttäuschungen gelassener bestand, als seine herrisch aufbrausende Gefährtin. Der Dichter glaubte nicht, daß sein Zustand ernst sei: während einer Punktierung meinte er heiter, der Wahrsager Baltazar habe ihm prophezeit, mit 50 Jahren werde ihn eine so furchtbare Krankheit befallen, daß seine Freunde ihn als verloren ansehen würden, er werde aber gerettet werden und noch weitere 80 Jahre leben. Zwei Wochen vor seinem Tod, am 5. August, diktiert er an seinen Vertrauensmann Fessart die Worte: „Ich habe einen Abszeß am rechten Bein. Das sagt Ihnen, wie sehr meine Schmerzen sich erhöht haben. All das ist indessen nur der vom Himmel verlangte Preis für das ungeheure Glück meiner Ehe“, eine Botschaft, der Eva die Nachschrift folgen läßt: „Sie werden auch fragen, wie der traurige Sekretär die Kraft hatte, einen Brief zu schreiben: Dieses arme Wesen ist zu Ende mit allem, und in diesem Zustand ist man nur mehr eine Maschine, die fortarbeitet, ehe die Vorsehung ihre Sprungfedern zerbricht.“ Eine Woche vor Balzacs Tod meldet sie Fessart: „Inmitten seiner furchtbaren Schmerzen beschäftigt sich mein Gatte dermaßen mit den Summen, die Sie brauchen, daß ich Sie bitte, sofort den fehlenden Betrag anzugeben. Wir haben keinen Augenblick frei: Verbände, Operationen, Schmerzen. Auch ich war sehr krank.“ Mit diesen im Dezember 1924 von der Revue des deux mondes mitgeteilten Zetteln will Bouterons „Apologie von Madame de Balzac“ erklären, daß sie wirklich nur aus Erschöpfung nicht bis zuletzt am Krankenlager ihres Gatten ausgeharrt habe.

Wie dem auch sei, die besten, unbefangenen Kenner von Balzacs Leben und Lebenswerk waren überzeugt, daß Evas

Kundgebungen nach Balzacs Tode von theatralischem Überschwang nicht frei waren, und Spoelberch de Lovenjoul äußert ziemlich unverblümt die Meinung, daß Madame Hanska sein Schaffen gehemmt habe durch die Rücksichtslosigkeit, mit der sie den Dichter, unbekümmert um seine Arbeitspflichten, zu gemeinsamen Reisen nach Deutschland, Italien, Holland, der Schweiz und zu langandauernden Besuchen in Rußland nötigte. Wie redselig auch nach Balzacs Tod das Blut „in der Matrone Adern“ blieb, war offenes Geheimnis.

Champfleury war in der Normandie, als sein Meister starb; gleich nach seiner Rückkehr besuchte er die Witwe, die ihn äußerst beflissen empfing. „Würde man es glauben, ich verließ das Haus erst, nachdem die Vertraulichkeit zwischen uns einen nicht mehr zu übersteigenden Grad erreicht hatte, und ich kann bekräftigen, daß das nicht von mir ausgegangen war. Ich hatte über Neuralgien geklagt; daraufhin legte sie mir beide Hände mit den Worten auf die Stirn: ‚Ich werde Sie davon befreien.‘ Es gibt gewisse magnetische Strömungen, die weiter führen.“ Beschämt im Gedächtnis an seinen Meister kam Champfleury nach Hause. Er sah Eva dann wieder und wieder. Ein Vierteljahr später ging er mit sich ins Gericht. Wie sollte das enden? Er war 34 Jahre alt, er konnte sich versucht fühlen, die 45 jährige zu heiraten, ein Bohemien, der noch andere Liebschaften hatte. Jeden Augenblick zog er sich zurück, und jeden Augenblick rief ihn Eva zurück unter dem Vorwand, Balzacs Papiere seien zu ordnen. Champfleury sah den Torso der „Paysans“ und lehnte es ab, das Werk zu vollenden, eine Aufgabe, der er sich nicht gewachsen fühlte. Nun blieb er Eva eine Zeitlang fern. Daraufhin sucht Madame de Balzac den Säumigen auf und legt, während er einen Augenblick im Nebenzimmer ist, die Hand auf einen Liebesbrief. „Was ist das?“ fragt sie den Ein-

tretenden. Er schwieg beredt, bis sie bittend rief: „Schlagen Sie mich nicht!“ „Nein, Madame, ich werde die Ehre haben, Sie hinauszubegleiten.“ Nach einiger Zeit lud sie ihn wieder zu sich, doch für Champfleury war alles abgetan: „Ich bin einer der größten Gefahren meines Lebens entronnen. So sind die Frauen. Sie war eine Mystikerin und in solche Mystik mischt sich immer ein gutes Teil Sinnlichkeit“ (Champfleury braucht einen derberen Ausdruck). „Sie war dazumal schon sehr dick. Sie hatte die Nase Katharinas II., und ich, der jung und ein Bohemien war, fühlte eine gewisse Aufregung und Furcht, ein Liebesverhältnis mit Kaiserin Katharina von Rußland zu haben. Seitdem hat sie sich beinahe verheiratet mit dem Maler Gigoux, der eine Grotteskfigur ist.“ Gigoux, ursprünglich ein Schmied, der sich als Porträtmaler und auch als Illustrator des Gil Blas einen Namen gemacht hatte, war 1851 in der polnischen Kolonie vielgesucht; Evas Tochter saß ihm zu einem Bildnis; die Mutter ließ sich dann ebenfalls porträtieren, und eine Beziehung begann, in der Madame de Balzac mit ihm „presque maritalement“ lebte.

Tiefer und reiner als Eva hat seine Schwester Laura und Zulma Carraud den Geschiedenen betrauert. Delphine Girardin wurde bewußtlos, als sie seinen Tod erfuhr. Theophile Gautier traute seinen Augen nicht, als er im Café Floriani zu Venedig plötzlich im Journal des Débats las, daß der von ihm als größter Romancier verehrte Meister gestorben sei. Heine schrieb Laube: „Ich habe meinen Freund Balzac verloren und beweint.“ Lamartine, der sich nicht satt lesen konnte an seinen Romanen, gedachte seiner in ebenso hohen Tönen wie Victor Hugo, und George Sand gab ihrer Liebe und Treue für den alten Lebenskameraden wieder und wieder in ihren Schriften dauernden Ausdruck, der in dem Urteil gipfelte: Die unvergänglichen Bücher dieses großen Kritikers der

Menschheit sind nicht Romane, in dem Sinn, den man früher darunter verstanden hatte.

Niemand aber zog unter dem unmittelbaren Eindruck der Todesnachricht die Summe der Existenz Balzacs überlegener und unbefangener als Sainte-Beuve. Unbeirrt durch ihre früheren Fehden würdigte der größte französische Kritiker seiner Tage nicht viel mehr als eine Woche nach dem Leichenbegängnis des Romanciers in seiner Montagsplauderei vom 2. September 1850 Balzacs Lebenswerk in einer Meisterstudie, deren Grundgedanken für alle Folge Geltung behaupten. Balzac sei sicherlich ein Sittenschilderer seiner Zeit gewesen, vielleicht der originellste, berufenste, scharfsichtigste. Frühzeitig habe er das 19. Jahrhundert als sein ihm zugehöriges Reich betrachtet und behandelt. Die Gesellschaft ist wie eine Frau, sie will ihren ureigenen Maler für sich allein. Das wurde Balzac; er hat sich in seiner Malweise an keine Überlieferung gehalten; er hat die Kunst der Pinselführung im Dienst dieser neuen, ehrgeizigen, selbstgefälligen Gesellschaft erneuert, die keinen anderen wollte und Balzac doppelt willkommen hieß, weil sein Abbild ebenso eigenwillig war, wie ihr Urbild. 1799 geboren, war er 15 Jahre alt beim Fall des Kaiserreiches: die napoleonische Ära hat er denn auch mit den tiefhaftenden Eindrücken der Kindheit aufgenommen. Die Restauration konnte er als ungekannter, aufstrebender Künstler beobachten mit der grenzenlosen Begehrlichkeit des Talentes und der Natur, die die verbotene Frucht tausendmal in der Einbildung vorkosten lassen, bevor man sie erringt und besitzt: so hat er die Restauration mit den Gefühlen eines Liebenden von Grund aus erforscht. Das Juli-Königtum sah er in seiner ganzen Fülle von hoher Aussichtswarte; er hat es dann auch entzückend in seinen bedeutendsten Typen festgehalten. Die drei Epochen der ersten Hälfte seines Jahrhunderts hat er durchlebt und sein

Werk ist bis zu einem gewissen Grade der Spiegel dieser Zeiten. Wer hat besser als er die Schönen und die alten Herren des Kaiserreiches konterfeit? Wer vor allem traf köstlicher die Herzoginnen und Gräfinnen des Ausgangs der Restauration, diese Frauen von dreißig Jahren, die ängstlich ausschauten, ob sie den rechten Porträtisten finden würden und bei der Begegnung mit Balzac wechselseitig wie durch einen elektrischen Schlag sich verbunden fühlten? Wer endlich hat besser die unter Louis Philipp triumphierende Bourgeoisie erfaßt, die von ihm verewigte Klasse der Birotteaus und Crevels? Frühzeitig hat Balzac sich vorgesetzt, den Kreis dieser Zeiträume zu durchmessen, und er ließ es daran nicht genug sein: er beschied sich nicht damit, zu beobachten und zu erraten, sehr oft ließ er seine Schöpferkraft und Phantasie walten. Das Herz der aristokratischen Gesellschaft, der er stets nachstrebte, gewann er allerdings als Beobachter von außerordentlicher Feinheit und Anmut: „Die Frau von dreißig Jahren“, „Die verlassene Frau“, „Die Grenadière“ waren die ersten Elitetruppen, die er vor die Feste führte, und mit denen er Herr der Zitadelle wurde. „Die Frau von dreißig Jahren“ ist allerdings keine ganz neue Schöpfung in der Dichtung. Sainte-Beuve erinnert, daß am Fasching-Dienstag 1763 der Hof einen „Ball der Mütter“ gab; die Jugend sah zu, indessen die Mütter tanzten, ein Fest, das in einer hübschen Chansonnette fortlebt mit dem Kehrreim: „Enfants de quinze ans, laissez danser vos mamans“ — Kinder von fünfzehn Lenzen, ruft heut' eure Mütter zu Tänzten. Balzac nahm das unsterbliche Thema von der Frau, die die erste Jugend hinter sich und den Wunsch nach neuem Leben, neuem Lieben sich regen fühlt, auf, es glückte ihm, die Aufgabe zu vertiefen und siegreich zu lösen: und obwohl er die Urform seiner Meister-Novelle *La Femme de trente ans* (wie Sainte-Beuve mit Recht

beklagt) hinterdrein durch mißratene melodramatische, wie aus Verbrecherromanen geholte Folgekapitel schädigte, führte dieses erste kleine Meisterwerk seinen ungeheuren Erfolg herbei.

Noch stärker als in Frankreich war die Wirkung seiner Romane in Italien, Ungarn, Polen, Rußland; vieles, was in der Heimat heikleren Lesern übertrieben und unwahr schien, gefiel im Ausland gerade durch seinen fremdartigen Reiz. Im Abschnitt VII wurde erzählt, daß in Venedig einen Winter lang die vornehme Gesellschaft Namen und Charaktere Balzacscher Hauptgestalten, Rastignac, Marquise d'Espard, Maufrigneuse usw. annahm. Manches, was in Paris nur als Ausgeburt toller Millionärsträume belächelt wurde, wie allzu phantastisch geschilderte Einrichtungen seines Salons im „Mädchen mit den Goldaugen“, verwirklichte man auswärts in Mobiliaren „à la Balzac“. Wie hätte der Künstler stumm und stumpf bleiben sollen nach solchem Widerhall seines Rufes? Er glaubte an diesen Ruhm und hatte den Ehrgeiz, seiner starken fruchtbaren Natur alles abzudringen, was sie an Kräften und Eingebungen aller Art in sich barg. Er besaß den Leib eines Athleten und den Feuergeist eines nach jedem Kranz greifenden Künstlers; es brauchte nichts Geringeres, um seine Sendung zu erfüllen. Erst seit Sainte-Beuves Tagen sah man solche herkulische Organisationen mit dem Aufgebot all ihrer Fähigkeiten zwanzig Jahre lang ununterbrochen ihr ganzes Selbst an ihre selbstgestellten Aufgaben setzen. Wenn man Racine, Voltaire, Montesquieu liebt, fragt man nicht, ob sie von robustem Körperbau waren, sie schrieben nur mit ihrem Denkvermögen. Heutzutage schreibt ein Autor vom Schlage Balzacs nicht nur mit seinen geistigen Anlagen, er schreibt auch mit seinem Blut und seinen Muskeln; die Physiologie und Hygiene eines Künstlers sind unerläßliche Voraussetzungen

der Analyse seines Talentes geworden. Das gilt besonders für Balzac, dessen physische Natur eine große Rolle in seinen moralischen Schilderungen spielt, nach Sainte-Beuve mit Fug und Recht spielt. Zeuge dessen das folgende Geschichtchen. Der blutjunge Villemain liest Sieyès ein „Eloge“ Rousseaus vor; als er an die Wendung kommt, „ich würde fürchten, allzulang meine Blicke auf schuldhaften Schwächen ruhen zu lassen, die man immer weit von sich entfernt halten soll“, unterbrach ihn Sieyès mit dem Einwand: „Nein! nein! man muß sie sich nahekommen lassen, um sie so genau als möglich zu studieren.“ Sainte-Beuve bekennt sich zu der Ansicht Sieyès' und damit zur Art Balzacs.

Ohne Vergleich maßvoller als der Romancier, ist Sainte-Beuve als „biographe-moraliste“ im innersten wesensverwandt mit Balzac. Beide, der Erzähler wie der Literaturhistoriker, wandeln als Menschenkritiker gleiche Wege. Beide sind Jünger der Naturforschung. Nur ist Sainte-Beuve, der in seinen Anfängen Mediziner war, bedächtiger und exakter als Balzac, der sich in seiner Vorliebe für das Okkulte, als Parteiläufer von Swedenborg, Mesmer, selbst Saint-Germain und Cagliostro, vielfach Illusionen hingab. Weit mehr als alles Schulwissen half Balzac seine physiologische Intuition. Mit voller Zustimmung beruft sich Sainte-Beuve auf ein Wort von Philarète Chasles: „Bis zum Überdruß hat man wiederholt, daß Balzac ein Beobachter, ein Analytiker war; er war etwas Besseres oder Schlimmeres, er war ein Seher.“ Was er nicht auf den ersten Blick sah, verfehlte er meist. Wieviel aber sah er, auch wenn er, im Gespräch oder auf seinen Gängen dessen, was um ihn vorging, scheinbar gar nicht acht hatte. Fast jeden Gau Frankreichs hat er in seinen Romanen nicht etwa nur äußerlich beschrieben; seine Städte- und Landschaftsbilder sind von innerem Leben erfüllt: Men-



schen und Legenden, Behausungen und Schicksale bedingen und bestimmen einander: das Saumur Grandets, die Bretagne der Chouans, das Issoudun der Krebsfischerin, das Angoulême des Poeten Rubempré und des Erfinders Séchard, das Sancerre der Provinz-Dichterin Dinah, das Douai des Alchimisten Claës, das Provins von Pierrette, das Burgund der „Bauern“, die Gestade von Croisic (im Drama am Meeresufer und Beatrix), die Touraine in der Lilie im Tale und vielen anderen Geschichten, vor allem aber Paris, „das geliebte Ungeheuer,“ das in ungezählten Aufnahmen, in allen Herrlichkeiten und Heimlichkeiten, in seinen Pracht-Veduten und in seinen Schamteilen erscheint: jedes einzelne Blatt, jedes besondere Bild schließt sich zu einem Atlas zusammen, dessen gleichen kein Kartograph treuer, kein Architektur- und Vedutenzeichner künstlerisch beseelter zustande bringen kann.

Und individuell ebenso deutlich geschieden, in ihren Gesichtszügen, wie in großen und kleinen Besonderheiten ihrer Kleidung standen die zwei bis dreitausend Personen seiner Weltkomödie vor seinem Auge. Er vergaß sowenig wie Wallenstein oder Napoleon einen Menschen, den er einmal ins Auge gefaßt: er wählte und kannte seine Truppen vom obersten bis zum letzten Fußsoldaten und Fuhrknecht, von der Weltdame bis zur Hausmeisterin, Kartenaufschlägerin, Buhlschwester und Kupplerin. Er war, nach Sainte-Beuves Wort, trunken von seinem Werk, in dem er von Jugend an, wie in einer leibhaftigen Welt sich heimisch fühlte. Seine Gestalten aller Stände und aller geistigen und gemütlichen Abstufungen, denen er sein Dasein eingehaucht, vermischten sich in seinen Sinnen mit der Wirklichkeit, die für ihn nur mehr eine abgeschwächte Kopie seiner Schöpfung war. Er sah sie vor sich. Er sagte Sandeau, der ihm von der schweren Erkrankung einer Verwandten erzählte: „Gut. Aber reden wir

von Wichtigerem, von Eugénie Grandet“ und sprach mit seiner Schwester mit vollem Ernst wie von einer ihn selbst angehenden Familienverbindung von der richtigen Braut aus dem nur in seinen Romanen vorkommenden Geschlecht der Grandlieu mit dem oder jenem Ehekandidaten. Seine Gestalten standen in Fleisch und Blut so sinnfällig vor ihm, daß sie ihn nicht mehr freigaben. In Augenblicken der Begeisterung umringten sie ihn, wie eine Runde und rissen ihn in den unabsehbaren Reigen der menschlichen Komödie, der uns nur beim Hinsehen wirblig macht, allen voran den Autor.

Dieser Wundergabe einer unversieglichen Einbildungs- und Schöpferkraft gesellte sich in Balzac, wie Sainte-Beuve einschränkend und zutreffend bemerkt, nicht die andere, wichtigere Eigenschaft, Herr seiner Mittel zu bleiben, als Künstler über das Wachstum seines Werkes zu wachen. Er wurde oft die Beute seiner Schaffenswut, ein Wagenlenker, der sein wild gewordenes Viergespann nicht mehr meistern kann. Er selbst verlangte vom Künstler, daß er sich in sein Werk stürze, wie Curtius in den Abgrund, ein Gebot, dessen Befolgung nicht ohne Gefahr ist. Immerhin wohnte ihm die Kraft inne, sich nach keinem Sieg zu „verliegen“. Seine Anstrengungen wuchsen mit seinen Erfolgen, und Sainte-Beuve anerkannte — wie nach ihm Maupassant — just einen der spätesten Romane Balzacs „Cousine Bette“ für ein Maximum seiner Kunst. Trotzdem hätte dem Erzähler, wenn er einen strengen Zuchtmeister vertragen hätte, dessen Rat und Tadel nutzen können. Drei Dinge kommen bei einem Roman in Betracht: Charaktere, Handlung, Stil. Seine Charakteristiken findet Sainte-Beuve fast durchweg unübertrefflich; schwächer ist er in der Beherrschung der Handlung; sein Stil, der jeder Tradition widerstrebt, hat häufig glückliche Neuerungen, kühne Treffer; sein unablässiges Ringen mit den gesetzten und gedruckten Texten

ist Sainte-Beuve ein Beweis innerer Unsicherheit, des Vorteils, den ihm etwas Mäßigung und Nüchternheit hätten gewähren können. Allein, da der Tod auch solchen Kritikerwünschen ein Ziel gesetzt hat, nimmt Sainte-Beuve Balzacs vielgestaltiges, ergiebiges Vermächtnis in gerechter Schätzung seines Wertes als Ganzes hin, wie es ist. Dem Schöpfer von Eugénie Grandet verheißt der strenge Kenner der ganzen französischen Literatur dauerndes Fortleben; der Vater, fast möchte man sagen, der Liebhaber von Madame Beauséant wird an Boudoirtischchen sein Vorzugsplätzchen finden; wer kecke Laune liebt, wird Gaudissart und seine Sippe nicht missen mögen; so ist für jedermann bei Balzac Genuß und Anregung zu holen. Besonderen Lobes voll ist Sainte-Beuve für den Moralisten, der im Baron Hulot der Cousine Bette die stufenweise Entartung durch zügellose greisenhafte Sinnlichkeit unerbittlich vor Augen führt. Sainte-Beuves Urteil ist in diesem Punkte ausnehmend sachkundig; sein Roman „Amaury“ (den erst sein Verleger in „Volupté“ umtaufte) ist vielfach ein Selbstbekenntnis des jungen Sainte-Beuve, und die erotischen Anwendungen des alternden Senators für das Ewig-Liederliche haben seine Gönnerin Prinzessin Mathilde und sein Freundes- und Feindeskreis nicht erst durch die Aufschlüsse eines seiner Sekretäre erfahren. Balzac und seine Romane verleugnen ihre Herkunft nicht. Sainte-Beuve nennt die Bücher dieser ganzen Generation mehr oder minder Kinder einer Literatur der Sinnlichkeit: die einen, Kinder Renés von Chateaubriand, haben ihre Sinnlichkeit versteckt, gleichsam umwölkt unter dem Mystizismus; andere haben sie offen einbekannt, wie Balzac, der oft und gerade in seinen größten, wahrsten Schilderungen menschlicher Verderbtheit die Sehnsucht nach reineren Lüften, nach den edleren Empfindungen in Walter Scotts Romanen, nach einem Gesang Miltons erweckt.

Ein Endurteil über das Lebenswerk Balzacs lade zum Vergleich mit den Leistungen seiner bedeutendsten engeren Berufsgenossen. Mérimée denke nicht günstiger über die menschliche Natur als Balzac: er sei nur zurückhaltender in der Form, maß- und geschmackvoller im Ton; er habe nur zu wenig von der Verve, von der Balzac zu viel habe. Der Mann von Welt habe den Künstler in Schach gehalten. George Sand sei als Stilistin Balzac überlegen; eine große Malerin von Natur und Landschaft; als Erzählerin fasse sie ihre Charaktere zu Beginn ihrer Geschichten meist gut, im Verlauf ihrer Romane werden sie aber im Bann der Schule Rousseaus unlebendig, typisch, schematisch. Eugène Sue kommt Balzac an Erfindung, Fruchtbarkeit, Aufbau vielleicht gleich; auch er hat lebendige Charaktere; er versteht sich auf bewegte Handlung und weiß das dramatische Räderwerk sehr gut spielen zu lassen. In den Einzelzügen ist er aber schwach, weit weniger neu und originell in der Beobachtung als Balzac; zudem folgt er nicht den Instinkten der eigenen Natur; er gibt sich zum Sprachrohr der Modestysteme anderer her: ein Unrecht, das Balzac sich niemals zuschulden kommen ließ. Alexander Dumas hat leichten Fluß der Mitteilung, munteren Dialog; er bemalt endlose Leinwandflächen, ohne jemals sich oder seine Leser zu ermüden; er unterhält, aber er packt und bewältigt seinen Vorwurf nicht so mächtig wie Balzac. Um der Wucht der Darstellung und der Vertiefung seiner Charaktere willen scheint ihm Sainte-Beuve den Vorrang vor allen anderen Erzählern seiner Zeit einzuräumen.

Eine erschöpfende Studie über Balzac würde nach Sainte-Beuves Eingangsworten ein ganzes Werk erfordern, und der Augenblick sei dafür noch nicht gekommen: angesichts eines kaum geschlossenen Grabes sei die Zeit nicht reif für solche moralische Autopsien. Sie war auch ein halbes Jahrhundert

später nach dem Ausspruch des unermüdlichen Balzac-Forschers Spoelberch de Lovenjoul nicht da, weil die Nächststehenden, selbst wenn sie wie seine Schwester, George Sand und Théophile Gautier der Mit- und Nachwelt wesentliche, wertvolle Beiträge zur Kenntnis und Erkenntnis seines Wesens und Wirkens gönnten, entscheidende Tatsachen mit Schweigen übergingen. Schuld an dem Dunkel, das über Balzacs Dasein lag, trug der Meister selbst, der über seine selbst-erlebten Romane nicht nur nichts in die Öffentlichkeit dringen lassen wollte, sondern die Mitlebenden vielfach, zumal durch die Fabeln von seiner mönchischen Enthaltensamkeit, über sein reichbewegtes Liebesleben geflissentlich irreführte. Ebensovienig Lust verspürte er, außer in der Verschleierung frei umgestalteter Romane, seine Kämpfe und Enttäuschungen, seine trüben Familienschicksale, seine häßlichen Erfahrungen mit verräterischen Kameraden, perfiden Gegnern in der Gelehrtenrepublik und Publizistik, die Pein seiner Händel mit Verlegern, Wucherern, Häschern, die Abenteuer seiner Reisen, die Martyrien seiner Werkstatt zur Sprache zu bringen. Böse Nachreden seiner rachsüchtigen journalistischen Feinde, bewußte und unbewußte Fälschungen, wie sie beispielsweise die Erinnerungen seines Verlegers Werdet in Umlauf brachten, die possenhaften Zerrbilder, zu denen manche seiner unleugbaren Narrenstreiche nicht allein Klatschblättern, sondern alten Kameraden Léon Gozlan, Alphonse Karr, Gavarni gierig aufgegriffenen Stoff gaben, ließen ihn der Nachwelt mitunter als komische Person, gelegentlich selbst als Charlatan, als Doppelgänger seines Mercadet erscheinen.

Zu rechter Zeit konnten diese Märchen und Verkennungen durch Balzacs Worte und Zeugnisse widerlegt werden. Die Sammlung seiner Briefe, die jahraus, jahrein dank der Kollektion Lovenjoul, Balzac in allen Stufenjahren, im Verkehr

mit seiner Familie, seinen Freunden, seinen Herzensköniginnen, seinen Widersachern und Neidern zeigen, lassen uns den Menschen immer lieber gewinnen, seinen Charakter nicht minder hochschätzen als seine Künstlerschaft. Niemand wird ihn, der leichtgläubig und töricht sich im Alltagsleben wieder und wieder täuschte und täuschen ließ, den weisen Balzac nennen: je genauer man ihn aber kennenlernt — und er selbst hat gesagt, daß, wer immer ihn kennenlernen will, dazu lange Zeit brauchen wird („pour me connaître il faut me pratiquer et longtemps“) —, desto williger wird man ihn nicht allein den großen, sondern auch den guten Balzac nennen. Züchtigte er auch in seinen Schriften die Zwiespältigkeit und Verworfenheit seiner Zeit und Umgebung wie wenige andere, ein Menschenverächter, ein Menschenhasser wurde er nicht. Im Innersten blieb er kindlich, wohlmeinend, eine gütige, anteilsfähige und anteilsbedürftige Natur, die sich in den Widmungsblättern der „Comédie humaine“ nicht genug tun kann in Gegengaben für jedes Zeichen der Liebe und Freundschaft.

Wer immer seinem Herzen nahegekommen, wer immer ihn gastlich aufgenommen, wer immer ihm menschlich, geistig, künstlerisch wohlgetan, sollte in der „Comédie humaine“ seine Votivtafel, seine Nische, sein großes oder kleines Erinnerungsmal bekommen. Zweck und Ziel dieser mannigfaltigen Dedikationen hat er wiederholt, zumal in der an die Gräfin Serafina San Severino geborenen Porcia gerichteten Widmungsepistel seiner aus dem Jahr 1836 stammenden „Employés“ zur Sprache gebracht: „Verpflichtet alles zu lesen, in dem Bestreben, nichts zu wiederholen, durchblättert ich jüngst die Geschichten des Bandello, eines in Frankreich wenig bekannten Schriftstellers des 16. Jahrhunderts. Ihr Name wie derjenige Ihres Gemahls fiel mir darin so lebhaft in die Augen, als ob ich

Sie selbst von Angesicht erblickt hätte. Zum erstenmal las ich den ganzen *Bandello* im Urtext und fand nicht ohne Überraschung jede Erzählung, auch wenn sie nur fünf Blätter umfaßte, mit einem vertraulichen Brief Königen, Königinnen und den berühmtesten Zeitgenossen, darunter die Edelsten von Mailand, Piemont, der Heimat *Bandellos*, Florenz und Genua zugeeignet: die *Dolcini* von Mantua, die *Visconti* von Mailand, die *Dante d'Alighieri* (es gab deren noch), die Königin *Margaretha* von Frankreich, den Kaiser von Deutschland, den König von Böhmen, die *Cadore* von Spanien, in Frankreich die Gräfin *Laroche Foucauld*, den Bischof von *Cahors*, kurz die ganze große Gesellschaft der Zeit, glücklich und geschmeichelt durch die Freundschaft von *Boccaccios* Nachfolger. Ich sah auch, welcher Adel dem Charakter *Bandellos* eigen war. Wenn er sein Werk mit so erlauchten Namen schmückte, gab er darum nicht seine nächsten Freunde preis. Nach der Gräfin von Bergamo kommt der Arzt, dem er seine Geschichte *Romeo und Julia* zueignet; dem Herzog von Orleans folgt ein Prediger. Ich dachte, daß ich gleich dem *Bandello* eine meiner Geschichten unter den Schutz einer virtuosa, gentilissima, illustrissima contessa *San Severino* stellen und einige Wahrheiten beifügen könnte, die man als Schmeicheleien ansehen wird. Weshalb nicht gestehen, wie stolz ich bin, hier und anderwärts zu bezeugen, daß heutzutage wie im 16. Jahrhundert die Schriftsteller, welchen Rang immer die Mode ihnen für einen Augenblick anweist, über Verleumdungen, Beleidigungen, bittere Kritiken getröstet werden durch schöne edle Freundschaften.“

*Bandellos* Zueignungsbriefe waren nicht das Urbild von Balzacs Widmungen, die sich ebenso unabhängig von den Mustern französischer Größen behaupten; sie halten sich nicht an die Art *Molières*, der, meist mit abwehrenden Ausfällen gegen mo-

dische Widmungen zeitgenössischer Autoren die eine und die andere seiner Komödien Ludwig XIV., dem großen Condé, der Königinmutter mit Wendungen zueignete, die bei aller durch den Hofton gebotenen äußerlichen Unterwürfigkeit den Mannesstolz des innerlich freien, seiner Sendung bewußten Künstlers nicht verleugnen. Und sie unterscheiden sich ebenso von Voltaires Staatsbriefen, die er der Henriade und seinen Theaterstücken voranschickte und unter der Adresse der Königin von England, Friedrichs des Großen oder des Papstes usw. mutwillig oder ernst an die ganze Leserwelt zur Rechtfertigung oder Verschleierung seiner Absichten richtete. Balzacs Widmungen tragen ein anderes Gepräge; sie gleichen Medaillen, deren Vorderseite den Empfänger, deren Rückseite den Stifter individualisiert, und erinnern an den Einfall Tiecks, jeden Band einer Ausgabe seiner Werke einem Freunde zu widmen mit Worten, aus denen nach Ricarda Huch seine Zärtlichkeit spricht: „des Freundes Eigenart ehren, sich von jedem besonders ergänzen lassen, war die Grundlage seiner Freundschaftskunst“, ein Zug, der auch durch Paul Heyses Widmungen geht.

Bisweilen begnügt sich Balzac damit, auf seine Widmungsblätter nur die Namen der Bedachten zu setzen. Für seinen „Landarzt“, diese Tugendschule, waren die drei Worte „A ma mère“ beredt genug. Nicht minder erschöpfend sind die sechs Worte „Et nunc et semper dilectae dicatum“ — „Der jetzt und immerdar geliebten“ —, mit denen Balzac den die eigene leidenschwere Jugend vor Augen stellenden „Louis Lambert“ in Madame de Bernys Hände legte. Eva Hanska hatte er schon in Genf „Seraphita“ verheißen und 1835 den handschriftlichen Entwurf seines in der Buchausgabe noch schwülstigeren Widmungsbriefes vorgelegt: „Hier ist das Werk, das Sie von mir verlangt haben. Ich eigne es Ihnen zu, glücklich, Ihnen also



die stete, achtungsvolle Zuneigung bezeugen zu können, die Sie mir verstatten, Ihnen entgegenzubringen“ (man merkt es diesen steifen Eingangsworten an, daß sie Evas Gatten vor Augen kommen sollte). „Lesen Sie das Werk wie die schlechte Übersetzung eines seit meiner Kindheit in meinen Träumen erklungenen Hymnus, dessen prophetische Poesie unmöglich in menschlichen Worten wiederzugeben war. Wenn ich auf die Gefahr, der Unzulänglichkeit geziehen zu werden, ein heiliges Buch in Angriff nahm, das in der Durchsichtigkeit unserer schönen Sprache das Licht des Orientes erstrahlen lassen wollte, waren nicht Sie es, die mich zu diesem Kampf bestimmten, indem Sie mir sagten, daß selbst die unvollkommenste Zeichnung dieser Gestalt etwas wäre, was Ihnen gefallen würde? Hier also ist dieses Etwas. Ich hätte gewünscht, daß dieses Werk nur von Geistern gelesen würde, die wie Sie vor den Kleinlichkeiten dieser Welt durch die Einsamkeit behütet sind; für Ihresgleichen wird es vielleicht ein Schemel oder der rauhe unscheinbare Steinflies sein, auf dem man niederkniet, um im Tempel zu beten.“ Nicht weniger verstiegen ist die andere, an Eva gerichtete, XI mitgeteilte Widmung des aus einer von ihr versuchten Novelle erwachsenen Romans „Modeste Mignon“. Wie ganz anders bewegen uns die wenigen Zeilen, mit denen er „Maria“ Eugénie Grandet zueignete: „Möge ihr Name, deren Bild der schönste Schmuck dieses Werkes ist, wie ein beständig grünender, von frommer Hand gepflegter, vom Glauben geweihter Palmenzweig sein, der das Haus beschirmen soll.“ Noch manchen anderen, von Balzac geliebten Frauen sind Bände der „Comédie humaine“ gewidmet: der Marquise von Castries eignete er „l'illustre Gaudissart“ zu, da er die Novelle „La duchesse de Langeais“ ihr wohl vorlesen, nicht aber öffentlich zuschreiben konnte: die Geschichte der gewissenlos mit den reinsten Empfindungen

ganzer Männer spielenden Vollblutaristokratin hätte pamphletartig gewirkt. „Beatrice“ eignete er einer bloß „Sarah“ genannten Dame zu, deren „fromme Bescheidenheit die Sonne der Öffentlichkeit verletzen würde“ und die er einer unter dem Meeresspiegel in buntem Farbenspiel ihr samtenes Gewebe ausbreitenden Wunderblume vergleicht, die welkt und verbleicht, sobald man sie aus der Flut an das Gestade zieht.“ Es steht außer Zweifel, daß „Sarah“ die Gräfin Guidoboni Visconti, eine geborene Engländerin Francis-Sarah Lovell war, von der oben S. 206 eingehend die Rede war und die er genial als Calystes Mutter in „Beatrice“ porträtierte. Nicht so ängstlich war Gräfin Bolognini-Vimercati auf ihre Anonymität bedacht, der „Une fille d’Eve“ zugeeignet ist; die Dedikation dankt für schöne, durch anregende Geselligkeit gewürzte Stunden im Mailänder Stucksalon und dem Garten im Vicolo des Capucins: seine Widmung soll Zeugnis geben, daß er, wenn andere Franzosen der Leichtfertigkeit beschuldigt werden, Italiener sei an Beständigkeit und treuem Gedenken.

Gleiche Gesinnungen betätigt er wie den Fernsten, den Allernächsten. Seiner Schwester, die nachmals seine Biographin werden sollte, Laure de Surville, schrieb er „Un début dans la vie“ mit der Erklärung zu: „Möge der glänzende und bescheidene Geist, der mir den Vorwurf zu dieser Szene gab, die gebührende Ehre haben“; derselben „Almae sorori“ widmete er die Dantes Pariser Aufenthalt verklärende Geschichte „Les proscrits“; von den Kindern seiner Schwester stiftete er Valentine Surville: „La paix du ménage“ und Sophie Surville: „Ursule Mirouët“, jeder mit ihrem Alter und Wesen angepaßten Wendungen. Der Tochter der Etangère, Anna v. Hanska, weihte er „Pierrette“: „Teures Kind, die die Freude eines ganzen Hauses, deren weiße und rosenfarbene Mäntelchen in Wierzchowonia herumflattern wie ein Irrlicht, das Ihr Vater

und Ihre Mutter mit gerührtem Blick verfolgen, wie soll ich Ihnen eine Geschichte voll Schwermut widmen? Soll man Ihnen nicht von Heimsuchungen sprechen, die ein Mädchen, das angebetet wird wie Sie, nie kennenlernen wird?“ Die Prophezeiung traf nicht zu; wiewohl Anna in der Ehe mit dem Grafen Mniszek glücklich hätte werden können, lebte sie so verschwenderisch, daß nach dem Tod ihrer Mutter die Gläubiger sie aus dem Haus Beaujon vertrieben: bei diesem Anlaß wurden Balzacs Papiere, die schon Eva hatte verwahren lassen, vollends verzettelt, buchstäblich auf die Straße geworfen und von den Krämern des Viertels vielfach zu Tüten verwendet — aus ihren Händen rettete nur der Sammel-eifer des Vicomte Spoelberch de Lovenjoul vereinzelt Blätter und Bruchstücke.

Gastfreundschaft wohlgesinnter Wirte in Frankreich, Italien, Deutschland, Österreich, Rußland vergalt Balzac am liebsten mit Erntegaben, die auf ihrem Grund und Boden gewachsen waren: dem Schloßherrn von Fougères, bei dem er an den „Chouans“ gearbeitet hatte, General Pommereul, sandte er „Melmoth reconcilié“; dem Besitzer von Saché, Margonne, bei dem er manches Meisterbuch begonnen und fertiggebracht hatte, widmete er „Une ténébreuse affaire“; der getreuen Jugend- und Lebensfreundin Zulma Carraud, wie schon im VII. Abschnitt berichtet, La maison Nucingen mit einem denkwürdigen Begleitschreiben.

Seinen Bruder Henri bedenkt er nicht allein mit dem „Ball von Sceaux“; da Henri durch traurige Schicksale heillos herabkommt, verschafft ihm der Dichter ein Ämtchen in einer Kolonie und dediziert dem Gouverneur der Isle de Bourbon, Konteradmiral Bazoche „L'interdiction“ „als dankbarer Autor“. Seinem Schwager Surville, einem bedeutenden Ingenieur, widmet er die tragikomische Meisternovelle „La vieille fille“.

Seinem Schulkameraden Barchou de Penhoën übersendet er „Gobseck“ mit der Epistel: „Unter allen Zöglingen von Vendome sind, wie ich glaube, wir die einzigen, die uns auf der literarischen Laufbahn begegneten; wir, die wir Philosophie schon in einem Alter trieben, in dem wir uns nur „de viris“ bekümmern sollten. Hier ist das Buch, das ich schuf, als wir uns wiedersahen und du an deinen schönen Werken über die deutsche Philosophie, zumal über Fichte, gearbeitet hast. So hat weder der eine noch der andere von uns seinen Beruf verfehlt.“ Dem Pariser Quincaillier Dablin, der ihm in Jugendtagen bitterster Not beigestanden, schreibt er die „Chouans“ zu, das Werk, das ihm zuerst Erfolg brachte, mit der lapidaren Ansprache: „Dem ersten Freund das erste Buch“; dem Sohn der Dilecta, Alexander v. Berny, der die unter Balzac zugrunde gegangene Schriftgießerei übernahm und zu großem Ansehen brachte, „in alter Freundschaft“ Madame Firmiani. „Die Lilie im Tale“ bringt er als Dankopfer seinem Arzt Nacquard dar: „Teurer Doktor! Hier einer der am sorgsamsten behauenen Grundsteine meines mühselig aufgerichteten literarischen Baues; ich will Ihren Namen hineingraben, ebensosehr um dem Gelehrten zu danken, der mich einst gerettet hat, als um den Freund all meiner Lebenstage zu feiern.“ Dem Notar Guyonnet Merville dedizierte er, schwerlich in beabsichtigter Anzüglichkeit an die in seiner Kanzlei betriebene Praxis: „Une épisode sous la terreur“ — „eine Episode unter der Schreckenszeit“ — mit der munteren Erklärung: „Muß ich nicht, mein lieber Patron, den Leuten, die alles wissen wollen, Aufschluß darüber geben, wo ich mir Juristerei genug aneignen konnte, um die Rechtshändel meiner kleinen Welt zu führen und das Andenken des lebenswürdigen geistvollen Mannes festzuhalten, der seinem anderen dilettierenden Konzipienten — Eugène Scribe —, den er auf einem Ball traf, zurief: „Sehen

Sie sich doch in meiner Kanzlei um, ich versichere Ihnen, es gibt dort Arbeit genug' man darf beifügen — auch für Lustspieldichter und Romanciers von Balzacs und Dickens' satirischer Ergründung des Reiches der Schikane, der Pfiffe und Schliche schlauer Anwälte, geriebener Erbschleicher, der Schänden und Schwächen aller Gerichtsbarkeit.

In andere Sphären führen Balzacs Beziehungen zu künstlerischen, wissenschaftlichen, politischen, gesellschaftlichen Größen. Den „Mémoires de deux jeunes mariées“ geht ein Sendschreiben an George Sand voran: „Dieses Buch kann den Glanz Ihres Namens nicht erhöhen, der seinen magischen Widerschein auf seine Blätter werfen wird. Dabei spielt meinerseits weder Berechnung noch Bescheidenheit mit. Ich will nur die wahre Freundschaft bezeugen, die unbeschadet aller Reisen und Entfernungen, trotz unserer Arbeiten und der Böswilligkeit der Welt zwischen uns fortbestanden hat. Dieses Gefühl wird sich zweifellos niemals unter uns ändern. Das Gefolge befreundeter Namen, das meine Schöpfungen begleitet, gesellt sich zu den Mühen, die mir ihre Zahl bereitet, als ein Vergnügen: sie entstehen nicht ohne Schmerzen, nicht zu reden von Vorwürfen, die mir wegen meiner bedrohlichen Fruchtbarkeit gemacht werden, als ob die Welt, die mir Modell steht, nicht noch fruchtbarer wäre. Wird es nicht schön sein, George, wenn eines Tages der Altertumsforscher zerstörter Literaturen in diesem Gefolge nur große Namen, edle Herzen, heilige, reine Freundschaften und die Ruhmestitel dieses Jahrhunderts wiederfindet? Kann ich mich nicht stolzer wissen durch dieses gewisse Glück als durch den immer anfechtbaren Erfolg? Ist es für denjenigen, der sie kennt, nicht ein Glück, sich, wie ich es tue, nennen zu können Ihren Freund de Balzac?“ Wie warm über seinen Tod hinaus die Sand Balzacs Gefühle erwiderte, bezeugen ihre, beider Meister wür-

digen, Balzac geltenden Blätter in ihrer „Histoire de ma vie“ und den Aufsätzen „Autour de la table“.

Nicht minder bedeutend ist die Zueignung der „Illusions perdues“ an Victor Hugo: „Sie, der durch das Privilegium der Raphaël und der Pitt schon ein großer Dichter waren in einem Alter, in dem die Menschen noch so klein sind, Sie haben wie Chateaubriand, wie alle großen Talente gegen die Neidischen gekämpft, die sich hinter den Spalten der Zeitungen verschanzt oder in ihren unterirdischen Gängen versteckt haben. Ich würde auch wünschen, daß Ihr siegreicher Name mithilfe zum Sieg dieses Werkes, das ich Ihnen widme und das nach der Meinung mancher eine ebenso große Tat des Mutes als eine Geschichte voll Wahrhaftigkeit wäre. Hätten denn die Journalisten nicht wie die Marquis, die Geldmensen, die Ärzte und Juristen Molière und seinem Theater zugehört? Warum sollte denn die „Comédie humaine“, die „castigat ridendo mores“, eine Macht ausschließen, wenn die Pariser Presse selbst nicht eine einzige aus ihrem Machtbereich freiläßt? Ich bin glücklich mich also nennen zu dürfen Ihren aufrichtigen Freund und Bewunderer de Balzac.“ Victor Hugo hat die außerordentliche Gabe nicht nur durch seine Grabrede gleichwertig erwidert: er hat sich in seinen „Misérables“ als Romancier unverkennbar an das Vorbild der „Comédie humaine“ gehalten.

Ebenso treu wie George Sand und Hugo stand Charles Nodier zu Balzac, der ihm „La rabouilleuse“ dedizierte; der Widmungsbrief, in dem er die von ihm überschätzten verderblichen Wirkungen der Minderung der väterlichen Gewalt befiehlt und sein Bekenntnis zum Katholizismus, im Gegensatz zum unkirchlichen Schulwesen einseitig übertreibend, entwickelt, rechtfertigt die grausam unerbittlichen, lebenstreuen Porträts, die er von vorurteils- und zuchtlosen Landsknechten,

von allerhand zu jeder Missetat bereiten, gemäßregelten Offizieren der Napoleonischen Armee, wie Philipp Bridau, entwirft: „Sie wagen im Privatleben so zu handeln wie auf dem Schlachtfeld.“

„In Bewunderung“ schrieb er „Cäsar Birotteaus Glück und Ende“ Alphonse de Lamartine zu, der Balzac in einer besonderen Schrift ein Totenopfer brachte. Madame de Girardin huldigte er mit Albert Savarus; der Herzogin von Abrantès galt die „Femme abandonnée“; der Dichterin Desbordes-Valmore stiftete er „als der Tochter Flanderns und einem seiner modernen Ruhmestitel“ „Jésus Christ en Flandre“, der Fürstin Belgiojoso „Gaudissart II“. Jüngere Talente, die Balzac der Nachwelt biographisch, anekdotisch, kritisch näherbringen sollten, beschenkte er mit Kleinodien: Théophile Gautier mit den „Geheimnissen der Prinzessin von Cadignan“; seinen Parteigänger Charles de Bernard mit der Geschichte vom Kastraten Sarrasine; Léon Gozlan, der nach Balzacs Tod die mit Vorbehalt aufzunehmenden Humoresken „Balzac intime“ und „Balzac en pantoufles“ zum besten gab, fiel „als Beweis guter literarischer Kameradschaft“ „Une autre étude de femme“ zu. Ein besonders eingehendes Sendschreiben dankt mit der „Muse du département“ dem Grafen Ferdinand Grammont dafür, daß er für jedes in der „Comédie humaine“ eingeführte Adelsgeschlecht als kenntnis- und sinnreicher Heraldiker von Balzac genau wiedergegebene Ahnenreihen, Wappen, Wahlsprüche ersonnen und gezeichnet hat; der Dichter verleiht diesem Nothelfer den Titel des Hozier, eines Wappenkönigs der „Comédie humaine“.

Auch die Maler, Bildhauer, Musiker, Forscher von Balzacs Kreis, vielfach Weltnamen, haben ihren Ehrenplatz in der „Comédie humaine“. Rossini wurde der „Ehekontrakt“, Berlioz „Ferragus“, Franz Liszt „die Herzogin von Langeais“.

Eugène Delacroix (dem Balzacs Suada im Verkehr wenig zusagte) „Das Mädchen mit den Goldaugen“, Achilles Deveria (dem Zeichner seines Jugendbildes) „Honorine“, dem Schöpfer seiner Kolossalbüste David d'Angers „Der Pfarrer von Tours“, dem Maler Boulanger (dem wir eines der besten, gegenwärtig im Museum von Balzacs Vaterstadt aufbewahrten Bildnisse des Dichters zu danken haben) „Die Frau von dreißig Jahren“ zugeeignet. „Dem großen und erlauchten“ Geoffroy Saint-Hilaire huldigte er „als Denkzeichen für sein Genie und seine Forschungen“ mit einem seiner berühmtesten Bücher, dem „Père Goriot“.

Die Deutschenfreundlichkeit Balzacs äußert sich auch in den Widmungen der „Comédie humaine“. Dem „Lanzknecht“, Fürst Fritz Schwarzenberg, ist „Adieu“ zugeeignet; dem Orientalisten Hammer-Purgstall „Le cabinet des antiques“: „Teurer Baron,“ heißt es in der Dedikation, „Sie haben sich so warm für meine lange, weitläufige Geschichte der französischen Sitten im 19. Jahrhundert interessiert, Sie haben meinem Werk solche Ermutigung angedeihen lassen, daß Sie mir das Recht gegeben haben, Ihren Namen einem der Fragmente, die einen Teil davon ausmachen, mit auf den Weg zu geben. Sind Sie nicht einer der ernstesten Vertreter des gewissenhaften, forschungsbeflissenen Deutschland? Sollte Ihre Billigung nicht Richtschnur für andere sein? Ich bin so stolz, sie erlangt zu haben, daß ich mich bemühte, sie zu verdienen, indem ich meine Arbeiten mit jener Unerschrockenheit fortsetzte, die Ihre Studien kennzeichnet und ohne welche die literarische Welt das von Ihnen aufgerichtete Monument: ‚Die Geschichte des osmanischen Reiches‘ nicht besäße. Ihre Sympathien für die Arbeiten, die Sie gekannt und den Interessen der orientalischen Gesellschaft zugewendet haben, hat oft die Glut meiner Nachtwachen genährt, die von den Einzelheiten unserer modernen



Gesellschaft in Anspruch genommen war. Wären Sie nicht glücklich, das zu wissen, Sie, dessen unbefangene Güte sich derjenigen unseres La Fontaine vergleichen läßt? Ich wünsche, daß dieses Zeichen meiner Verehrung Sie und Ihr Werk in Döbling (bei Wien) trifft und Sie und die Ihrigen alle an einen Ihrer aufrichtigsten Freunde und Verehrer erinnert.“

Der Stiftsdame Louise Thürheim hat er „Une double famille“ zugedacht. Dem deutschen Musiker Strunz dedizierte er zum Dank für seine fachmännische Hilfe „Massimilla Doni“. Zwei in Paris eingewurzelte Deutsche traf er eines Tages rasch nacheinander auf dem Boulevard, Heine und Rothschild, der eine „der ganze Geist“, der andere „das ganze Geld der Juden“. James Rothschild widmete er — eine spaßhafte Anspielung? — „Un homme d'affaires“, der Baronin, die ihn oft zu Gaste bat, „Das verfluchte Kind“. Heine, der Balzac immer gern sah und mit der Schwester Lassalles einmal zum Essen in sein Haus lud, eignete er „Un prince de la Bohême“ zu: „Mein lieber Heine! Ihnen diese Studie, Ihnen, der in Paris den Geist und die Poesie Deutschlands verkörpert, wie Sie in Deutschland die lebendige, geistvolle französische Kritik verkörpern, Ihnen, der besser als irgendwer wissen kann, wieviel an Kritik, Liebe, Spaß, Wahrheit sie enthält.“ Dem österreichischen Botschafter, dem Madjaren Apponyi, hat Balzac gleichfalls Dank zollen wollen.

„Les parents pauvres“ widmete Balzac dem Verwandten Evas Don Michele Angelo Caetani nicht als römischen Fürsten und Abkömmling eines Geschlechtes, das der Christenheit Päpste gegeben, sondern als Kommentator Dantes, dessen Gelehrsamkeit es mit drei Schlegeln aufnehmen könnte und Balzac erst die ihm bis dahin unendlich rätselvoll erscheinende Divina commedia erschloß. Deshalb füge er seinen Namen dem der in der „Comédie humaine“ durch Episteln bedachten Porcia,

San Severino, Belgiojoso an, die schon Bandello der Bischof gleicherweise geweiht durch Novellen, die Shakespeare stofflich mehrfach, oft bis auf einzelne Reden, in seine Stücke herübergenommen hätte. Bevor Balzac also Buch um Buch bestimmten Persönlichkeiten zuschrieb, hatte der Anfänger die „Physiologie du mariage“ der unbekanntem Menge zugewendet: „Achten Sie auf diese Worte: der überlegene Mensch, dem dies Werk zugeeignet ist, besagt das nicht: — Ihnen?“ Und 1830 wählt er im Vorwort zum „Elixier des langen Lebens“ absichtlich die herkömmliche Anrede „an den Leser“. Die Lektüre bringe uns unbekannte Freunde. Der Autor hofft darum, seine Schuld bezahlt zu haben, indem er dies Buch „Diis ignotis“ zueignet.

In den 20 Jahren, die seit Balzacs ersten Siegen die Fülle seiner Schöpfungen der unersättlichen Lesewelt beschied, wuchs die Menge dieser unbekanntem Freunde nicht bloß, soweit die französische Zunge klingt, in aller Herren Ländern, wohin immer die Mode- und Feuilleton-Romane der Pariser Presse in guten und minder guten Übertragungen drangen. In breiten Schichten des In- und Auslandes genoß er Weltruhm. „Ganz Europa war für ihn“, nach Sainte-Beuves Wort, „wie ein Park, in dem er auf jedem seiner Gänge Freunde, Bewunderer, eifrige, üppige Gastlichkeit genoß. Dies kleine Blümchen, das er Ihnen kaum getrocknet zeigte, hatte er kürzlich in der Villa Diodati gepflückt; ein Bild, das er Ihnen beschrieb, hatte er gestern im Palast eines römischen Fürsten gesehen. Von einer Hauptstadt zur andern, von einer Villa in Rom oder der Isola bella zu einem Schloß in Böhmen oder Polen war für ihn nur ein Schritt. Ein Zauberschlag versetzte ihn dahin, und man kann nicht einmal sagen, daß das für ihn ein Traum war: denn was lange nur Phantasie eines Dichters war, hat die Hingebung einer Frau für ihn“, so glaubte

Sainte-Beuve von Eva, „glücklich verwirklicht.“ Ein Sinnbild dieser nach allen Himmelsrichtungen, in alle Schichten verzweigten Beziehungen sind seine Widmungen. Blatt um Blatt flicht sich zu einem unverwelklichen Kranze zusammen. Der Stifter und die Empfänger der Dedikationen kommen miteinander auf die Nachwelt, wie, um den größten Weltroman zu nennen, mit den beiden Teilen des Don Quixote der Herzog von Bejar und der Graf von Lemos, dank Cervantes' Widmungsbriefen, durch alle Zeiten und Zonen fort dauern.

So weit und tief Balzac auf die Mitwelt wirkte, stärker und tiefer noch wirkte und wirkt er bis zur Stunde auf die Nachwelt. Sieht man von dem exotischen Roman ab, dem Bernardin de Saint-Pierre, Chateaubriand, Pierre Loti die Wege in die Tropen, nach Amerika und Ostasien wiesen, dann ist es nicht zu viel gesagt, Balzac den Stammvater der Sittenschilderungen im neueren französischen Roman und Drama zu nennen. An diese Zukunft hat der ganz in der Gegenwart wurzelnde Meister selbst schwerlich gedacht. War er doch, als er das erste Dutzend Bände seiner Sittenstudien in geschlossener Reihe vor sich sah, so überrascht, daß er sich nach seinem wunderlichen Gleichnis vorkam wie der Arbeiter an einem Gobelin, der auf fremdes Geheiß die Fäden ineinanderschlingt und erst hinterdrein, unversehens vor das fertige Gewebe tretend, gewahr wird, zu welchem Gemälde er mitgeholfen. Er war auch bis in seine letzten Zeiten, auf der Höhe seines Könnens, häufig ganz unsicher, was an Werken war, die er in drangvoller Geldnot, im Rausch des Schaffens Blatt um Blatt in die Druckerei schicken mußte. „Ich ahnte nicht, was Cousine Bette wäre“, schreibt er Eva während des Erscheinens des noch gar nicht zu Ende geschriebenen Romans im Feuilleton des Constitutionnel, erstaunt und gehoben durch den Widerhall, den ein paar Prachtkapitel, wie „Le bilan de Madame

Marneffe“ bei Kennern, wie Delphine Girardin, und im großen Lesepublikum weckten. Es mindert seine Bedeutung als Denker nicht, wenn man zugibt, daß er als Künstler sein Eigenstes instinktiv gefunden, als Werkmeister der „Comédie humaine“ seine kühnsten, folgenreichsten Eingebungen durch plötzliche Erleuchtung empfangen hat. Das launige Wort Renans, der, nach dem Tod Victor Hugos um sein Urteil befragt, sagte, der Ewige hätte diesen Dichter durch ein besonderes Dekret zu seiner Sendung berufen, eine Form der Ernennung, die der Kritik nahelegt, ein Ausnahmewesen gelten zu lassen, wie es ist, könnte mit gleichem Recht auf Balzac gemünzt worden sein. Er hat so unendlich Vieles unübertrefflich gut gemacht, daß es unbillig wäre, mit dem ins Gericht zu gehen, was er unübertrefflich schlecht gemacht. Unarten des Geistes, Geschmacksverirrungen, fratzenhafte Verzerrungen von Dingen und Menschen, die in der „Comédie humaine“ so wenig fehlen, wie in tausend anderen zeitgenössischen französischen Sensationsromanen, die nach Grillparzers Zornwort von Schurken für Narren geschrieben scheinen, macht Balzac wett durch die Fülle genial geschauter Gestalten, Gegenden, Behausungen, die er in einer angeborenen, überlegen gepflegten, in der Schule Walter Scotts erwachsenen, allgemach zu völliger Selbständigkeit gediehenen neuen Kunstübung als Lebens- und Totenbeschwörer, der seinesgleichen sucht, mit Goethe zu reden, Wirklichkeiten werden läßt. Für die drei Zeiträume, die die „Comédie humaine“ umspannt, das erste Kaiserreich, die Restauration, das Bürgerkönigtum, ist es ihm gelungen, nach seinem Gebot, „mit dem Standesamt den Wettstreit zu bestehen“: Hulot, Goriot, Rastignac, Marneffe, Grandet, Gobseck, Helden- und Charakterspieler, Episodisten und Liebhaberinnen, Abenteurer und Buhlerinnen, Hunderte von Hauptdarstellern und Nebenfiguren der 2—3000

von Balzac auf die Bühne gebrachten Persönlichkeiten seiner Weltkomödie prägen sich dem Gedächtnis dauerhafter ein, als Millionen im Kirchenbuch verzeichneter Menschen, die lebhaftig auf den Pariser Boulevards und in den Provinzen von Frankreich umhergewandelt sind.

Dem Unerschöpflichen genügte nichts von alledem, was er in der „Comédie humaine“ fertiggebracht und weiter auszuführen gedacht hatte. Der durch die Februar-Revolution einer neuen Zeit gegenübergestellte Meister schickte sich an, auch diese jüngsten Wandlungen künstlerisch festzuhalten: Sainte-Beuve berichtet, daß Balzac mit Feuereifer im Gespräch von diesem Roman aus der Zeit der zweiten Republik und des aufsteigenden neuen Kaisertums so deutlich erzählte, daß er die Skizze nachzeichnen vermöchte. Der Kritiker hat es leider sich und uns versagt, diesen Plan mitzuteilen, der sich auch in dem von Frau Eva verwalteten, weder von Paul Lacroix (dem Bibliophilen Jacob) noch von Champfleury, Dutacq und andern auch nur oberflächlich, geschweige fachmännisch gesichteten Nachlaß nicht erhalten hat. Balzacs Witwe ließ nur die bei Lebzeiten Balzacs fragmentarisch erschienenen Romane „Les petits bourgeois“ und „Le député d’Arcis“ von Charles Rabou herzlich schlecht ergänzen und äußerlich abschließen. „Les paysans“ brachte sie an der Hand weniger von Balzac zurückgelassener Kapitel notdürftig unter Dach.

Die Aufgabe, der neuen Zeit den Spiegel vorzuhalten, die noch der sterbende Balzac lösen wollte und nicht mehr lösen konnte, fiel dem nachwachsenden Geschlecht zu, dessen berufenste Wortführer den Spuren Balzacs folgten. Allen voran Victor Hugo in den zehn Bänden seiner „Misérables“: sein Buch sollte „der Weg vom Bösen zum Guten, von der Hölle zum Himmel, vom Nichts zu Gott sein. Ausgangspunkt die

Materie; Endpunkt die Seele; am Eingang die Hydra, am Ausgang der Engel“. Dieses im Text noch bedeutend wortreichere Programm wird, von der viel zu weitwendigen Fabel abgesehen, in unaufhörlichen Predigten wiederholt. Fortschritt, Glorifikation der Französischen Revolution, Menschheitsverbrüderung, Verherrlichung Frankreichs als Führer der Menschheit kehren beständig wieder in Abwandlungen, die dadurch nicht überzeugender werden, daß sie durch vermeintlich kühne Paradoxien, Antithesen, rhetorische Prunk- und Prahlstücke verstärkt werden. Der Träger des Werkes, Jean Valjean, ist ein Bagnosträfling, der grundverschieden von Balzacs Vautrin, ein Ausbund der Selbstüberwindung, ein Märtyrer und Heiliger wird. Er vollbringt Wundertaten, die Herkulesleistungen in Schatten stellen, scheint wie durch Hexensalben oder Zaubersegen gefeit gegen Verwundungen. Seine Leibeskraft befähigt ihn, Lastwagen mit ihrem Vorspann zur Rettung eines sonst sicherem Tod verfallenen Krüppels aus dem Morast zu heben; von Raubmördern umstellt und gefesselt, löst er sich aus den Ketten durch Feilen, die er aus dem Bagno mitgebracht und in einem winzigen Ring geborgen hat; einen auf den Barrikaden zerschossenen, scheinbar leblosen Jüngling schleppt er unter unsäglichen Hemmungen durch die unterirdischen Kanäle der Weltstadt und entzieht ihn mit einem zufällig als Helfer eingreifenden Überbanditen auflauernden Spitzeln; unter falschem Namen wird er Schöpfer einer Glasindustrie, die ihn zum Krösus und zum Maire der durch seine Großmut wohlhändig gewordenen Gemeinde macht; ein Geheimpolizist identifiziert ihn; die Anzeige wird jedoch zunichte, da ein Kretin als sein Doppelgänger vor Gericht gestellt wird; nach einem (von Sainte-Beuve mit Recht gerühmten) Seelenkampf (*tempête sous un crâne*) beugt Valjean einem Justizmord vor: auf die Gefahr,

wiederum lebenslang auf die Galeere zu kommen, stellt er sich ungerufen und enthüllt durch sein selbst den Staatsanwalt erschütterndes Bekenntnis seine Vergangenheit. Bevor er abermals auf die Galeere geschickt wird, hat er Zeit und Kraft, sein Vermögen im Walde zu verstecken und für das Kind einer Verlorenen zu sorgen, deren er sich voll Mitleid über ihren unverschuldeten Jammer auf ihrem Sterbebette annimmt. Nachdem er zum zweitenmal das Bagno bezogen, entkommt er wiederum, indem er sich zur Rettung eines Matrosen mit höchster Lebensgefahr ins Meer stürzt und, scheinbar ertrunken, durch Tauchen sich verborgen hält. Entwischt, weiß er den Verfolgungen desselben Polizeispions Javert, der ihn schon als Maire gefährdete, durch die abenteuerlichsten Wagnisse zu begegnen und im Klosterfrieden eines vom Pariser Getümmel wie eine mittelalterliche Freistatt abgeschlossenen weltfernen Pensionates sich acht Jahre mit der von ihm ihren Quälern, habgierigen, hyänenartigen Ziehelnern, entrissenen Tochter der Prostituierten vor jeder Entdeckung zu beschützen. Dieses abgöttisch verehrte Mädchen, Cosette, bringt fertig, was vorher keine Heimsuchung vermochte: sie hat, von Jean Valjean ungeahnte, schuldlose Zusammenkünfte in ihrem abgelegenen Hausgarten mit einem jungen, bildschönen Studenten; diese Neigung Cosettes bringt Valjean um seinen einzigen Lebenstrost; er stirbt herzkrank. Ein erbarmungsloses Schicksal hat ihn zu Tode gehetzt. In jungen Jahren hatte er für seine Bruderskinder aus bäuerlichem Geschlecht zu sorgen; als die Kleinen hungerten, stahl er aus einem versperrten Bäckerladen Brot; dieses selbst im Strafrecht durch Notstand entschuldbare Delikt führte ihn das erstemal auf die Galeere; die Verlängerung der fünfjährigen auf 19 Jahre Bagnostrafe war die Folge mehrfacher Fluchtversuche. Selbst nach seiner Freilassung erscheint er

durch die seinem Zwangspaß beigefügte Warnung „höchst gefährlich“ allem Hohn, leiblichen und moralischen Mißhandlungen preisgegeben. Zu Beginn der Misérables sehen wir Valjean allerorts wie einen Pestkranken ausgestoßen, bis ein ur- und überchristlicher Bischof ihm Gastfreundschaft gewährt: ein Akt der Barmherzigkeit, den Valjean mit dem Diebstahl bischöflichen Tafelsilbers erwidert. Von Häschern eingebracht, entlastet ihn der Bischof nicht bloß, er läßt ihm die gestohlenen Leuchter als Geschenk. Auch diese Hochherzigkeit dämpft nicht Valjeans Rachegefühle: nur aus Lust am Bösen raubt er einem armen Savoyardenknaben gewalttätig ein paar erbettelte Groschen. Der Frevel ist Valjeans letzte Untat. Sowie er zum Bewußtsein dieser in halbem Irrsinn begangenen Schändlichkeit kommt, bricht er in einen Tränenstrom aus: die Bekehrung des Sünders, an dem Welt und Schicksal mehr verbrochen, als er je verschuldet hat, bleibt nicht aus. Das Vorbild des Bischofs ist fortan sein Leitstern, reinste evangelische Gesinnung wird seine Richtschnur.

Diese Fabel, die den Stoff einer Traktätlein-Geschichte abgeben könnte, wird mit allen Reizmitteln des dazumal modischen Sensationsromans gewürzt. Die Out-laws in ihren Niederträchtigkeiten und Rebellenstimmungen; die Härten des Kriminalkodex; die Unmenschlichkeit des Strafvollzuges; die Mißhandlungen der in der „Galeerenkette“ nach dem Bagno von Bütteln und Gendarmen mit Peitschen und Knüppeln wie Bestien zu Paaren getriebenen, mit Halseisen und Ketten beschwerten Züchtlinge; die Gewissenlosigkeit der Studenten, die ihre Grisetten lachend und unbekümmert um die Kinder, die sie gezeugt, im Stiche lassen: Unheil, das viele der Besten dieser Mädchen aus Fürsorge für ihre Kleinen zu schweren Geldopfern und zu gewerbsmäßiger Unzucht nötigt: diese und



ähnliche Gesellschaftszustände der Zeit, in der die Misérables spielen (1815—1832), werden grell, theatralisch, auf dem nicht immer nach der Natur gemalten Hintergrund von Sues' Mysterien von Paris, um ein Wort Richard Wagners zu gebrauchen, in Effekten ohne Ursachen aufgezeigt: Räuber- und Schatzgräber-Geschichten werden von Arme-Leut-, Revolutions-, Kriegs-, Barrikaden-Szenen abgelöst. Die Tugendkolosse wie Valjean sind ebenso hohl wie die Lasterkolosse der Leichenschänder Thenardier und das Liebespaar Marius-Cosette. Die Revolutionäre an der Spitze sind vielfach Masken; die verschmähte, für ihren hoffnungslos Geliebten sich edelmütigst opfernde Tochter Eponine des Überschurken Thenardier schemenhaft, unmöglich. Und trotz all diesen Mängeln und Maßlosigkeiten versöhnt eine Persönlichkeit mit den „Misérables“ — Das ist Victor Hugo selbst, der trotz aller Unarten seines Wesens, trotz aller Unnatur seiner Erfindungen und Leute die große Masse seiner Leser in den Bann seiner Heilsbotschaft zwingt, an die er selbst fest glaubt. Die Naivität, mit der Hugo der abgebrauchtesten Mittel des Sensationsromans sich bedient, entwaffnet um so mehr, als er die Größe seiner Künstlerschaft durch die Wucht der Sprache und manche wohlgeratene Zwischenspiele beglaubigt: seine Phantasien über den Pariser Gamin vom Schlage Gavroches, seine Charakteristiken der akademischen Jugend des lateinischen Viertels, seine aus persönlichem Verkehr geschöpfte Würdigung Louis Philipps, seine mächtige Schilderung der Schlacht von Waterloo sind Proben einer Meisterhand. Seine Wanderungen durch die Pariser Straßen ober und unter der Erde, seine Argot-Studien, seine lebensstreuen Bilder der Nonnen von Picpus behaupten dauernden Wert.

Selbst für solche Abschweifungen in den „Misérables“ sind Analogien in der „Comédie humaine“ vorhanden. Im Vergleich

mit Balzac, der dieselben Zeiten und Urbilder vor Augen hat, besteht Victor Hugo nicht siegreich. Beide stehen unter dem Stern Napoleons. Beide sind Ankläger einer Gesellschaftsordnung, die nach der Revolution und dem Kaiserreich einen Abschluß gefunden zu haben glaubte, der weder dem Ancien régime noch den Forderungen der Revolution genügte. Beide denken grundverschieden über die kommenden Gestaltungen: Balzac als Autoritär, Hugo als Demokrat. Eins sind beide nur in der Ansicht, daß die Gemüter aus ihrem Sündenschlaf aufgerüttelt werden müssen. Daher ihre strafenden, mahnenden Sittenbilder; beide sind Künstler, beide wollen Propheten sein. Balzac predigt Rückkehr zum Katholizismus und Königtum, Victor Hugo verkündigt in den „Misérables“ Heilslehren, die seinen alten Bewunderer Gustav Flaubert in der Vertraulichkeit brieflicher Bekenntnisse — öffentlich muß er 1862 unter dem zweiten Kaiserreich jeden Tadel den „Spitzeln“ überlassen — zu stärkstem Widerspruch reizen. „Hugo hat Aufmerksamkeiten und Zuvorkommenheiten für alle Welt; Saint-Simonisten, Philippisten, selbst Gastwirtspolitiker werden glatt umschmeichelt.“ „Das Buch ist für das katholiko-sozialistische Geschmeiß, für das philosophisch-evangelische Ungeziefer gemacht.“ „Das ganze Buch ist, trotz schöner Stücke, die selten sind, kindisch. Beobachtung ist in der Literatur eine sekundäre Eigenschaft, es ist aber nicht erlaubt, die Gesellschaft so falsch zu malen, wenn man der Zeitgenosse von Balzac und Dickens ist.“

Flaubert nannte diese Namen nicht eitel. So weltweit sein Wissen und Schaffen auch in „Salambo“ und der „Versuchung des heiligen Antonius“ ausgriff, in seinem ersten und größten Meisterbuch, in dem in der Normandie spielenden Roman „Madame Bovary“ ist er ein Jünger Balzacs. Schon der Untertitel „Mœurs de province“ weist auf das Muster von Balzacs

„Scènes de la vie de province“. Und die Fülle der Haupt- und Nebengestalten, von der genial in allen Stufenjahren ihres ganzen Lebensganges wie von einem Beichtiger oder Frauenarzt erforschten Frauenfigur, ihrem Gatten, ihren Liebhabern und dem Kreis ihrer kleinstädtischen und aristokratischen Beziehungen, bis zum plumpen, Seelenleid nicht ahnenden und fassenden Landpfarrer Bournisien, dem seichten, in seinen Gemeinplätzen auf Voltaire und Rousseau sich berufenden, in die Weltichtung eingezogenen Apotheker Homais, die Landschafts- und Volksszenen, nicht zuletzt die gleichfalls in der Weltliteratur fortlebende Preisverteilung der Ackerbau-Gesellschaft, die letzte Ölung von Madame Bovary, die Vorbilder in Sainte-Beuves „Volupté“ und in der „Lilie im Tal“ hat — alles, der Vorwurf, die Charaktere, Aufstieg und Ablauf der Erzählung, erinnert an das Beispiel Balzacs, dem Flaubert, dazumal noch ein namenloser Musensohn, als den großen Romancier sein Weg nach Rouen führte, aus der Ferne auf seinen Gängen durch die Vaterstadt ehrfürchtig folgte und nach der Lektüre seiner Briefe „un immense bonhomme, mais de second ordre“, einen immensen Biedermann, nur (seines hitzigen Katholizismus halber) zweiten Ranges nannte. So gewiß Flaubert in der freien Schule Balzacs für „Madame Bovary“ unendlich viel gelernt hat, ebenso gewiß unterscheidet sich Art und Kunst Flauberts schon in diesem Roman scharf von Balzacs Wesen und Schaffen. Im Gegensatz zum Werkmeister der „Comédie humaine“, der mit seiner Persönlichkeit gern und oft hervortritt, versagt sich Flaubert jede subjektive Einmischung: er folgt streng seiner Regel, daß der Künstler, wie der Gott Spinozas, in seinem Universum nirgends zu sehen, nur überall zu fühlen sein soll. Als Prosaiker kann sich Balzac mit Flaubert nicht messen: in der Hast seiner Überproduktion und mehr noch in der Ungeduld seiner

Natur hätte sich Balzac auch nie die Muße gönnen können, wie Flaubert, Jahre seines Lebens an ein einziges Buch zu setzen und kein Blatt aus der Hand zu geben, das nicht Zeile für Zeile stilistisch vollkommen wäre. Im Größten wie im Kleinsten untadelig, hat Madame Bovary nicht ihresgleichen im Lebenswerk Balzacs.

Keinen geringeren Dank als Flaubert, schuldet und zollt Zola dem Schöpfer der „Comédie humaine“. „Sein Genie“, so sagt er zum Schluß seiner Balzac-Studie in den *Romanciers naturalistes*, „hat den Roman, wie er heut ist, begründet. Durch die prachtvollste, wenn auch von Dampf und Rauch umwölkteste aller Produktionen; er ist von Extrem zu Extrem, vom Glauben zur Wissenschaft, von der Romantik zum Naturalismus umhergeschwankt. Vielleicht würde er uns, wenn er uns lesen könnte, als seine Kinder verleugnen, denn man könnte im unglaublichen Tohuwabohu seiner Meinungen Waffen zu unserer Bekämpfung finden. Es genügt gleichwohl, daß er unser wirklicher Vater ist, daß er zuerst die entscheidende Wirkung der Umwelt auf den einzelnen bekräftigt, daß er in den Roman die Methoden der Beobachtung und des Experimentes eingeführt hat. Das hat ihn zum Genie des Jahrhunderts gemacht.“ Was Balzac auf die 2—3000 Personen der „Comédie humaine“ einschränkt, hat Zola auf die Millionen der Arbeitermassen in seinen beiden Hauptwerken „L'assommoir“ und „Germinal“ ausgedehnt: auch die Rougon-Macquart gehören zur Nachfolge Balzacs. Das gleiche gilt von den Romanen der Brüder Goncourt, von Alphonse Daudets Bildern aus dem Pariser Leben, von Maupassants Geschichten, obenan Bel-Ami.

Soweit diese Nachfolger Balzacs als Sittenschilderer ihrer Tage aber auch stofflich und vielfach auch künstlerisch über ihn hinauswachsen, verdunkelt oder verdrängt hat keiner von

ihnen die „Comédie humaine“. Einen Grund für diese Unverwelklichkeit seines Werkes sucht Theophile Gautier in der unbedingten Modernität seines Genies. Balzac schulde dem klassischen Altertum nichts; angesichts der Venus von Milo betrachtete er sie ohne besondere Verzückung: desto blitzender leuchtete sein Auge auf, als er eine lebendige Pariserin, in einen langen Kaschmirschal gehüllt, im neuesten Hütchen, in den elegantesten Stiefelchen und strammen Handschuhen vor die unsterbliche Statue trippeln sah. Niemand war jemals weniger klassisch als Balzac. Niemand aber hatte in höherem Grad die Gabe, seine Zeitgenossen zu sehen, zu malen, was unmittelbar vor sein Auge kam. „Anders als viele ausgezeichnete Geister, die blind für die eigenen Zeitläufe, ihre nächste Umgebung nicht beachten, erfaßte er im Menschengewimmel seiner Tage die Physiognomien der verschiedensten Individualitäten und die Triebkräfte ihrer Handlungen: dazu bedarf es einer ganz besonderen Naturanlage. Dieses Genie besaß Balzac, und das in einem Maße, das niemand erreichte und vermutlich niemals wieder erreichen wird.“

Man hätte denken sollen, daß 75 Jahre nach Balzacs Tod viele von ihm festgehaltene und zu seiner Zeit moderne Gestalten für die Nachlebenden überholt und reizlos geworden wären. Just das Gegenteil traf ein. Sein Einfluß nimmt bedeutend zu, weil er, wie Emile Faguet widerwillig zugibt, als Demograph die Natur des Volkes beschrieben und prophetisch Typen hinstellte, die sich als Geld- und Stellenjäger im Dräng der modernen so viel größeren Verhältnisse gigantisch, wie Balzac sie gedacht, in Wirklichkeit entwickelt haben. Die Pest der modernen Gesellschaft, die Habgier, und mehr noch die Protektions-, die Vetterles- und Bäsles-Wirtschaft, die seither durch das allgemeine Wahlrecht vom kleinsten Dorf durch die Abgeordneten bis in alle Ämter sich ausbreite,

habe Balzac richtig diagnostiziert. „De l'or et de l'intrigue, te voilà dans ta sphère“ — Gold und Ränkespiel, zu Beaumarchais' Zeit das Element eines einzelnen, nach Gesandtenposten und Millionärseinnahmen verwegenen aufstrebenden, listenreichen Lackeien Figaro erfüllt heute Sinnen und Trachten unzähliger Glücksritter. Balzac hat diese Zukunft vorausgesehen und beherrscht deshalb die Gegenwart so sehr, daß ein 35 Bogen starkes „Répertoire de la comédie humaine“ von Cerfberr und Christophe wie in einem biographischen Lexikon leibhaftiger Zeitgenossen die Namen, Schicksale, Versippungen aller 2 bis 3000 in Balzacs Hauptwerk auftretenden Persönlichkeiten aufzeigen konnte, das Anatole France als allermodernsten Vapereau aufblättert, starr vor Erstaunen, daß Balzac eine solche Welt geschaffen, ohne daß die Fäden so vieler engverbundener Existenzen jemals sich in seinem Kopf verwirrt hätten. Der feine Humorist hat bei aller Anerkennung der Schöpferkraft Balzacs und seines Berufes zum Kulturhistoriker seiner Zeit Vorbehalte gegen vieles Schimärische, Allzuromanhafte der „Comédie humaine“. Lehnt es Anatole France darum in launigen Wendungen ab, ein Balzacien zu sein — France gesteht seine Vorliebe für kleine Büchlein — so bekennt sich Paul Bourget in seiner panegyrischen Einleitung zum Répertoire der „Comédie humaine“ desto schwärmerischer zu diesem Meister, den er „als notre Napoléon littéraire“ feiert. Balzac selbst beschied sich mit dem meines Erinnerns zuerst von Victor Hugo in Schwung gebrachten Rang eines der „Literatur-Marschälle Frankreichs“. Belangreicher als diese Spielereien mit napoleonischen Analogien ist Bourgets künstlerische Gefolgschaft. Seine psychologisch überspitzten Salonromane, seine Frauenbilder, seine Gänge durch die elegante Modewelt eifern Balzacs Szenen aus dem Pariser Leben nach. So konnte nicht ohne Grund bemerkt werden, daß Balzac in

gewissem Sinne der unsichtbare Mitarbeiter all seiner bedeutenderen Nachfolger unter den französischen Romanciers geworden ist.

Das Theater, das er bei Lebzeiten nicht erobern konnte, gedachte er noch in seinen letzten Jahren in seine Gewalt zu bekommen. Mehr als ein Dutzend Titel dieser geplanten Komödien kennt man: „Die Verschwörung Prudhomme.“ „Richard Schwammherz.“ „Tolle Probe.“ „Der Bettler-König.“ „Prudhomme's Ehe.“ „Der verlorene Vater.“ „Die Erbschaft Pons'.“ „Prinzen-Erziehung.“ „Der Minister.“ „Orgon.“ „Die Nachzügler“ (der napoleonischen Heere). „Sophie Prudhomme.“ „Annunciata.“ „Vorabend und Folgetag.“ „Gobseck.“ „Dirne und Frau.“ Scribe zog aus der Novelle „Honorine“ das Szenarium eines Stückes: „La protégée sans le savoir“. „Madame Marneffe“, „Claës“, „Eugénie Grandet“ beschriften schon bei Lebzeiten des Erzählers, von federflinken Dramatikern eingeführt, die Bretter. Und Balzac stellte noch kurz vor seinem Tode eine Statistik auf, der zufolge er in den nächsten zwanzig Jahren je zehn Stücke fertigbringen wollte, allein und mit anderen: nach seiner Berechnung mußte von diesen 200 doch ein gewisser Prozentsatz Erfolg haben und sein Einkommen sichern. „Denke,“ so schrieb er an Laurent Jan aus Berditschef im Dezember 1849, „daß eine Szene täglich im Jahr 365 Szenen, das sind 10 Stücke, ausmachen. Wenn 5 davon durchfallen, und 3 nur einen halben Erfolg hätten, blieben zwei ganze Erfolge, und das wäre doch ein hübsches Ergebnis.“

Die paarhundert Stücke, die er selbst nicht mehr schreiben konnte, haben die namhaftesten Dramatiker des zweiten Kaiserreiches in seinem Geist geschaffen. Nicht nur die Journalisten- und Gründer- und Ehebruchskomödien von Augier und Dumas fils stehen unter seinem Zeichen; auch die Vaude-

villisten und Karikaturisten Meilhac und Halévy haben aus der „Comédie humaine“ Motive geholt.

Besonderer Untersuchung wäre es wert, Balzacs Einfluß auf die Gelehrtenwelt zu zeigen. Taine war in seinem Balzac-Essay nur der größte, lange nicht der einzige, aus der *École humaine*, stammende Lobredner des Schöpfers der „Comédie humaine“, der auf die Gesellschaftslehre und Kunsttheorie des Geschichtschreibers der englischen Literatur und der Ursprünge des zeitgenössischen Frankreichs nicht nur vorübergehend wirkte. Und Franz Mehring berichtet in seiner Biographie: „Sehr begeistert war Karl Marx von Balzacs Menschlicher Komödie, die ja auch ein ganzes Zeitalter im Spiegel der Dichtung auf-fängt; er wollte nach Vollendung seines großen Werkes über sie schreiben, doch ist diese Idee, wie so vieles andere, im Keime steckengeblieben.“

Außerhalb Frankreich fand der Erzähler Leser, Übersetzer, leider auch Raubdrucker in solcher Fülle, daß ein Reeder in Havre, der aus Begeisterung für die Werke des ihm persönlich unbekanntem Dichters ein neues Schiff „Balzac“ taufte, gewiß war, daß der Name seines neuen Fahrzeuges bei allen ihm auf dem Weltmeere begegnenden Dampfern und Segelschiffen, in allen Häfen, in denen der „Balzac“ anlegte, freundlichen Willkommens teilhaft werden würde. In Petersburg übertrug ein blutarmer Anfänger aus Bewunderung „für den weltumspannenden Geist Balzacs“ Eugénie Grandet ins Russische: er hieß Dostojewski und ahnte nicht, daß er 1849 wegen eines angeblichen politischen Verbrechens zum Tode verurteilt, auf den Richtplatz geführt, im letzten Augenblick begnadigt und zur Zwangsarbeit nach Sibirien deportiert werden würde — Schicksalswenden, die „den Shakespeare des Bagno“, den „Jeremias des Narrenturms“ zu Schöpfungen führten, die, vom Geist des Evangeliums durchtränkt, in aller Welt



angestaunt wurden als „Ausstrahlungen der rätselschweren russischen Seele“. Der Maler der Schrecknisse des „Toten Hauses“, der Erzähler von „Schuld und Sühne“ (Raskolnikow), der Biograph des „Idioten“ und der „Brüder Karamasow“ rückte in die erste Reihe der Erzähler aller Völker. In Frankreich wurde der Vicomte Eugène Melchior de Vogüé der Apostel des „Roman russe“, und auf seinen Weckruf wurden immer mehr Stimmen von Kennern, Forschern, Moralisten laut gegen den „Egotismus“ Stendhals, den Nihilismus von Flauberts Bouvard et Pécuchet, den Pessimismus von Zola und Maupassant.

Der Rückschlag traf auch Balzac: in seiner engsten Landsmannschaft beklagte man, daß die „Comédie humaine“ anders sei, als die Werke der englischen Meister Dickens und George Eliot, daß er in der Kunst, wie in seinem eigenen stürmischen Leben, dem Kampf um und gegen die Allgewalt der heutigen Weltmacht des Geldes, zuviel Raum gewährt habe. Keine dieser Anfechtungen schadete der „Comédie humaine“, keine dieser Einwendungen hält unbefangener Prüfung stand. Die Romanflora jedes Volkes und Reiches unterscheidet sich von der aller anderen wie die Landstriche, in denen sie gedeihen. Stendhal war der Ansicht, daß alle paar Breitgrade und alle paar Jahrzehnte andere Romane naturgemäß zum Vorschein kommen müssen. Entscheidend ist nur, welche Romane solche Probezeiten überdauern und über die Grenzen der einzelnen Nationen hinaus Geltung gewinnen und behaupten — eine Probe, die Balzacs Freunden keine Sorge macht.

Wohl war ihm nicht beschieden, sein Riesenwerk auszubauen. Er hat die „Scènes militaires“ nicht vollenden, noch weniger den „Marquis de Carabas“ beginnen können, der die Beziehungen der Völker, wie er das vorhatte, satirisch behandeln sollte. Was er zustande gebracht, ist gleichwohl ansehn-

lich genug. Er durfte getrost die Losung ausgeben: „Ich bin einer derjenigen, die allen Menschen, die guten Willens sind, sagt: ‚Arbeitet, wir gehen von hinnen, und man muß das Werk fortsetzen.‘“ Ein Wahrwort, das Goethe in seiner Winckelmann-Schrift durch die Erfahrung bekräftigt: „Ein tüchtiger Meister weckt brave Schüler, und ihre Tätigkeit ästet wieder ins Unendliche.“ Seiner Weisheit letzter Schluß ist weder unbedingte Menschenliebe noch erbarmungsloser Welthaß. Er höhnt, brandmarkt, stellt Beicht- und Zerrspiegel auf, er zeichnet die Wirklichkeit, wie sie ist, wenn das nottut, grell und grausam, er läßt Ungeheuer des Geizes, des Neides, des Aufruhrs, der Falschheit, der Unzucht, der Herrschsucht aufsteigen und vergißt über den Grandets, der Cousine Bette, Vautrin, Hulot, Troubert, Marneffes nicht ihre Gegenbilder der Unschuld, Treue, der Frömmigkeit und christlichen Barmherzigkeit. Heil erwartete er im „Land-Arzt“, im „Land-Pfarrer“, in der „Trost-Bruderschaft“ von entsagenden, reumütigen, durch die Religion geläuterten Ausnahmemenschen: Gedanken, die nicht weit von Tolstoi und Dostojewski abliegen. Die heilige Allianz der Völker, wie Béranger sie besungen, das Tausendjährige Reich, von dem die George Sand träumte, die Allerweltsbeglückung, wie Victor Hugo sie verkündigt, liegt seiner Art und Kunst fern; die schwärmerische Philanthropie, wie sie die tollsten Karikaturen und hitzigsten Anklagen eines Dickens durchleuchtet, ist seinem Wesen fremd. Schilderungen des Massenelends, mit denen von Dickens' *Hard Times* und Turgenjews *Tagebuch eines Jägers* bis auf Zolas *Germinal* die Propheten und Evangelisten milderer Zeiten, menschenwürdigerer Zustände den Machthabern ins Gewissen reden, den Jammer der Gegenwart beschwören wollen, sind bei Stimmführern anderer Gesinnungen und Geschlechter zu suchen als bei Balzac. Daß Marx und vor ihm Taine so stark

von ihm angezogen wurden, ist dennoch erklärlich: er hat anfangs instinktiv, dann immer bewußter, die Schichtung und Umschichtung der Gesellschaft seiner Tage, die Kämpfe der Stände um die Vormacht, das Emporkommen der Geld- und Industriemagnaten, die Entartung der alten, das Werden neuer Sitten im Wirbel der Weltstadt, wie im scheinbar stockenden und doch von Leidenschaften aller Formen durchwühlten Stillleben der Provinz in dauerhaften, glaubhaften Zeitschilderungen vor Augen geführt. „Was ist das Frankreich von 1840“? so fragte er prophetisch in seiner „Katharina von Medici“: „ein ausschließlich mit materiellen Interessen beschäftigtes Land, ohne Patriotismus, ohne Gewissen, in dem das Gold alle Fragen beherrscht, der Individualismus die Familie zerstört und der Egoismus eines Tages die Nation der Invasion ausliefern wird.“

Ist die „Comédie humaine“ auch Torso geblieben, ihr Schöpfer war ein Ganzer, der sich mit den großen Engländern und Russen, auch mit den deutschen Erzählern messen kann, die er besser würdigte als Mérimée, der aus Wilhelm Meister und den Wahlverwandtschaften nicht klug wurde, und Taine, der 1870 nach Deutschland kam, um als Gegenstück seiner englischen eine deutsche Literaturgeschichte zu schreiben und in seinem damaligen Tagebuch nicht einmal Goethe als Erzähler gelten läßt. Balzac war entzückt von der Mignon-Episode, er stand im Bann von E. T. A. Hoffmann, er gedachte Jean Pauls als eines „étrange génie“. Besser als Taine würde er, dem die Provinzen Frankreichs ebenso vertraut waren wie Paris, begriffen haben, warum Deutschland, das dazumal nach Wilbrandts Wort nur zwei halbe Hauptstädte, kein Zentrum, wie London oder Paris, besaß, auch seine Erzählungskunst im volkstümlichen Leben der Stämme Wurzel schlagen ließ. Die Märker Heinrichs von Kleist, die Mecklen-

burger Fritz Reuters, die Schlesier Gustav Freytags und Gerhart Hauptmanns, die Alemannen Scheffels, die Schwarzwälder Berthold Auerbachs, die Thüringer Otto Ludwigs, die Schweizer Gotthelfs und Kellers, die Österreicher Grillparzers, Stifters, Anzengrubers, Roseggers schließen sich in einen Kreis zusammen, der keinen Vergleich mit den Romanzyklen irgend-einer anderen Nation zu scheuen hat. Balzac hätte auch diese Meister neidlos nach Gebühr anerkannt. „Sie kennen mich genug, um zu wissen,“ so schrieb er Eva 1844 nach einer Zurücksetzung, die er durch Zeitungserfolge von Eugène Sue erfuhr, „daß ich weder gegen ihn noch gegen das Publikum Eifersucht oder Ärger hege. Gott sei Dank: meine Rivalen sind Molière, Walter Scott, Lesage und Voltaire.“

Ein stolzes Selbstbekenntnis, das wuchtiger und überzeugender als jedes fremde Wort seinen Willen offenbart, in seinem Lebenswerk den Meistern der Weltkomödie und des Weltromans nachzustreben.

## QUELLEN UND ANMERKUNGEN

Œuvres complètes de Honoré de Balzac. Edition définitive. Paris, Calmann Lévy, 24 Bände Lexikonoktav. 1869—1872. — Complément aux œuvres de H. de Balzac: Histoire des œuvres de H. de Balzac par Charles de Lovenjoul. Paris, Calmann Lévy. 1879. Diese dem Balzacforscher unentbehrliche Geschichte seiner Werke gibt auf 406 Seiten im ersten Teil eine vollständige Bibliographie a) der in den 17 Bänden der Comédie humaine vereinigten, b) der nicht in der Comédie humaine erschienenen Schöpfungen Balzacs; im zweiten Teil eine chronologische Übersicht der Abfassung und Veröffentlichung von Balzacs Arbeiten; im dritten Teil das alphabetische Verzeichnis der Titel; im vierten Teil eine Bibliographie von 35 Büchern und 33 Artikeln, die sich mit Balzacs Leben und Schaffen beschäftigen. 1886 erschien in zweiter, durchgesehener, mit einem Anhang von 85 Seiten vermehrter Auflage dieselbe Histoire des œuvres de Balzac par le Vte Spoelberch de Lovenjoul; die dritte, von der Académie française preisgekrönte Ausgabe wurde 1888 veröffentlicht. Spoelberch de Lovenjoul (\* 30. April 1836 in Brüssel, † 4. Juli 1907 in Royat) förderte die Balzacforschung überdies durch eine Reihe aus sorgsamem Quellenstudien erwachsener Bücher: Autour de Honoré de Balzac (Paris, Lévy, 1897); Un roman d'amour (Paris, Lévy, 1899): die von der Académie française preisgekrönte Darstellung der Beziehungen von Balzac und seiner nachmaligen Gattin Eva Hanska-Rzewuska. La genèse d'un roman de Balzac (Paris, Ollendorff, 1901): die Leidensgeschichte von Balzacs „Paysans“. Une page perdue de Balzac. Notes et documents (Paris, Ollendorff, 1903). Und der für Bibliophilen bestimmte Prachtdruck: Honoré de Balzac, Œuvre posthume: L'école des ménages. Tragédie bourgeoise en cinq actes et en prose. Précédée d'une lettre par le Vte de Spoelberch de Lovenjoul. Paris, L. Cauteret, 1907. Spoelberchs Verdienst war es ferner, daß wenigstens ein Teil der nach dem Tode von Balzacs Witwe verztelten, als Makulatur in die Hände von kleinen Ge-

werbsleuten geratenen Papiere des Dichters gerettet wurden: ihm vor allem ist die Herausgabe der *Lettres à l'Étrangère* (Band I: Paris, Lévy, 1899; Band II: Paris, Lévy, 1906) zuzuschreiben. Und über den Tod hinaus bewährte der einem niederländischen altadeligen Geschlecht entstammte reichbegüterte Kenner und Forscher den Anteil, den er für Balzacs Lebenswerk hegte. Letztwillig hinterließ er der Académie française seine reichen Sammlungen von Manuskripten, Briefen, Drucken, die für die Zeiten und Kreise von George Sand, Musset, Théophile Gautier und insbesondere für Balzacs Leben und Schaffen zuverlässigen Aufschluß geben. Die französische Akademie nahm das Vermächtnis mit gebührenden Ehren auf: die Collection Lovenjoul fand ihre würdige Heimstätte im Schloß Chantilly, das der Herzog von Aumale mit allen Liegenschaften, Kunstschätzen und der Bibliothek dem Institut de France 1886 geschenkt hatte. Die Akademie übertrug die neue Katalogisierung der Collection Lovenjoul einem bewährten Fachmann, Georges Vicaire, und ermöglichte ihre Benützung sachkundigen Forschern. So sind Lovenjouls Sammlungen schon vielfach der neuen Prachtausgabe der *Œuvres complètes de Honoré de Balzac. Texte révisé et annoté par Marcel Bouteron et Henri Longnon. Illustrations de Charles Huard* zugute gekommen, die seit dem Jahre 1912 bei Louis Conrad in Paris erscheint und 1924 beim 26. Bande hält. Aus Lovenjouls Quellen sind auch ausgiebige Ergänzungen der Correspondance von und an Balzac geschöpft worden, in denen Marcel Bouteron in den Jahrgängen der *Revue des deux mondes* (seit 1919) und in den *Cahiers balzaciens* belangreichen Aufschluß über Balzacs Gemahlin, über seinen Verkehr mit Zulma Carraud, Oberst Périolas, über Zuschriften und Anliegen der durch Balzacs Romane begeisterten oder gereizten Leserinnen geben konnte. Auf Lovenjouls Spuren wandelt auch André Bellessort in seinem anregenden, aus zehn Vorlesungen erwachsenen, 1924 erschienenen Buch: *Balzac et son œuvre* (Paris, Perrin).

Für meine Biographie durfte ich 1911 die Drucke, Zeitschriften, Autographen in den Balzacbeständen der Pariser National- und Stadtbibliothek, sowie der Bibliothek von Balzacs Vaterstadt Tours durchsehen. Für manche freundliche Förderung bleibe ich Herrn Marcel Bouteron verbunden, der mir auf meine Bitte auch gütig einen Abzug von Deverias Zeichnung des zwanzigjährigen Balzac und andere Vorlagen unserer Bilderbeigaben zukommen ließ. Dank schulde und sage ich noch dem Konservator des Pariser Balzac-Museums, Herrn André Chancerel, Mr. Henry Prior in Varese, den Vorständen und Hütern der Wiener National- und Universitätsbibliothek, zumal der unermüdlichen Baroness Dr. Christine Rohr und dem stets hilfsbereiten Regierungsrat Dr. Egger-Möllwald.

Die neuesten Literaturnachweise sind zu finden in Gustave Lansons *Manuel bibliographique. Nouvelle édition. Hachette 1921 s. v.*

Balzac und bei Marcel Bouteron: *Le culte de Balzac*, *Revue des deux mondes* vom 15. Mai 1924.

Eine Ikonographie Balzacs ist erschöpfend noch nicht gegeben worden; 1897 erklärte Spoelberch de Lovenjoul im Eingang des Aufsatzes *Un portrait (Autour de Honoré de Balzac 203 ff.)*: „... Maler und Bildhauer haben ihr Urbild stets nach ihrer verschiedenen Art angeschaut, so daß kein einziges vollkommen treues Ebenbild existiert. Deveria, Boulanger, David d'Angers, Bertall und mehrere andere haben bei Lebzeiten Balzacs vergebens versucht, seine Züge im Marmor oder auf der Leinwand festzuhalten: Keiner konnte den endgültigen Typus schaffen. Meissonier, der ihn vielleicht zustande gebracht hätte, vollendete nicht das 1840 von ihm begonnene Bildnis.“ Spoelberch gedenkt auch des (von Victor Hugo in den *Choses vues* erwähnten) Pastells von Eugène Giraud: Balzac auf dem Totenbett (s. o. S. 390). Balzac selbst war höchlich überrascht durch die Treue des Daguerreotypes, das im Mai 1842 nach der Natur aufgenommen wurde. An mündlichen und schriftlichen Schilderungen seiner Erscheinung fehlt es nicht. Gavarni verglich sein Profil spöttisch einem Pik-As, Talleyrands Nichte, die Herzogin von Dino, nannte ihn kurzweg häßlich. In einer Besprechung von Boulangers Bildnissen in der „*Presse*“ charakterisierte Théophile Gautier den Romancier folgendermaßen: „Herr von Balzac ist nicht eigentlich schön. Seine Züge sind unregelmäßig, er ist klein und dick. Das scheint nicht verlockend für einen Maler, doch ist das nur die Kehrseite der Medaille. Das Leben und das Feuer, das seine Physiognomie ausstrahlt, verleihen ihm eine besondere Schönheit. In Boulangers Bild erscheint Balzac in die weiten Falten seiner Kutte eingehüllt; beide Arme ruhe- und kraftvoll gekreuzt, der Hals frei, der Blick fest und geradeaus; das von oben einfallende Licht erhellt die Stirn und wirft volle Klarheit auf die bei Herrn von Balzac sehr entwickelten Protuberanzen; die schwarzen Haare geben dem Kopf ein eigenartiges Leben; das Auge, von dem Gautier 1859 sagte: daß seinesgleichen niemals wieder vorkam, ‚blickt mit überraschender Schärfe‘; die Nase, auf die Balzac den Bildhauer David d'Angers mit den Worten hinwies: ‚Achten Sie wohl auf meine Nase, meine Nase ist eine Welt‘, atmet stark und leidenschaftlich durch breite, rote Nüstern; der fette und zumal in der Unterlippe wolüstige Mund lacht mit einem rabelaisischen Lachen, beschattet von einem Schnurrbart, dessen Farbe viel heller ist als die der Haare; das trotzig aufgeworfene Kinn ist mit dem Hals verbunden durch einen breiten, mächtigen Fleischwulst, der der Wamme eines jungen Stieres gleicht. Der Hals selbst ist von athletischer Stärke und ganz außergewöhnlich; die Wangen von strotzender Fülle sind mit dem Rot einer saftigen Gesundheit gefärbt, und alles Fleisch ist von vergnüglichstem, beruhigendstem, glänzendstem Aussehen. In diesem Kopf ist ein Stück Mönch und Kriegsmann,

eine ungeheuer seltene Mischung von ernstem Nachsinnen und verwogener Laune, von Überlegung und Ungestüm; der Denker und der Lebenskünstler vereinigen sich in bizarrer Harmonie. Schnallen Sie einen Panzer um diese breite Brust, und Sie haben einen der derben deutschen Landsknechte in großen Stiefeln vor sich, wie sie Terburg so fröhlich gemalt hat. Mit der Kutte wär' er „Jean des Entommeurs“ (in Rabelais' Gargantua). „Nur vergessen Sie nicht, daß das Auge mit seinem gelbfunkelnden Löwenblick alle Belebtheit und Bonhommie durchdringt und diese niederländische Gemütlichkeit rektifiziert. Ein Mann dieses Schlages kann allem Übermaß von Tafelfreuden, Lustbarkeiten und Arbeitsmühen genugtun. Man ist nicht mehr erstaunt über die ungeheure Masse von Bänden, die er in so kurzer Zeit veröffentlichte. Diese wunderwürdige Betätigung hat keine Spur von Ermüdung auf diesen kräftigen rotgefärbten Backen und dieser breiten weißen Stirn zurückgelassen. Diese enorme Arbeit, die mit ihrer Last ein halb Dutzend gewöhnlicher Arbeiter erdrückt hätte, ist kaum ein Drittel des Monumentes, das er aufrichten will. Jean Goujon hätte dieses Gesicht zur Maske (mascaron) des Lachens gewählt. Diese Beschreibung wird vermutlich dem Idealbild, das sich viele Leute von Herrn von Balzac nach seinen Werken gebildet haben, widersprechen; sie können sich berühmte Dichter und Schriftsteller nur mager und blaßgelb mit langen schwarzen Haaren vorstellen; wir selbst haben diese naiven Vorstellungen geteilt, die wir heute verwerfen; wir begreifen, daß unser früherer Glaube“ — Gautier war bekanntlich ein fanatischer Vorkämpfer der romantischen Exaltados — „so sein mußte; doch unsere Beschreibung Balzacs ist von gewissenhaftester Genauigkeit.“ Balzacs Grab ist mit einer Erzbüste nach David d'Angers' Kolossalbüste gekrönt. Sein Pariser Denkmal rührt von Falguières, das Monument in Tours von Fournier her. Rodins Balzac-Köpfe und -Statuen haben viel Widerspruch und noch mehr Begeisterung gefunden: „eine breite ausschweifende Gestalt, die“, nach Rainer Maria Rilkes Wort, „an des Mantels Fall all ihre Schwere verliert. Auf den starken Nacken stemmt sich das Haar, und in das Haar zurückgelehnt liegt ein Gesicht, schauend, im Rausche des Schauens, schäumend vom Schaffen: das Gesicht eines Elementes. Das ist Balzac in der Fruchtbarkeit seines Überflusses, der Gründer von Generationen, der Verschwender von Schicksalen. Das ist der Mann, dessen Augen keiner Dinge bedurften; wäre die Welt leer gewesen, seine Blicke hätten sie eingerichtet. Das ist der, der durch sagenhafte Silberminen reich werden wollte und glücklich durch eine Fremde. Das ist das Schaffen selbst, das sich der Form Balzacs bedient, um zu erscheinen; des Schaffens Überhebung, Hochmut, Täumel und Trunkenheit.“

Bemerkenswert sind auch die Karikaturen von Dantan, Daumier und Platier, von Balzac im Salon der Madame Girardin, von Balzac mit Musset, von Balzac mit Madame Hanska in polnischer Nationaltracht reproduziert in



dem Bändchen Balzac von Alphonse Séché und Jules Bertaut, 42 portraits et documents (Paris, Michaud o. J.), und die S. 250 erwähnte Selbstkarikatur Balzacs.

I. Einleitung. S. 13. Taines Ausspruch über den Roman des mœurs: Histoire de la littérature anglaise. IV. 411. — S. 14. Jules Sandeau sagte in seiner Antrittsrede in der Académie française (1859): Ich kann mich eines Gefühls der Trauer und Verwirrung nicht erwehren, wenn ich mich an der Stelle sehe, auf der Lesage und Prévost nicht Platz genommen haben und wohin in unseren Tagen unter so vielen zeitgenössischen Berühmtheiten der unerbittliche Tod Ihnen nicht erlaubt hat, Balzac zu berufen, den tiefsten Romancier, eines der kraftvollsten Genies unseres Jahrhunderts. — S. 19. Alfred Nettements Balzacstudie erschien zuerst 1836 in der Gazette de France; Spoelberch de Lovenjoul wiederholte sie in dem Buch Un roman d'amour 1896 als Une étude impartiale sur H. de Balzac 1836 mit Recht von Anfang bis zu Ende. S. 181—248. — S. 20. Das 191 Seiten umfassende Buch Maximes et pensées de Napoléon. Recueillies par J. L. Gaudy jeune zitiert 525 angebliche Sätze Napoleons; ich habe das dem Anschein nach niemals in den Buchhandel gelangte, doch als Pflichtexemplar in der Bibliothèque royale hinterlegte Werklein 1911 in der Nationalbibliothek durchgearbeitet und muß Frédéric Masson beistimmen, der in dem Aufsatz „Une mystification. Balzac et Napoléon“ (Masson, Petites Histoires, Paris, Ollendorff, 1910, S. 40ff.) zu dem Urteil kommt: „Unter diesen 525 Gedanken sind nicht zehn, die in den Werken oder Korrespondenzen Napoleons zu finden wären; vielfach begegnen Ideen, die denen Napoleons schnurstracks zuwiderlaufen.“ Massons Urteil ist um so unbefangener, als er Balzacs Größe bewundert und Napoleons Einfluß auf seine Schöpfungen richtig einschätzt. Die Widmung an Louis Philippe, die Balzac seinen Hutmacher vorbringen läßt, belustigt Masson begreiflicherweise; sie lautet: „Ihnen, Sire, gebührte dieses Vermächtnis eines Genies, das eine unbedingte Herrschaft wollte, um Frankreich triumphieren zu lassen; schuldet man Ihnen jedoch nicht Triumphe, um die uns Europa beneidet, errungen durch redliche, bürgerliche Gedanken, die in Napoleons Gedanken fehlen, die allzuoft von der Notwendigkeit diktiert, das Schwert des Feldherrn vor Augen führen? So werden auch Sie allein, Sire, eines Tages diesen Gedankenschatz gemehrt haben, ohne die Freiheit beunruhigt zu haben.“ Offenbar trieb Balzac in diesen Wendungen seinen Schabernack; er machte sich unter der Maske des der Nationalgarde eingereichten philiströsen Hutmachers lustig über den neben Napoleons Riesengestalt zwerghaften Bürgerkönig. — S. 28. Goethes Urteil über die „Peau de chagrin“ wurde zuerst bekannt durch seinen im Goethe-Jahrbuch, Band I, 1881, mitgeteilten Brief an Kanzler von Müller vom 17. November 1831; der Brief wurde dort

erläutert durch eine Tagebuchstelle vom 11. Oktober 1831. Neuen Aufschluß über Goethes Beschäftigung mit Balzac brachten Goethes Unterhaltungen mit Friedrich Soret, herausgegeben von Dr. C. A. Burckhardt, Weimar 1905. 1831 meldet Soret: „Ich kam diesen Abend zu Goethe, als er gerade mit dem Durchsuchen einer Kiste beschäftigt war, die er von David aus Paris erhalten hatte und die allerlei interessante Sachen enthielt, wie Gipsmedaillons von hervorragenden Leuten und eine Menge von Werken, die für den gefeierten Dichter mit einer Dedikation *ex dono auctoris* bestimmt und von den hauptsächlichsten Vertretern der romantischen Schule, Sainte-Beuve, Ballanche, Victor Hugo, Balzac usw., geschenkt waren.“ Danach hätte Balzac selbst Goethe die *Peau de chagrin* zugehen lassen. Ein zweites Mal äußerte sich Goethe wenige Wochen vor seinem Tode, Montag, 27. Februar 1832, in dem letzten Gespräch, das er mit Soret führte, über Balzacs Buch in der S. 94 vollinhaltlich angeführten, trotz mancher Vorbehalte rühmlichen Würdigung „als das Werk eines mehr als alltäglichen, ganz vorzüglichen Geistes“. — S. 31 ff. Laube, *Erinnerungen, Ausgewählte Werke*, Leipzig, Hesse; 8, 420, und 9, 67 ff. Julian Schmidt, *Geschichte der französischen Literatur seit Ludwig XVI.* 2. Auflage. 1874. 2. Band, 419 ff., 440 ff. Gustav Freytag, *Erinnerungen*. 1886. S. 163. „Für die stärkeren Talente der Franzosen, z. B. für Balzac, fühlte er (Schmidt) weit größere Sympathie als sein Mitredakteur.“ Karl Hillebrand, *Französische Zustände und englische Beobachter*. *Deutsche Rundschau*. 1875. Band II, S. 110: „Nur einem ist es gelungen, die innere Seele Frankreichs zu malen und ein ebenso sprechend getreues als vollständiges, ebenso lebendiges als poetisches Gemälde des gesamten französischen Volkslebens im 19. Jahrhundert zu geben. Dieser eine war Balzac, denn er war Idealist und Realist in einer Person, er hatte das französische Leben nicht nur wie die beiden Engländer (Bulwer und Grenville) beobachtet und belauscht, er hatte es gelebt. — Hebbel: „Die kleinen Leiden des Ehestandes von Balzac 1849.“ (*Werke*, 1867, XI, 341.) — Heinrich von Treitschke: „Balzac läßt uns über der Feinheit seiner psychologischen Analyse sein plattes Evangelium von dem Rechte des Menschen auf unendlichen Genuß fast vergessen“ (*Historische und politische Aufsätze*. Leipzig 1871. III, 232: „Frankreichs Staatsleben und der Bonapartismus“). — „Der grüne Heinrich“ von Gottfried Keller (Stuttgart, Cotta, 1914). Einleitung von Ermatinger: „Im Juli 1838 hat Keller in sein Skizzenbuch, das dem werdenden Dichter zugleich als Tagebuch und Ideenmagazin diente, folgende Bemerkungen über Balzacs ‚Philosophische Studien‘ eingetragen: ‚Tiefe Wahrheit fand ich in seiner Schrift eingehüllt in jene französische Leichtigkeit und Eleganz, welche oft mehr Geist und Kraft des Denkens birgt, als wir Deutschen haben wollen. Balzac ist ein tiefer Menschenkenner und eifriger Beobachter der Volksitten. Er

kennt Paris in allen seinen Nuancen, und die Salons der Großen scheint er fleißig durchwandert und selbst in denselben gelitten zu haben. Auch habe ich seine Schilderung eines verunglückten Genies sehr treffend gefunden.“ Ermatinger denkt bei dem „verunglückten Genie“ an *Le chef-d'œuvre inconnu* oder *La recherche de l'absolu*. Vielleicht hat der 19jährige Keller auch Rafael Valentin und Louis Lambert im Sinn gehabt. — Erich Schmidt (*Die literarische Persönlichkeit. Rede zum Antritt des Rektorats der Universität Berlin. Berlin 1909. Universitätsdruckerei*) nennt Balzac einen „Neuschöpfer des modernen sozialen Romans“ und widmet seinem Schaffen eine eindringende Charakteristik. „Er sah ungeheuer viel und sah ungeheuer scharf.“ „Die ‚Helden‘ weichen Mittelmenschen, kleinen Leuten.“ „König Lear wohnt als Père Goriot in der schäbigen Pariser Pension, Goneril und Regan in Adels- und Finanzhotels.“ „Der Roman soll Privatgeschichte der Nation sein.“ — Franz Mehring: Karl Marx (1918, S. 510): „Sehr begeistert war er von Balzacs Menschlicher Komödie, die ja auch ein ganzes Zeitalter im Spiegel der Dichtung auffängt; er wollte nach Vollendung seines großen Werkes über sie schreiben, doch ist dieser Plan wie so vieles andere im Keime steckengeblieben“. — Friedrich Nietzsche Briefwechsel mit Franz Overbeck (1916) unter dem 28. April 1880. — S. 32. Balzac von Hans Heiß. Heidelberg 1913. Ernst Robert Curtius Balzac. Bonn 1923. — Edmond Scherer, *Etudes sur la littérature contemporaine* IV. 1886. Balzac 63—75.

II. Werdezeit. S. 35. Edmond Biré: Honoré de Balzac, 1897, hat archivalisch dessen Abstammung von Bauern erwiesen; in der Vorrede zur zweiten Auflage des *Lys dans la vallée* (jetzt *Oeuvres diverses*, 3, Bd. XXII) behauptet Balzac zwar seine Zugehörigkeit zur Familie der Balzac d'Entragues: sein Vater habe den *Trésor des chartes* durchforscht und sich gerühmt, von der *Race conquise*, d. h. von einem Geschlecht herzukommen, das der fränkischen Invasion widerstand: ein in die Geschichte seines Prozesses mit der *Revue des deux mondes* eingeflochtenes Geschichtchen (S. 441 ff.), das niemand ernst nahm, Die Jugendschicksale von Balzacs Vater, berichtete ich nach Louis Lumet (*Revue de Paris*, 15. Februar 1923) und André Bellessort: *Balzac et son œuvre* (Paris 1924). S. 7—8. Champfleury (*Nouvelle revue*, Mai 1881) verteidigt Vater Balzac gegen die Anklage, sich an Lieferungen bereichert zu haben. Philibert Audebrand (*Le père d'Honoré de Balzac, Extrait de la revue illustrée*, November 1888). In der Stadtbibliothek von Tours sah ich seine *Histoire de la rage* (mit handschriftlichen Zusätzen); sein *Mémoire sur deux grandes obligations à remplir pour les Français. De l'Imprimerie de Mame*; in der Pariser Nationalbibliothek *Mémoire sur les moyens de prévenir les vols et les assassinats etc. Par Mr. Balzac, Adjoint du Maire de Tours et l'un des administrateurs de l'hôpital général de la même ville à Tours. De*

l'Imprimerie de Mame 1807 mit dem Vermerk: dies *Mémoire* sei ausschließlich für die Regierung bestimmt und wird keiner Tageszeitung oder einem periodischen Blatt zugeschickt, mit Reformvorschlägen zur Rettung kraftvoller Verbrecher; zur Verhütung von Rückfällen schlägt Vater Balzac die Errichtung von Anstalten außerhalb Paris, also in den Provinzstädten, mit einem Kostenaufwand von je einer Million vor, um ihnen Arbeitsgelegenheit und Überverdienst zu verschaffen; zugleich beantragt er Vereinfachung des Gerichtsverfahrens und Abwehr manchen Unfugs habsüchtiger Sachwalter und Notare: Gedanken, die später in Honorés Romanen wiederkehren. Beredt schildert er (wie nachmals Balzac im *Vautrin* und Victor Hugo im *Jean Valjean* der *Misérables*) das Los der mit Zwangspässen entlassenen, dauernd unter Polizeiaufsicht stehenden Sträflinge: „Man kultiviert Rübenzucht; Menschen zu retten, wäre richtiger.“ Mancher Rückfällige habe dem Staat 100000 Franken Gerichts- und Gefängniskosten verursacht. In England war ein Sechzigjähriger 69mal eingesperrt, 37mal ausgepeitscht worden. Wieviel mehr würde man mit Werkstätten ausrichten, die keine Gefängnisse sein dürften, in denen Tüchtige, Beispielgebende Preise bekommen würden; sämtliche unter einem Direktor in Paris stehende Anstalten hätte der Minister des Innern zu überwachen. Zur Vereinfachung der Rechtspflege sieht er, da der Code Napoléon drei Viertel aller Prozesse aus der Welt schaffe, für jedes Departement einen einzigen Gerichtshof erster Instanz als genügend an. — S. 39. Zu einem abschließenden Urteil über die Mutter Balzacs zu kommen, ist kaum möglich. Spoelberch de Lovenjoul teilt (*Une page perdue* de H. de Balzac, *Notes et Documents*, 1903) „*Notules sur Honoré de Balzac par un de ses amis*“ mit, in denen August Fessart, ein altvertrauter wirtschaftlicher Berater der Familie, das 1858 erschienene Buch der Schwester Balzacs: *Balzac, sa vie et ses œuvres* par Mme. Laure de Surville, mit Randbemerkungen versah; er findet die Äußerungen der Tochter viel zu milde: ihr Porträt sei geschmeichelt; Frau Balzac war sehr streng gegen ihre Kinder, zumal gegen Honoré, den sie darben, fast verhungern ließ, als er Schriftsteller werden wollte. Sie hegte gegen ihn unverkennbare Abneigung, deren geheimnisvolle Gründe nicht klarer werden durch die Andeutungen von André Hallays (*A travers la France. Touraine* 1903), *Pélerinage balzacien*, S. 16: „Herr von Margonne (bei dem der Dichter in Saché oft einkehrte, um dort zu arbeiten) war der Schwiegersohn von Herrn von Savary, dem Balzac die *Peau de chagrin* gewidmet hat. Savary wohnte in Vouvray; zu ihm kam Balzac oft in seiner Jugend. Dadurch knüpften sich zweifellos Beziehungen zwischen Margonne und der Familie Balzac: über diese Beziehungen gibt ein noch unveröffentlichter Brief von Madame Hanska die genauesten Aufschlüsse. *Cette lettre sera-t-elle jamais publiée?* ich weiß es nicht und kann darum nicht weitergehen. Vielleicht fände man hier das Geheimnis der Antipathie, die Madame de

Balzac stets für Honoré bekundete, indem sie all ihre Mutterliebe ihrem zweiten Sohn Heinrich zuwandte. Andererseits scheint auch Honoré für Herrn von Margonne niemals sehr lebhaftere Freundschaft empfunden zu haben.“ Das Dunkel wird nicht lichter durch Bellessorts Bemerkung (S. 140): le chatelain de Saché, M. de Margonne, avait fréquenté sa — d. h. Balzacs — famille très intimement, trop intimement peut-être. Balzacs härteste Klagen über die Lieblosigkeit seiner Mutter finden sich in den von Bouteron 1920ff. in der Revue des deux mondes mitgeteilten Briefen, zumal dem vom 2. Januar 1846. — S. 42. Über Balzacs Schulzeit in Vendôme zu vergleichen Champfleury, Balzac au collège, Paris 1878 (S. 17 spricht Balzac in einem Brief von den culottes de bois). Den Brief des Rektors teilte Armand Baschet (Verfasser des Buches: Honoré de Balzac, Paris 1852) Lovenjoul mit: Histoire des œuvres, 401. Einen Kinderbrief Balzacs an seine Mutter aus dem Kolleg vom 1. Mai 1809 ließ Bouteron im Pariser Figaro, Supplément littéraire, vom 5. Mai 1923 faksimilieren. — S. 43. S. Taine, Etienne Mayran. Fragments. Avec une préface de Paul Bourget. Paris 1910. (Aus dem Nachlaß.) — S. 49. Über die Pariser Studienzeit gibt Marcel Bouteron eingangs des Aufsatzes La première tragédie de Balzac (Revue des deux mondes, 1. November 1923) nähere Nachricht. Über sein tapfer getragenes Elend in der Mansarde der Rue Lesdiguières erzählt Jules de Petigny (Histoire des œuvres, 377 ff.) und Fessart (Une page perdue, 127) traurige Einzelheiten: „Seine Dachstube war eng, mit einem zerbrochenen Strohsessel, einem wackligen Tisch und einer schlechten, von zwei schmutzigen Vorhängen halbverhüllten Liegerstatt möbliert; in diesem Loch war es unerträglich heiß, die Luft so mephitisch, daß man sich die Cholera hätte holen können; auf dem Tisch stand ein Tintenfaß, ein dickes, bekritzelttes Schreibheft, ein Krug mit Limonade, ein Glas und ein Stück Brot. Balzac lag im Bett; seine baumwollene Nachtmütze war von zweifelhafter Farbe: „Ich habe diese Wohnung seit zwei Monaten nur einmal verlassen und stand nicht aus dem Bett auf, in dem ich Tag und Nacht arbeite, um das große Werk zu vollenden, um dessentwillen ich zu diesem Einsiedlerleben verdammt bin.“ Fessart schreibt: „Ich wiederhole, daß man ihn Hungers sterben ließ; er war voll Ungeziefer und holte sich abends eine Kerze, die er, in Ermangelung eines Leuchters, in eine Flasche steckte.“ „Cromwell“ sollte 1924 im Faksimile der Abschrift von Balzacs Mutter von Professor Walter Scott Hastings (Princeton) in der Bibliothèque balzacienne veröffentlicht werden. — S. 59. Über die ersten Verleger und Mitarbeiter der Romane von Lord O'Rhoone siehe Simple histoire de mes relations littéraires avec Honoré de Balzac par Paul Lacroix (Bibliophile Jacob). Le Livre 1882, 3e année, 150ff. — S. 63. Über Madame de Berny außer der grundlegenden Arbeit von Hanotaux und Vicaire Geneviève

Ruxton, *La dilecta de Balzac*. Avec une préface de M. Jules Lemaitre (o. J. 1909?) und Bouteron, *Balzac et Mme. de Berny. Lettres inédites* (1822—1833). *Revue des deux mondes* vom 1. Dezember 1921ff.

Éssai sur l'influence de Walter Scott. Paris 1898. — Über Hoffmann en France Marcel Breuillac in der *Revue d'histoire littéraire de la France* 1906/7. — Philarète Chasles, *Mémoires*. Paris 1876. C'était Rabelais dans Marivaux (303ff.). — Balzac an Montalembert. *Revue bleue* 1903, 641ff. — S. 87. *Lettres du prince de Metternich à la comtesse de Lieven* 1818—19 (1909) S. 176ff. *De l'amour mon amie ne vas pas le chercher dans le ménage*. Auch a. O. Ironisierung bürgerlicher ehelicher Treue. — S. 90. *France, social, literary, political* by Henry Litton Bulwer 1834. — S. 98. *Balzacs Échantillons de causerie française. Œuvres complètes XX*, meines Wissens bisher nicht verdeutscht. — S. 97. Sealsfield, der sonst Anleihen nicht nötig hatte, folgte in „Morton oder die große Tour, Zweiter Teil I Der Geldmann“ in der Charakteristik Lomonds und der von ihm so genannten „Moneycracy“, zumal in Lomonds Parabasen über sein schadenfrohes Spiel mit Geldbedürftigen aller Stände S. 111ff. und insbesondere S. 91ff. mit der sich halbnackt dem Wucherer fast preisgebenden, durch einen Solitär in äußerster Not sich für eine Gnadenfrist loskaufenden Schönheit durchweg Gobseck, seinen Gedankengängen und seinen Erfahrungen mit Gräfin Anastasie Restaud.

IV. Freundinnen. S. 102. Sophie Gay. *Sainte-Beuve, Causeries du lundi VI*. — Mme. Emile de Girardin. *Sainte-Beuve, Causeries du lundi III* und Théophile Gautier, *Portraits contemporains*. 1874. Léon Séché. *Balzac et Madame de Girardin. D'après des documents inédits*. *Mercure de France*. Juni 1910. — S. 104. Im *Traité de la vie élégante* (1830) erzählt Balzac, daß Napoleon eines Abends die Herzogin von Abrantès bat, die Prinzessin von Westfalen in Raincy zu empfangen; am nächsten Tag bescherte die Herzogin zu Ehren dieses Gastes regierenden Fürsten alle Freuden einer königlichen Jagd, üppige Festmahle und einen glanzvollen Ball. Graf Rudolf Apponyi (*Vingt-cinq ans à Paris* [Paris 1914], berichtet eingehend über die Liebeshändel Metternichs mit der Abrantès und die Wutausbrüche Junots, ihres Gemahls, der ihren Schreibtisch aufsprengte und mit der Pistole in der Hand ihr die Wahl ließ zwischen dem Bekenntnis ihrer Schuld und dem Tod. — S. 107. Über die Herzogin von Castries siehe die *Memoiren* von Chasles und Sainte-Beuve, *Volupté*, Appendice 392—394. Im Verkehr mit der Herzogin hätte Balzac gern den Welt- und Edelmann, den arbiter elegantiarum gespielt; so munter er 1830 im *Traité de la vie élégante* vom Stil vornehmen Gehabens, von Schiedsrichtern der feinsten Umgangsformen, dem abgedankten Freund des englischen Königs, Brummel, zu plaudern wußte, so überlegene Gespräche er dort Emile

de Girardin, Latour-Mézeray usw. in den Mund legte: echten Kennern und Künstlern wie Gavarni waren seine der großen Welt nachstrebenden Manieren Anlaß zu beständiger Heiterkeit (Goncourt, Gavarni, 189—192). Als Laube 1839 in Paris war, führte ihn Heine zum Marquis Custine, wo das Ehepaar Girardin, Lamartine und „ein ganzer Krempel von Berühmtheiten zugegen war“. Heine „scherzte mit allen wie ein geborener Franzos; namentlich mit Balzac, der etwas Behagliches, um Eleganz Unbekümmertes, also auch nicht einmal eine so schöne braunrote Weste (wie Heine) hatte. Ich glaube, er trug sogar einen blauen Schlips statt der weißen Krawatte, und es war ihm deutlich abzumerken, daß dieser geputzte Plunder von Geselligkeit ihn gar nicht interessierte. Er war eine untersetzte Gestalt, ein dicker Kopf, tête carrée, aus welchem feste Augen schauten und dessen Mund gutmütig lächeln konnte. Ich sah ihn erstaunt an, hörte ihm erstaunt zu, wie er im bequemsten Geschwätz mit Heine tändelte, dieser unerschöpfliche Beobachter der Menschen, welcher so unerbittlich alle Hüllen wegzieht vom Menschenschimmer, welcher so unermeßlich viel zu schreiben versteht und immer mit überlegenem Geiste schreibt.“ Laube, Werke 8, 420. — S. 110. Über Zulma Carraud A. Fray-Fournier. Balzac à Limoges. Limoges 1898. Emil Deschanel: A pied et en wagon 1862: Besuch bei Mme. Carraud. Une amitié de Balzac. Correspondance inédite Revue des deux mondes 1922/23. — S. 127. Das Urbild des „Landarztes“ Bénassis ist, wie Laure de Surville S. 73 berichtet, ein Doktor, den Balzac seinerzeit in Isle-Adam kennengelernt und dessen Leichenbegängnis er mitgemacht hat: dieser leibhaftige Landarzt war der Wohltäter des Bezirks und nach Verdienst geliebt und beklagt worden. — S. 130. Le père Grandet. André Hallays. En flânant. 1903. Saumurois, 79—97, untersucht die Frage, ob Niveleau das Urbild von Vater Grandet? — S. 135. Spoelberch de Lovenjoul: Un roman d'amour. Paris 1899. Lettres à l'Étrangère. Paris, I 1899; II 1906. Neue Folge: Revue des deux mondes, 1920ff.

V. Die Anfänge der Comédie humaine. S. 164. Lettre aux écrivains français du XIX<sup>e</sup> siècle. Balzac, Œuvres complètes XXII, 211 ff. — S. 173. Félix Davin, Introduction aux études philosophiques (jetzt Lovenjoul, Histoire, 194—207), und Introduction aux études des mœurs (jetzt Lovenjoul, 46—64), 1835.

VI. In Wien und in Italien. S. 177. Über Rosalie Gräfin Rzewuska geb. Lubomirski (1791—1865): Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaisertums Österreich, Bd. 27, S. 340ff., mit Stammtafel und inhaltreichen Angaben über das Geschlecht der Rzewuski. — S. 177. Vingt-cinq ans à Paris. Journal du comte Rodolphe Apponyi. Paris 1914, III 59. Fürst Schönburg überbrachte Louis Philipp in besonderer Sendung die Botschaft vom Tod des Kaisers Franz und der Thronbesteigung Kaiser Ferdinands. Beflissen suchte Schönburg allerorten Aufschluß zu gewinnen über

französische Zustände. Von Madame Hanska bei Balzac eingeführt, suchte er den von Gläubigern und als säumiger Nationalgardist verfolgten Dichter lange vergebens; als er ihn endlich in seinem Versteck aufspürte, traf er Balzac in seine Kutte gehüllt. Schönburg war, wie Apponyi berichtet, von Balzac entzückt und zugleich enttäuscht: „Er hat unendlich viel Geist, eine unglaubliche Leichtigkeit des Redeflusses, lebhaftige Einbildungskraft, interessante Konversation, doch Zerfahrenheit der Ideen, der Handlungsweise und wenig gesunden Menschenverstand. Wie dem auch sei, der Fürst, der seine gute Dosis Eitelkeit hat, glaubt diesem Autor sehr schmeicheln zu müssen, um ihn zum Freund zu haben.“ Apponyi macht sich über Schönburgs Jubel lustig, als er von Balzac einen schmierigen, mit Korrekturen übersäten Bürstenabzug in einem wappengeschmückten Prachteinband als Gastgeschenk mitnehmen durfte. — S. 178. *Portrait intime de Balzac. Sa vie, son humeur et son caractère par Edmond Werdet, son ancien libraire-éditeur, Paris 1859.* Stoffreich, sind diese 404 Seiten starken Erinnerungen nur mit kritischer Nachprüfung zu benutzen. — S. 180. *Marcel Bouteron et Auguste Le Sourd, Un conseiller de Balzac. Le Lt Colonel Périolas. Revue des deux mondes. 1922.* Seither in Heft I der *Cahiers balzaciens* wieder abgedruckt. — S. 182. Balzacs Gang über die Schlachtfelder von Aspern und der Lobau nach seiner Fußnote in den *Paysans* (*Œuvres XIV, S. 245*) und seiner, Einzelheiten berichtenden Schlußbemerkung S. 538. Über Fürst Friedrich Schwarzenberg siehe Wurzbach; *Allgemeine Deutsche Biographie*; Laubes Erinnerungen und Helene Bettelheim-Gabillon, Einleitung zu Betty Paolis *Gesammelten Aufsätzen* (*Schriften des Literarischen Vereins in Wien, Band IX, 1908*), S. IX—CXI, und Helene Bettelheim-Gabillon, *Fürst Friedrich Schwarzenberg, der Landsknecht, Inselverlag 1915.* — S. 184. Anton Bettelheim, *Balzacs Begegnung mit Metternich. Biographenwege. Paetel 1913. S. 215—230.* Aus Metternichs nachgelassenen Papieren. Wien 1883. Bd. 6, S. 15, 86. — S. 190. Über den Ring, den Hammer-Purgstall Balzac schenkte, hat Léon Gozlan, *Balzac en Pantoufles, Paris, 1856,* possenhaft berichtet. Ein pathetisches Phantasiestück über Balzacs Besuch in Hammer-Purgstalls Döblinger Landhaus ist Hugo von Hofmannsthals „*Imaginäres Gespräch über Charaktere im Roman und im Drama*“ (*Prosaische Schriften, II, Berlin 1907, S. 163—187*), das in der Verherrlichung Eva Hanskas, anklingend an Balzacs Widmungsbrief von Modeste Mignon, gipfelt. Balzacs eigene Gedanken über das Drama decken sich schwerlich mit Hofmannsthals Betrachtungen. — S. 191. Gräfin Lulu Thürheim, *Mein Leben.* Herausgegeben von René v. Rhy (Blittersdorff), *Denkwürdigkeiten aus Altösterreich. München 1913 ff. III, 221; IV, 50 ff., 172 ff.* Sie malte unter Lawrences Augen, dilettierte literarisch, war, 1788 geboren, bedeutend älter als der phantastische, abenteuernde,



1803 geborene Thirion. Ihre Ehe war heimlich geschlossen, gesetzlich ungültig, so daß sie Stiftsdame werden konnte. Die Geschichte dieses Liebesbundes wirkt durchweg romanhaft. Von Balzacs Wiener Aufenthalt berichtet Gräfin Thürheim u. a.: „Ich sah Balzac einmal, wie er einen seiner Romane durchblätterte. Er glaubte sich dabei unbeobachtet und warf das Buch verächtlich auf den Tisch, indem er rief: *Quel amphigouri* (welch ein Schwulst)!“ — S. 192. Die Huldigung im Wiener Konzertsaal berichtet Balzacs Schwester Laure Surville: *Balzac, sa vie* (1858), S. 179, mit dem Zusatz: „Es war so viel Begeisterung und Überzeugung im Antlitz des jungen Studenten, der Balzac die Hand küßte, daß, nach Honorés eigenem Wort, das Andenken an diesen Jüngling mich tröstet, wenn mein Talent gelegnet wird...“ — S. 192. Der Wiener Graben wurde von Balzac 1840 in der *Histoire et physiologie des boulevards de Paris* (jetzt *Œuvres XXI*, S. 44) in dieser Wendung mit dem *Canale grande* von Venedig, dem Korso von Mailand, Rom, dem Newski-Prospekt, den Berliner Linden, Regent-Street, der Madrider *Puerta del Sol* verglichen. — S. 192. *Werdet* l. c. 147 ff. — S. 200. Der Prozeß mit der *Revue de Paris* (*Historique du procès auquel a donné lieu Le lys dans la vallée*, jetzt *Œuvres XXII*, 430—489). *François Buloz et ses amis par Madame Louise Pailleron* (Enkelin Buloz'). Paris 1919. — Der Schmähartikel gegen *Le lys dans la vallée*: „*Fin d'une histoire qui ne devait pas finir, Lettre à une femme qui n'a pas trente ans*“ von Pickerschill junior (*Revue de Paris* vom Juni 1836), wieder abgedruckt bei Spoelberch de Lovenjoul, *Histoire des œuvres* 68—80. — S. 206. Über Madame de Marbouty, die damit prahlte, an Scribes Drama „*Une chaîne*“ mitgearbeitet zu haben, Lovenjoul *Autour de Honoré de Balzac* 153—176, Henry Prior, *Revue de Paris* 15. Januar 1924, und Serval, *Une amie de Balzac, Madame Marbouty*, Paris 1925. — S. 209. Über die *Chronique parisienne Werdet* 203 ff. Théophile Gautier, Honoré de Balzac, 1859. Spoelberch de Lovenjoul, *Autour de Honoré de Balzac*, 1897. Honoré de Balzac et Théophile Gautier, 1—89. Alphonse Karr: *Le livre du bord*, 1879; II, 286/287. *Werdet* war und wurde wieder Handlungsreisender; sein Balzacbuch erinnerte Karr an den Maler, der sagte: *Je suis le seul homme, qui ait reçu de Napoléon un coup de pied au derrière.* *Werdet* behandelte Balzac wie einen Halbgott, dem er bei den Redaktionsdinern einen vergoldeten Fauteuil, Löffel und Gabeln von Email gab, indessen die anderen nur silbernes Besteck bekamen. — S. 211. Die James Rothschild gewidmeten „*Roueries d'un créancier*“ benannte Balzac später „*Un homme d'affaires*“.

VII. Die Iliade der Korruption. S. 215. Armand Dutacq (1810 bis 1856) ist der eigentliche Urheber der Umwälzung des Zeitungswesens durch die Herabsetzung des jährlichen Abonnementspreises auf 40 Franken. Eine der ersten Darstellungen seines Lebenslaufes (Augustin Baudoz, Paris

1861) nannte ihn großsprecherisch *Le Napoléon de la presse*. Der langjährige Leiter des *Figaro*, Villemessant, ließ Girardin nur als den Amerigo Vespucci dieser für Spekulanten neuentdeckten Zeitungswelt gelten, deren Christoph Kolumbus Dutacq gewesen sei. Barbey d'Aurevilly (*Romaniers d'hier et d'avant-hier*, Paris 1904, S. 58) verherrlicht Dutacq, den begeisterten Freund Balzacs, der die Ausgabe der *Contes drolatiques* mit Gustave Dorés 425 Zeichnungen 1855 ins Werk setzte, als Mann von genialer Tatkraft, der weiterhin Musterausgaben sämtlicher Schriften und ausgewählter „Gedanken“ Balzacs plante: Absichten, die durch seinen vorzeitigen Tod zunichte wurden. Mit dem Theaterdirektor Harel soll er eines der Urbilder von Balzacs „*Mercadet le faiseur*“ sein. 1836 hatte er den „*Charivari*“ gekauft, dessen Abonnentenzahl er 1837—1842 vervierfachte. Er war der Begründer des „*Siècle*“, der mit Girardins „*Presse*“ zugleich erschien. Überdies war er der Geldgeber für eine Kinderzeitung, *Karrs Guêpes* und ein halbes Dutzend anderer Blätter. Der Rastlose beteiligte sich auch als Haupteigentümer an der Druckerei Lange-Lévy, die großes Erträgnis abwarf. Er ließ sich verleiten, das Vaudevilletheater zu kaufen; dort traf ihn das Verhängnis, daß das Schauspielhaus abbrannte; seine Schuldenlast wuchs dergestalt, daß er, von hinterlistigen Gläubigern verfolgt, fallierte. Sein Ruin beugte ihn nicht. Er führte Hunderte von Prozessen, von denen er kaum zehn verlor. Unverzagt rief er 1841 eine Aktiengesellschaft ins Leben, *Société générale de la presse*, durch die mit einem Kapital von zwei Millionen fünf Blätter (*Le Soleil*, *Le Pays*, *Le Dimanche*, eine Inseraten- und eine Bilderzeitung) in verschiedenen Formaten, mit verschiedenen, von 12—40 Franken abgestuften Jahresabonnementspreisen auf den Markt geworfen wurden. Zur Freude Balzacs warb Dutacq für die Romanfeuilletons seiner Journale die besten bestbezahlten Autoren und ersann das System der Fortsetzungen in von Tag zu Tag fortlaufenden Kapiteln. Da für Dutacq auch diese Unternehmungen mit Fehlschlägen schlossen, begann er 1848 ein Blatt zum Preise von fünf Centimes, *La Liberté*. Zuletzt war er schlecht entlohnter Administrator einiger der von ihm geschaffenen Zeitungen. Balzac reiste vielleicht wegen der Vorstudien des in Havre spielenden Romans *Modeste Mignon* mit Dutacq in die Hafenstadt. Dort schrieb er in ein Fremdenbuch: „Dutacq ist ein großer unverstandener Mann. Die zweisilbigen Namen kündigung Charaktere von Energie und Kühnheit an. (Balzac dachte dabei wohl auch an seinen eigenen zweisilbigen Namen.) Sed audaces fortuna juvat. Sein Name ist eine natürliche Anspielung. Dank einer Galanterie des Staatsregisters für den Takt, den er entfaltet.“ Dutacq schrieb darunter: „Balzac ist ein zu wohlverstandener Mann.“ Nach Dutacqs Tod fand die erste Auktion seiner Bibliothek statt. Lovenjoul, *Histoire* 353, nennt diesen *Catalogue de la vente Dutacq rédigé par le bibliophile Jacob*, Paris, Techener, 1857, „eines der wichtigsten Dokumente

für die Bibliographie der Werke Balzacs.“ Am 20. Juni 1925 fand eine zweite Auktion von Briefen aus Dutacqs Archiv statt (von Balzac, Barbey d'Aurevilly, Baudelaire, Daumier, Doré, Karr, Lamartine und vielen anderen). Auch Prachtwerke aus seinem Nachlaß kamen zur Versteigerung. Dem Katalog dieser „Vente“ sandte Marcel Bouteron eine gehaltvolle Einleitung voraus. Paris, Andrieux, 1925. — S. 219. Sainte-Beuve, Notes et pensées. Anhang der Causeries du lundi. Band XI. — S. 225. Lousteaus Anklagen des Zeitungswesens, seine häßlichen Erfahrungen und Enttäuschungen im „Mörderberuf“ des Journalisten klingen unverkennbar nach in der Standrede Stieves S. 176—179 von Jacob Wassermanns „Geschichte der jungen Renate Fuchs“. — S. 241. S. Lenôtre, Vieilles maisons, vieux papiers. Paris 1906. L'original de César Birotteau. Boutique de la reine des fleurs. Der Inhaber des Ladens, Caron, war Anhänger des Hofes, der Geächteten, u. a. Hyde de Neuville, Beistand und Versteck gewährte. Von diesen royalistischen Beziehungen des Parfümeurs erfuhr Balzac vielleicht durch Madame de Berny. Die Fabel von César Birotteau ist indessen Balzac ureigen. — S. 248. Balzac à Milan (1837) par Henry Prior (Revue de Paris 15. Juli und 1. August 1925). Graf Apponyi gab Balzac Empfehlungen mit an den Gouverneur der Lombardei, Graf Hartig; die Gräfin Sanseverino führte ihn beim Fürsten Porcia und der Gräfin Clara Maffei ein, deren Gatte Schiller, Goethe, Byron und Shakespeare in das Italienische übertragen hatte; Gräfin Maffei soll Balzac so begeistert empfangen haben, daß sie sich zu einem Kniefall anschickte mit dem Ausruf: „Ich bete das Genie an.“ Balzac wurde von der aristokratischen Mailänder Gesellschaft umworben; die Zeitungen wetteiferten in Artikeln und Plaudereien zu seinen Ehren; auch Neckereien fehlten nicht, als ihm ein Taschendieb bei Besichtigung der Kirche San Fedele seine von ihm auf 800 Franken geschätzte Uhr zog, die indessen durch das Eingreifen der Polizei am selben Abend zur Stelle gebracht wurde. Besonders gastlich nahm ihn Fürst Porcia auf, den eine romanhafte, nachmals mit einer Ehe schließende Liebe mit Gräfin Bolognini verband. Eine von Balzac skizzierte Mailänder Novelle Les fantaisies de la Gina (die kürzlich als zweites Bändchen der Cahiers balzaciens veröffentlicht wurde) ist nach Priors sachkundiger Meinung mit Unrecht auf Gräfin Bolognini bezogen worden. Marchese von San Tommaso veranlaßte Balzac zum Besuch Manzoni; der Historiker Cantù, der Zeuge dieser Begegnung war, hatte den Eindruck, daß Balzac Manzoni „Verlobte“ so gut wie gar nicht kannte; was er darüber sagte, war zum mindesten absonderlich; desto mehr habe Balzac von sich, seinen Romanen, seinem „Pantheismus“ und Galls Schädellehre geredet. Balzac fand, daß Manzoni im Äußeren an Chateaubriand gemahnte. Balzac gefiel Manzoni nicht; das Eigenlob seines „Landarztes“ bestimmte Manzoni, nachdem Balzac fortgegangen war, zu der Bemerkung:

um auf religiösem Gebiet zu siegen, genüge nicht das Vorhaben einer literarischen Spekulation; dazu müsse man festgewurzelte religiöse Überzeugungen hegen. Über den mäßigen, materiell unzureichenden Erfolg Balzacs in der Erbschaftsangelegenheit der Guidoboni-Visconti gibt Prior 36—39 eingehenden Aufschluß. Über Balzacs Aufenthalt in Venedig sind von Prior späterhin genauere Mitteilungen zu erhoffen.

VIII. Phantasien und Phantastereien. S. 250. Die Geschichte von dem Latouche angebotenen arabischen Pferd erzählte Sainte-Beuve; Werdet berichtet sie 159 irrigerweise, als ob Balzac das Prachtroß Sandeau zugedacht hätte. — S. 251. Die sicherlich ausgeschmückte Anekdote vom Ring des Propheten bei Gozlan, Balzac en pantoufles (Chapitre IV). — S. 252. Die Werbung der Literaten zum Bund der Chevaux rouges: Gozlan, Balzac chez lui (Chapitre I), und Théophile Gautier, Honoré de Balzac, 1859, S. 89ff. — S. 252. Das Erlebnis der Suche nach dem Schatz von Toussaint Louverture bei Gautier, S. 59ff. — S. 257. Die Schilderung der Behausung Rue Chaillot nach Balzacs Fille aux yeux d'or auch bei Gautier, die Geschichte vom Bau der Jardies bei Gozlan. — S. 259. Das Husarenstück mit der Vollendung des Manuskriptes der „Himmelfahrt Seraphitas“ in der Druckerei bei Werdet. — S. 261. Zu den Contes drolatiques vgl. Pietro Toldo, Rabelais et Honoré de Balzac. Revue des études rabelaisiennes, 1905, tome III, mit Nachweisen der von Balzac benutzten Quellen. Barbey d'Aurevilly, Romanciers d'hier et d'avant-hier. Paris 1904. „Balzac“, insbesondere 28ff. und die kritische Beurteilung von Dorés Illustrationen. Lovenjoul Historie 224—231: Balzacs eigene Charakteristiken der Contes drolatiques. Neue fragmentarisch erhaltene Stücke weiterer Contes drolatiques sollen aus dem Balzac-Archiv von Chantilly zum Vorschein kommen. — S. 269. Zum Prozeß Peytel vgl. Goncourt: Gavarni, S. 190/91, und Edmund Benedikt in seinem Meisterbuch „Die Advokatur unserer Zeit“; Benedikt weist mit Recht darauf hin, daß der in allen Fragen der Juristerei so wohlverfahrene Balzac in der Comédie humaine wohl Richter, Avoués, Notare aller Art, doch keine Advokaten schildere. Benedikt schreibt (in der 4. veränderten und vermehrten Auflage, Berlin 1912, S. 109): „Merkwürdig ist übrigens, daß Balzac, dessen Romane mit allen Figuren der Winkelschreiber und Agenten, der Avoués und der Gerichtsvollzieher bevölkert sind, der Bilder und Gleichnisse aus der Prozeßsprache zu nehmen liebt, aus dessen Werken man die ganze Exekutionsordnung der damaligen Zeit in Theorie und Praxis feststellen könnte, den plädierenden Advokaten fast nie auftreten läßt. Selbst in Albert Savarus, dessen so genaue Personenbeschreibung in allen Einzelheiten auf ihn selbst paßte, schildert er den Parlamentskandidaten und phantastischen Liebhaber und nur gelegentlich den Advokaten, wobei er ausdrücklich bemerkt, daß die wahre Beredsamkeit ihren Sitz in die Parla-

mente verlegt habe. Auch in der *Ténébreuse affaire* sind es nicht die Advokaten, sondern die Polizisten, denen er seine Darstellungskunst widmet. Und doch hat die Advokatur Balzac während seines ganzen Lebens gelockt, er hat wohl das letzte Memoire im Stile des achtzehnten Jahrhunderts für den der Ermordung seiner Frau angeklagten Notar Peytel geliefert, nachdem er seine Absicht, den Mörder vor den Geschworenen zu verteidigen hatte aufgeben müssen. Sonderbarerweise liegt auch hier das Schwerkraft der Darstellung in der Aufstellung einer Reihe förmlicher Bilanzen, die den Mangel der Triebfeder für die Tat dartun sollen. Eine Bekämpfung der dringenden Verdachtsgründe aus den Begleitumständen der Tat selbst vermißt man völlig. Balzac hat ganz übersehen, daß die Antriebe des Verbrechers oft qualitativ normal, quantitativ immer völlig anormal zu sein pflegen.“ — S. 272. Für die *Revue parisienne* dienten Balzac, wie Alphonse Karr „*Le livre du bord*“ (Paris 1879) behauptet, sein seit Anfang des Jahres 1840 ausschließlich von ihm geschriebenes Blatt *Les guêpes* als Vorbild. Vgl. Lovenjoul, *Histoire des œuvres*, 253—254. Zur Kritik der *Chartreuse de Parme* s. Brief Balzacs an Stendhal-Beyle, *Correspondance de Balzac*, 1876 (vom 6. April 1839), I, S. 458, und seinen Brief an A. Colomb, II, 218 (vom 30. Januar 1846), in dem er dessen Wunsch willfahrt, seine Studie der Ausgabe der *Chartreuse de Parme* beizugeben. Chuquet (Stendhal-Beyle, Paris 1902) weist den Anwurf zurück, daß Balzac für den Artikel eine Vergütung erhalten habe. Das Urbild Moscas soll Graf Saurau gewesen sein, ein österreichischer hoher Würdenträger in Italien. — S. 283. Über die Vorgeschichte des „*Vautrin*“ Gautier, S. 154 ff. Über die Uraufführung *Gozlan*, *Balzac en pantoufles*, Chapitre VIII; ebenda die vernichtende Kritik des *Journal des Débats* vom 16. März 1840: „sei wirklich Balzac der Urheber dieses Werkes der Barbarei und Albernheit?“ — S. 279. Über *Les aventures de l'école des ménages* Lovenjoul, *Autour de Honoré de Balzac*, S. 89—197 (dort auch Balzacs Briefwechsel mit Péremé). Zur Vorgeschichte des *Mercadet* s. Gautier. Überdies *Les lectures de Mercadet à la comédie française*. Lovenjoul: *Une page perdue de H. de Balzac*, 1903, 181—194. — S. 286. Zu allen Stücken Balzacs *Œuvres complètes* XVIII, Théâtre, mit den Vorreden zu „*Vautrin*“ und „*Les ressources de Quinola*“.

IX. Der Aufbau der *Comédie humaine*. S. 289. *Gozlan*, Balzac chez lui. Chapitre II. *Les ressources de Quinola à l'Odéon*. — S. 298. Über Balzacs Beziehungen zur Musik hat Bellaigues 1924 in der *Revue des deux mondes* auch in Hinblick auf *Gambara* und *Massimilla Doni* sich verbreitet. Karr: *Le livre du bord*; passim; besonders II, 324. — S. 301. Die Handschrift von *Béatrix* fand ich als Widmung von Baron Larrey fils in der Bibliothek von Tours. Balzac hatte das Manuskript, eigentlich die korrigierten Bogen desselben, *Madame de V...* mit einem (seither in seiner

Correspondance, II, S. 4, mit kleinen Änderungen gedruckten) Brief geschenkt mit der Erklärung „Ce livre auquel vous avez fait porter une affection que je n'ai jamais eue pour aucun livre et qui a été l'anneau par lequel nous avons fait amitié.“ Madame de V... hieß Marie Félicité Vallette, die 1836 mit ihm bekannt geworden war, nachdem auch sie sich zuerst brieflich an ihn als einen ihrer Lieblingsautoren gewendet hatte. Sie war seine Führerin auf der von Balzac in *Un drame au bord de la mer* und *Béatrix* so meisterlich mit ihren Salzsümpfen geschilderten Halbinsel Guérande. Über ihr etwas exzentrisches Wesen, ihren freundschaftlichen und vielleicht mehr als freundschaftlichen Verkehr mit Balzac, bei dem es zum Bruch kam, *Les annales romantiques*. Tome VI, 1909. Sie starb 1873, und Baron Larrey, ihr Universalerbe, stiftete Balzacs Vaterstadt Tours das Manuskript von *Béatrix* und das Bild Balzacs, das der Dichter Madame Vallette geschenkt hatte. — S. 307. Über die Quellen zur *Ténébreuse affaire* s. Edmond Biré. S. 110. — Der denkwürdige Brief, durch den der Verleger J. Hetzel, der als Schriftsteller das Pseudonym J. P. S. Stahl wählte, Balzac zum Avant-propos der *Comédie humaine* bestimmte, bei Lovenjoul, *Autour de Honoré de Balzac*, S. 237—243. — S. 319. Der von Balzac für eine geplante zweite Auflage der *Comédie humaine* geschriebene und Laurent Jan gegebene Entwurf *Catalogue des ouvrages que contiendra la comédie humaine* wurde zum erstenmal von Amédée Achard am 25. August 1850 in der „Assemblée nationale“ gedruckt und seither von Lovenjoul, *Histoire des œuvres*, 217—219, neuerdings mitgeteilt. Die Reihenfolge der Werke, wie sie die *Œuvres complètes* enthält, weicht vielfach von Balzacs Plan ab und wurde nicht mit Unrecht von Barbey d'Aurevilly, *Les romanciers d'hier et d'avant-hier*, 1904, S. 59, angefochten. — S. 322. Albert Sorel, *Lectures historiques*, Paris 1894. Sorel, *Essais d'histoire et de critique*, 1883.

X. Eva. Die wichtigsten ergänzenden, doch immer noch nicht erschöpfenden Aufschlüsse haben wir der neuen Briefreihe an die *Etrangère* zu danken, die Marcel Bouteron seit dem März 1920 in der *Revue des deux mondes* mitteilte. Dazu kam seither Marcel Bouteron, *Apologie pour Madame Hanska*. *Revue des deux mondes*, 15. Dezember 1924. — S. 326. Als Balzac seinen Reisepaß für Petersburg auf der russischen Botschaft vidieren ließ, schrieb der boshafte Gesandtschaftssekretär: „Er sieht aus wie ein Schuhflicker oder Bäckermeister. Er hat keinen Sou und geht darum nach Rußland, oder er geht nach Rußland, hat also keinen Sou.“ *Journal de Victor de Balabine* (publié par Ernest Daudet I 141, zitiert von Prior, *Revue de Paris*, 15 juillet 1925). — S. 331. Die *Duchesse de Dino* (*Chronique de 1831 à 1862*, publiée par la princesse de Radziwill) schreibt aus Berlin, 16. Oktober 1843: „Wir haben hier den angenehmen Balzac, der aus Rußland zurückkommt, von welchem

Land er ebenso übel wie Herr Custine spricht; doch wird er nicht eine Reisebeschreibung ad hoc veröffentlichen, er wird nur Szenen aus dem Soldatenleben vorbereiten, von denen einige sich, wie ich glaube, in Rußland abspielen. Er ist plump und gewöhnlich. Ich hatte ihn schon in Frankreich gesehen. Dort hatte er mir einen unangenehmen Eindruck zurückgelassen, der sich noch verstärkt hat.“ Seines Besuches in Rochecotte (28. November 1836) gedachte ein früherer Eintrag. Balzac war in der Touraine gewesen, nach einem Gütchen ausschauend; von einem Nachbar eingeführt und von einem Unwetter ereilt, wurde er von Talleyrands Nichte notgedrungen zu Tisch gebeten. Er mißfiel der großen Dame, die vor allen Publizisten und Literaten sich scheute: „Er ist vulgär in Erscheinung, Ton und, wie ich glaube, auch in Empfindung; er hat Geist, aber ohne Leichtigkeit und Schwung in der Konversation; er ist sogar sehr plump; er hat uns alle, zumal Herrn von Talleyrand, auf das peinlichste geprüft und beobachtet. Ich hätte diesen Besuch, wenn irgend möglich, gern entbehrt. Er geht auf das Außergewöhnliche aus und erzählt von sich selbst tausend Dinge, von denen ich schlechterdings nichts glaube.“ — S. 343. Balzacs Aufenthalt in Dresden wurde von der Augsburger Allgemeinen Zeitung April und Mai 1845 gemeldet: Man sah ihn in Damenbegleitung in einer Theaterloge und unterließ nicht, zu bemerken, daß er kürzlich Ritter der Ehrenlegion geworden war. Eine ihm recht gleichgültige Ehrung, die er nur deshalb nicht ausschlug, weil der ihm altbekannte Villemain sie veranlaßt hatte. — S. 346. Die Briefe über Evas Schwangerschaft und die Vorbereitungen zur geheimen Ehe, die nach der Fehlgeburt eingestellt wurden, nach Bouterons neuen Mitteilungen von Balzacs Briefen an die Etrangère vom September bis zum Dezember 1846. — S. 349. Balzac ignoré par le docteur Cabanés. Paris 1899.

XI. Heirat und Ende. S. 382. Balzac. Lettre sur le travail, stammt aus dem Frühjahr 1848, Rev. d. d. mondes 1. Sept. 1906. — S. 384. Liszt äußerte nach dem Aprilheft der Neuen Rundschau, Berlin, 1912: „Mme Hanska hat in ihren Beziehungen zu Balzac all ihren Geist aufgewandt, um kleinlich zu tun, was ihr als glänzende Torheit vorschwebte.“ Galt dieses Urteil der lang hinausgeschobenen, endlich sozusagen nur in extremis mit der Gewißheit von Balzacs baldigem Tode vollzogenen Trauung? — S. 385. Märchen sind größtenteils die Balzacs Roman und Ehe betreffenden Mitteilungen von Gräfin Marie Kleinmichel „Bilder aus einer versunkenen Welt“ (Berlin, August Scherl o. J.). S. 27 ff. „Der Roman meiner Großtante.“ Demnach hätten Balzacs Beziehungen zu Eva damit begonnen, daß er in Wien ihr ertrinkendes 8jähriges Töchterchen aus dem Becken eines Schönbrunner Springbrunnens zog. Auch die Angaben über Hanskas Lähmung und Balzacs Versuche, bei Kaiser Nikolaus eine Audienz zu erlangen, sind fragwürdig. Gräfin Kleinmichel erzählt,

daß Eva „bald nach dem Tode ihres ersten Gatten den Abgott ihres Lebens heiratete“. „Ich sah meine Großtante 1857 oft in ihrem (Pariser) Heim. Dasselbe glich einer weihvollen Erinnerungsstätte für Balzac.“ Auch die von Gräfin Kleinmichel Balzac zugeschriebenen Verse an Eva „La Polonaise“ rühren schwerlich von ihm her. — S. 387. Victor Hugo. *Choses vues*. Paris 1887. Seine Grabrede: *Actes et paroles* I. 1875. Jetzt *Œuvres*, Bd. 41. — S. 390. Über die Leichenfeier die Pariser Tagesblätter. Das Evènement vom August 1850 nennt unter den Trauergästen noch die Komponisten Berlioz, Thomas, den Romancier Féval. Die *Augsb. Allg. Ztg.* berichtet am 26. August 1850, daß nach der Rede Victor Hugos die Arbeiter ihm die Hände schüttelten und als Verteidiger des Volkes und der Preßfreiheit hochleben ließen. Der Prinz-Präsident, der in dem Gefängnis von Ham eifrig Balzac gelesen und wohl seine Verherrlichung Napoleons I. in guter Erinnerung hatte, befahl bald nachher, die Büste des Meisters im Museum von Versailles aufzustellen. Manche Fabeleien scheint Arsène Houssaye „La mort de Balzac“, Paris, „Les confessions“ 1885, IV, 255 zu melden: Ihm soll Giraud, der Balzac auf Wunsch der Gräfin auf dem Totenbett malte, erzählt haben, daß Balzac mit seinem Arzt über seine künstlerischen Zukunftsabsichten zur Vollendung der *Comédie* sich ausgesprochen und auf die Frage des Arztes, wieviel Zeit er dazu verlange, sechs Wochen gefordert haben. Als der Arzt den Kopf schüttelte, wollte sich Balzac mit sechs Tagen begnügen. Der Arzt erwiderte, es sei notwendig, daß er sein Testament noch heute machen müsse: „Ah, je n'ai donc que six heures“: diese Befristung seiner Lebensdauer auf kaum sechs Stunden soll Balzac den Todesstoß gegeben haben. Sollte ihn der Arzt wirklich so rauh angefaßt haben, selbst wenn Balzac ihn auf sein Gewissen befragte, wie es um ihn stehe, da er vom Tode nicht überrascht werden möchte?

XII. Nachfolge Balzacs. S. 394. Der vielberufene Spazierstock Balzacs, den seine Witwe dem Arzt als Andenken stiftete (ihren Brief vom 7. Oktober 1850 teilte Jules Claretie im *Temps* vom 11. Juni 1908 mit), soll nicht nur das kleine Halskettchen aus ihrer Mädchenzeit umschlossen haben: eine geheimnisvolle Kapsel habe, so behauptet Léon Séché (*Mercure de France* vom 1. Juni 1910), un portrait de femme enthalten, si décolletée que je m'explique l'affollement de Balzac le jour où il crut avoir perdu sa canne. Figurez-vous Eva Hanska dans le costume d'Eve.“ — Als Madame de Girardin Balzac ihre Novelle „La canne de M. de Balzac“ schickte, dankte er ihr in einem (von Spoelberch, *La genèse d'un roman* 138 mitgeteilten,) sehr geschmackvollen Brief, in dem er die Erzählerin mahnt, ihre Begabung nicht in Kleinigkeiten zu verschwenden: sie sei eine Fee, die sich darin gefiele, wundervolle Blumen auf grobes Tuch zu sticken. Sie solle ihre Kraft an große Aufgaben wenden und ge-



meinsam mit ihrer Schwester ein starkes Gerüst zimmern. Er setze sie nicht herab, wenn er ihr rate, zu zweien sich an die Arbeit zu machen. Er selbst habe — ein erstaunliches Bekenntnis, das allerdings noch in das Jahr 1836 fällt — nichts kombiniert, ohne seine Entwürfe zur Diskussion zu stellen (wohl mit Madame Berny?). Delphine Girardin habe außerordentliche Fähigkeiten im Detail, die sie nicht für das Gesamtwerk ausnütze. Sie sei in Prosa mindestens ebenso tüchtig wie in Poesie, was sonst in unserer Zeit nur Victor Hugo beschieden sei. — S. 396. Stanislaus Rzewuski, *Le mariage de Balzac*. Nouvelle revue. 15. Jänner 1906. — S. 396. Eva Balzacs ersten Reisebrief nach ihrem Abschied von Wierzchownia, 9. Mai 1850, teilt Emile Faguet in seinem Büchlein *Balzac (1912) (Les grands écrivains)* nach dem *Intermédiaire des chercheurs* vom 30. Nov. 1912 mit. Der russische Konsul habe ihnen in Galizien alle Zollquälereien erspart. Kein Koffer mußte geöffnet werden. „*Mon mari revient dans ce moment. Je ne me faisais pas d'idée ce que c'est cet être adorable*“: „ich kenn' ihn seit 17 Jahren und Tag um Tag entdecke ich eine neue Eigenschaft an ihm, die ich nicht kannte. Wenn er nur Gesundheit besäße! Du hast keine Ahnung, wie sehr er heute nacht gelitten hat. Ich hoffe, daß ihm das heimatliche Klima wohltun wird: wenn mich aber diese Hoffnung im Stich ließe, wär' ich, sei dessen gewiß, sehr zu beklagen. Es ist so gut, in solcher Art geliebt und beschützt zu werden. Auch um seine armen Augen ist es sehr schlimm bestellt. Ich weiß nicht, was das alles sagen und werden will, und bin manchmal recht traurig und beunruhigt.“ — S. 397. Bouteron, *Apologie pour Madame Hanska*. *Revue des deux mondes*, 15. Dez. 1924. — S. 398. Champfleury et Madame Hanska. *Mercur de France*, 1. April 1908. Lovenjoul, *Autour de Honoré de Balzac*. II. de Balzac et Th. Gautier (1897) teilt S. 76ff. gelegentlich eines Artikels von Gautier über Mercadet einen an Gautier gerichteten überschwenglichen Brief Evas (aus dem Jahre 1851) mit und bemerkt dazu: *Cette lettre dont les sentiments et la forme sont vraiment quelque peu exagérés et qui — offenbar im Hinblick auf Evas Beziehungen zu Champfleury und Gigoux — de plus au moment même où l'auteur l'écrivait s'accordait assez mal il faut bien s'avouer avec certaines particularités de son existence...* — S. 399. Jean François Gigoux (Eugène Forbus: *Le Livre* 1882). — S. 400. Sainte-Beuves Nachruf wurde abgedruckt „*Causeries du lundi II.*“ Sainte-Beuve hat auch später wiederholt Balzacs gedacht; zumal in den Gavarni gewidmeten 3 Aufsätzen „*Nouveaux lundis*“. VI. 160. „Gavarni und Balzac begannen die Gesellschaft, die Welt, die Halbwelt, alle Spielarten der Welt zu malen, zu silhouettieren.“ Dabei gebühre Gavarni vielfach der Vorrang. Balzac übernehme sich, berausche sich an dem Wein, den er ausschenkt, er gebe sich in seinen Darbietungen zu sehr als Allerwelts-

gevatter: „ein großer Vorteil für den, der als Genie bei den Massen gelten will, des gesunden Sinnes und der Haltung zu entbehren“. Gavarni, der, nicht weniger fleißig als Balzac, im Durchschnitt täglich 18 Stunden arbeitete und an 100000 Blätter geschaffen haben soll, beurteilte den Romancier im gesellschaftlichen Verkehr, in den Geschmacklosigkeiten seines Aufzuges hart; beim Essen gab er sich unmäßig; geradezu gefräßig verschlang er Unmengen von Obst; mit vollgestopftem Bauch legte er sich nieder, ließ sich um Mitternacht wecken und bekritzelte stundenlang mechanisch das Papier. (Alphonse Karr neckte ihn des gleichen Zwiespaltes halber mit dem Scherz: Balzac sei so töricht, daß seine Werke gar nicht von ihm herrühren können, er ließe sie in der Nacht von einer alten Frau, die er unter Tags verborgen halte, schreiben.) Dann erst begann die rechte Arbeit: denn (so sagte Gavarni zu den Goncourts) ich wiederhole es: im Privatleben war er dumm und unwissend, gleichzeitig naiv und renommistisch bedacht, zu verblüffen. Es scheint, daß sich in ihm ein besonderes Phänomen vollzog, während er schuf, daß er, sich sammelnd, durch Intuition aller, selbst der am wenigsten gekannten Dingen entsann.“ „Somnambulismus des Genies“, warf Goncourt ein, der Balzac als Großmeister der französischen Literatur des 19. Jahrhunderts, als unsterblichen Sittenschilderer preist. In seinen Tagebüchern (Goncourt, Gavarni 465 ff.) wurde der Zeichner dem Erzähler gerechter: „Balzac hat schöne Dinge gemacht. Sicherlich wird man die Strenge der Analyse nicht weiter treiben. Sein Werk, aus Einbildung und Intuition zusammengesetzt, ist ein großes Werk.“ — Balzacs unberechenbare Manieren trugen ihm manche Mißdeutung ein; so wollte nach einer einzigen, etwas stürmisch verlaufenden Begegnung der von ihm bewunderte Dichter der „Jambes“ nichts von ihm wissen. Auguste Barbier, *Souvenirs personnels*. Paris 1883: Balzac 222. — S. 400. Am bemerkenswertesten außer Sainte-Beuves Nachruf war ein Artikel (im *Journal des Débats*) von Philarète Chasles; zur Zeit der Anfänge Balzacs sein Mitarbeiter in den „Contes bruns“ und der Fürsprecher seiner *Peau de chagrin*, entfremdete sich ihm Chasles mehr und mehr, so daß Chasles' „Mémoires“ (Paris, 2. Aufl., 1876), soweit sie Balzacs gedenken, nur eine behutsam zu gebrauchende Quelle sind; der Anwurf, Balzac habe sich mit ‚Tiberiaden‘ geholfen, weil er nie eine Geliebte oder ein Kind gehabt, ist ebenso häßlich als grundfalsch. Der Unmut des Kritikers äußert sich in der Anklage: „Alle Welt wurde seriös, selbst die frivolsten; statt kleine Meisterwerke wie ‚die Grenadière‘ und ‚Eugénie Grandet‘ zu schaffen, wollte er mit Aristoteles und Humboldt wetteifern; er gab sich den Anschein, das Universum zu umfassen; welche ernsthafte Vorreden für kleine Romane!“ Chasles zielt in dieser Wendung augenscheinlich auf das Vorwort zur *Comédie humaine* und spottet dabei seiner selbst: hat er doch 1831 Bal-

zacs philosophischen Geschichten, zumal der „*Peau de chagrin*“ eine Einleitung vorangeschickt, die (von Lovenjoul S. 171—177 wiederholt) „die metaphysische Bedeutung“ und „die moralische Tragweite“ von Balzacs Erstlingen nicht hoch genug anschlagen konnte. Audebrand erzählt in der *Nouvelle revue* 1884 in einem Artikel „*Philarète Chasles*“, Balzac hätte Chasles nachgesagt, er habe Augen wie eine Elster und halte es mit fremdem Eigentum wie dieses Tier. Desnoireterres' Buch „*Honoré de Balzac*“ (1851) bezeichnete Armand Baschet, der gleichfalls die Konjunktur unmittelbar nach dem Tod des Erzählers als zeitgerecht für die Veröffentlichung eines Bandes „*H. de Balzac, l'homme et l'œuvre 1851*“ ansah, als Buchhändlerspekulation; Baschets Werklein bringt manches Anekdotische, das er von Champfleury und Heine gehört haben will. Ohne Vergleich ergiebiger ist George Sands zuerst als Einleitung zur Houssiauxschen Ausgabe der *Comédie humaine* bestimmte Einleitung, 1875 in dem Bande „*Autour de la table*“ wiederholt. Die mäkeldende, Balzac als unmoralisch befehlende Kritik von Eugène Poitou in der *Revue des deux mondes* vom Dezember 1856, „*M. de Balzac, Etude morale et littéraire*“ scheint die Schwester des Dichters Laure de Surville besonders gekränkt und zur Gegenwehr veranlaßt zu haben in ihrem biographisch unersetzlichen Buch: „*Balzac, sa vie et ses œuvres d'après sa correspondance, Paris 1858*“ (vorher in Zeitschriften erschienen). Ebenso rühmlich gedachten des Verewigten Théophile Gautier (1859 „*Honoré de Balzac*“), Champfleury (*Grandes figures d'hier et d'aujourd'hui*, 1861), Lamartine (*Cours de littérature* 106—108, 1864). Léon Gozlans' Balzac-Bücher verleugnen nicht seine Marseiller Abkunft in ihren schnurrigen Übertreibungen, die Denkwürdigkeiten von Paul Jacob, Alphonse Karr, Werdet sind nicht unbedingt zuverlässige Zeugnisse; die Begegnungen, von denen der Maler Delacroix, der Schauspieler Got in ihren *Memoiren* berichten, waren zu flüchtig, um ihren subjektiven Eindrücken Gemeingültigkeit zuzubilligen. Lovenjoul teilt „*Une page perdue de H. de Balzac*“ (1903) drei Studien mit: von Francis Girault (1841), von Georges Guenot (1850) und von Louis Lurine (1856); die letztgenannte, umfangreichste (279—326) rührt vom Vizepräsidenten der *Société des gens de lettres* her; diese Gesellschaft hatte einen Preis von 1500 Franken für eine Studie über Balzac ausgeschrieben; von den 6 eingelaufenen Manuskripten wurde keines gekrönt, so daß Lurine sich verpflichtet fühlte, Balzacs Andenken mindestens durch eine Gedächtnisrede zu ehren. Für ein „*Eloge*“, das die Akademie ausschrieb, fand sich auch kein siegreicher Bewerber: ein Autor, dessen Arbeit Renan bemerkenswert gefunden hatte als von einem mit Balzacs Lebenswerk wohlvertrauten persönlichen Bekannten des Erzählers wurde 1893 gedruckt: Julien Lemer: „*Balzac, sa vie et son œuvre*“; Lemer traf Balzac bei dem Ver-

leger Charpentier, kam auch in seine Behausung und in den Kreis der um Gavarni versammelten Literaten und Maler (Ourliac, Monnier usw.); Balzac lachte zu allen dort getriebenen Künstlerposen und nannte „Robert Macaire“ das schönste Drama, die „Saltimbanques“ die wahrste Zeitkomödie. Jules Sandeau scheint sich leider über seine Beziehungen zu Balzac nicht schriftlich verbreitet zu haben; in Nummer 3 der Monatschrift „Balzac“ erzählt Vernou nach einem Gespräch: Sandeau bewunderte Balzac „auf den Knien“, lese ihn Jahr um Jahr immer wieder und habe Gewissensbisse, ihn leichtfertig verlassen zu haben. Es sei schmachvoll, daß seine Papiere verzettelt worden seien, Pläne, Manuskripte, die noch für 40 Bände ausgereicht hätten. Nach der Ansicht von Lamartine, Taine, Gautier und vieler anderer „il est immense, il est shakespearien“. — S. 411. Zu seinen Widmungen bemerkt seine Schwester (S. 100) mit Recht: La liste des ces dédicaces prouve qu'il fut aimé d'un grand nombre de nos illustrations contemporaines. — S. 422. Hat Balzac auch keinen im Osten spielenden Roman geschrieben, so hat er, der eine Reise nach Konstantinopel vorhatte, doch zweimal seinen Anteil an den Zuständen des Orients bezeugt, in seinem stoffreichen Aufsatz über Borgets Bilder (La Chine et les Chinois, jetzt Oeuvres complètes XXIII) und Voyage de Paris à Java (jetzt Oeuvres XXII, dazu Lovenjoul, Histoire, S. 242 bis 245) und Lovenjoul, Une page perdue, 1 ff. — S. 424. Zur Prüfung und Verwertung der Papiere Balzacs zog seine Witwe eine Reihe nicht besonders berufener Helfer und Ordner zu Rate. Champfleury kam (wie er in den „Grandes figures d'hier et d'aujourd'hui“, Paris 1861, berichtet) in diesem Nachlaß manches aus der Frühzeit vor Augen. Bücher: 1. Gedichte; 2. Dramatische Entwürfe (Mohammed usw.), Korsarengeschichten; 3. Pläne und Quellenstudien zu Charakteristiken Richelieus, Ludwigs XIII. und Maria von Medicis; 4. Philosophische handschriftliche Vorarbeiten zu einem Roman in Briefen: Sténie ou les erreurs philosophiques (1820); 5. Falthurne manuscrit de l'abbé Saronati, traduit de l'italien par Mr. Matricante, instituteur primaire (offenbar Balzac); 6. 4 Blätter des „Enfant maudit“; 7. Fragments d'un livre sur l'idolatrie, le théisme et la religion satirique; 8. Les deux amis conte satirique; 9. La journée d'un homme de lettres; 10. Des niais; 11. Notice sur la réserve des ascendants; 12. Notes sur le bon sens du curé Meslier; 13. Mnemotechnische Versuche; 14. Notice historique sur les Vaudois; 15. St. Louis poème (im Geist von Voltaires Pucelle und der satirischen Gedichte der Restauration); 16. Andere Verse. Champfleury fühlte sich zur Aufgabe, diese Erstlinge herauszugeben, so wenig berufen wie zur Vollendung der letzten von Balzac zurückgelassenen Romane. — Paul Lacroix (le bibliophile Jacob) lernte (wie er in seinen Denkwürdigkeiten in der Zeitschrift Le Livre 1882 berichtet) die Witwe Balzacs erst nach dessen Begräbnis kennen. Er

sollte ein Buch über die Frauen im Lebenswerk Balzacs schreiben; er überwies das Thema jedoch der Schwester Laure de Surville, die von Balzacs Erbschaft keinen Heller bekam, und übernahm es, die Vorrede zu diesem Werke zu schreiben; die Witwe und die Schwester verstanden sich nicht; infolgedessen behandelte der Bibliophile Jacob den Vorwurf allein (*Les femmes de Balzac*, 1850). Zehn Monate später heiratete sein Bruder Jules Lacroix eine Schwester von Madame Eva Balzac-Hanska; dadurch trat er ihr als Schwager näher und riet ihr, 8—9 Bände *Inedita Balzacs* herauszugeben, da sie das Eigentum aller Werke ihres Gatten besaß und zur Deckung seiner Schulden an die Veräußerung seiner Schriften denken mußte. Auf den Rat von Paul Lacroix, kaufte Dutacq, von Champfleury gefördert, alles von Balzac dazumal Erreichbare. 4 große Kartons Manuskripte und ein fünfter, besonders Briefe enthaltend, wurden also gesammelt. In Nummer 3 der kurzlebigen S. 463 erwähnten Monatsschrift *Le Balzac* (die ich in der *Bibliothèque de la ville de Paris* fand) erzählt Félicien Vernou 1884 nach Gesprächen mit Jules Sandeau, daß die Größe des „shakespearischen Genies“ dieses Romanciers erst nach Veröffentlichung seiner *Œuvres encore inédites* voll erkannt und gewürdigt werden würde. *Aucun sujet ne lui a échappé*; er habe in handschriftlichen Notizen Stoff zu 40 Bänden hinterlassen; *les projets lui abondaient d'une inimaginable façon*; sobald er sie einmal hingeworfen, nahm er sie immer wieder auf, formte sie neu, ließ sie dann eine Weile ruhen und kam neuerdings in fieberhafter Ungeduld auf sie zurück. Daß seine Papiere zerstreut wurden, war nicht die Schuld Dutacqs, der nach Jacobs, Champfleury und Barbey d'Aurevillys Zeugnis mit leidenschaftlichem Eifer sich die Propaganda für Balzac-Ausgaben aller Art angelegen sein ließ und mit einem Kostenaufwand von 8000 Franken die Urausgabe der Doréschen Illustrationen zu den „*Contes drolatiques*“ veranlaßte. Dutacq starb, bevor er den Erfolg dieser Publikation erleben konnte. Danach versagte die Witwe Balzac dem Bibliophilen Jacob die Veröffentlichung von Balzacs *Œuvres posthumes* mit der Begründung, daß sie dem Verlag Michel Lévy das Eigentumsrecht der Schriften Balzacs übertragen hätte. Der Bibliophile Jacob übergab nun Lévy die für Dutacq gesammelten Vorarbeiten gegen eine unbedeutende Summe, die Dutacqs Nichte zugute kam. Lévy hatte das Glück, in dem Vicomte Spoelberch de Lovenjoul einen tüchtigen Kenner und Sammler als Helfer zu finden. Nach dem Tode der Witwe Balzacs wurden (wie Paul Lacroix = Paul Jacob auf das tiefste beklagt) „unzählige Pläne, Entwürfe, Essais, von Balzac begonnene und unvollendete zurückgelassene Werke vernichtet oder verzettelt oder in alle Winde verstreut“ durch die Mißwirtschaft der von Gläubigern bedrängten Tochter der Witwe Balzac, Gräfin Anna Mnizek, über deren krankhafte Bauwut und Verschwendungssucht englische Biographen (Honoré

de Balzac. His life and writings by Mary F. Sanders. London Murray 1904 und Balzac. By Frederick Lawton. With 32 illustrations. London 1910) Abenteuerliches berichten. Madame Mnizek hatte ganze Zimmer voll Hüten und Seidenstoffen. An demselben Tag, an dem Eva Balzac-Hanska-Rzewuska begraben wurde, setzten die Gläubiger ihre Tochter auf die Straße; Balzacs Bibliothek und Mobiliar und mehrere seiner Manuskripte, darunter das von „Eugénie Grandet“, kamen zur Versteigerung in das Hôtel Drouot; andere Manuskripte, die vielleicht 100000 Franken getragen hätten, wurden buchstäblich zum Fenster hinausgeworfen. Eugène Monnier (La maison de Balzac 1884) wurde 1875 von der Witwe mit riesigen Umbauten betraut, die nie zustande kamen. Nach Evas Tod erwarb Rothschild das Haus. — S. 430. Flaubert äußert sich in seiner Correspondance wiederholt über seinen größten Vorgänger; am wenigsten vergibt er ihm sein Bekenntnis zum Katholizismus und kennzeichnet ihn deshalb, einseitig genug, als immense bonhomme mais de second ordre. — Zola, Les romanciers naturalistes, 1881. — Anatole France, La vie littéraire, 145ff., 1888. — Alphonse Daudet, Notes sur la vie (aus dem Nachlaß 1899). S. 24. S. 139. — S. 432. Emile Faguet, Propos littéraires. Troisième série, Paris 1905. De l'influence de Balzac. Dieser Einfluß erstreckte und erstreckt sich, wie Faguet a. a. O. schreibt, nicht allein auf künstlerisches Gebiet; ein lauterer Charakter wie Brunetière bekannte sich auch im praktischen Leben als Jünger Balzacs. Als Gymnasiast, der nicht einmal der Erste seiner Klasse war, habe er seinem Lehrer auf die Frage nach seinem künftigen Beruf geantwortet: „Ich werde Redakteur der Revue des deux mondes und Professor am Collège de France sein.“ Er wurde beides. Mit 25 Jahren war er Mitredakteur, später Herausgeber der ersten französischen Monatsschrift. Er arbeitete täglich 14 Stunden; einer der rechtschaffensten Männer, war er durch und durch „balzacien“ in dem Sinne, daß er Willen, Zähigkeit, unwandelbares Selbstvertrauen, nur auf die eigene Kraft gestellt, an die Erreichung seiner Lebensaufgabe setzte. — Brunetière im Manuel de l'histoire de la littérature française über Balzac 442—453. Paul Bourget, Pages de critique et de doctrine. Plon 1912. — S. 434. Biré, Balzac 189—316. Schon bei seinen Lebzeiten wurde la fille de l'avare von Bayard dramatisiert. Das Stück erlebte 200 Aufführungen. Bouffé (Souvenirs) spielte auch den Claës in einem Drama Le rêve d'un savant. 1838 wurde Der Landarzt, 1839 Peau de chagrin, 1903 Colonel Chabert dramatisiert. Emile Faguet bespricht in Propos de théâtre Band 2 und 3 Dramatisierungen der „Cousine Bette“ und der „Rabouilleuse“. Lovenjoul widmete Balzacs, aus der Zeit zwischen 1835—1841 stammendem Entwurf zu einer Komödie „Orgon“ im „Figaro“ vom 21. Mai 1899 eine Studie. Der greise Orgon ist von allen verlassen. Die Frau fliegt mit der Tochter stets in Gesellschaften aus und der Sohn verschwendet. Orgon und seine

Mutter sehnen sich nach Tartuffe, den sie durch Laurent holen lassen; Tartuffe sagt, daß aller Kummer Orgons daher rühre, daß er sich zu sehr habe beherrschen lassen; die Gewalt des Familienvaters müsse unbeschränkt sein; er sei das Ebenbild Gottes auf Erden; die Haltung seiner Frau komme von ihrer Irreligiosität. Da Balzac wenig Sinn für Versifikation hatte, wollte er Gautier zur Bearbeitung dieses Scenariums bestimmen; nach dessen Ablehnung wandte er sich an Amédée Pommier; den Orgon sollte Samson, den Tartuffe Prevost spielen. Menschlicher Voraussicht nach wäre Balzacs „Orgon“ ein Fehlschlag gewesen. Sarcey spricht in den „Quarante ans au théâtre“ nur gelegentlich der Darstellung des Mercadet durch Got von Balzac als Dramatiker. In der Einleitung einer illustrierten Prachtausgabe der Geschichte „La maison du chat qui pelote“ nennt Sarcey Balzac „le premier romancier de son temps et de tous les temps“; zu diesem Superlativ stimmt es, daß Sarcey beifügt: Balzac habe jemandem, der ihm nach der Vollendung der „Parents pauvres“ Lobsprüche zollte, mit jenem harmlosen Stolz, der bei ihm nicht mißfällig war, gesagt: „Ja, ich fühle es, ich werde so was wie Napoleon.“ Ist der Ausspruch auch unverbürgt, angesichts der von Bourget und anderen beliebten Ausrufung Balzacs zum „Napoléon littéraire“ ist die Frage erlaubt, ob und wie Napoleon selbst die „Comédie humaine“ beurteilt hätte? Er liebte den Werther, las Rousseau und Bernardin de Saint-Pierre. Aus Las Cases' „Mémorial de Sainte-Helène“ wissen wir, daß er die Romane Pigault-Lebruns fortwarf, Gil-Blas belachte, doch meinte, die ganze Gesellschaft sei wert, auf die Galeere zu kommen; dagegen erschien ihm Corneille nie größer als auf dem Felseneiland von Sankt Helena und kurz vor seinem Ende ließ er sich einen Gesang der Iliade vorlesen und sagte (wie Masson, *Napoléon à Sainte-Helène*, berichtet): „Homer malt Beratungen, wie ich sie am Vorabend von Schlachten oft gehalten habe, so gut, daß ich ihn immer mit Vergnügen höre.“ Als seinesgleichen hätte Napoleon Romanciers nie gelten lassen. — S. 438. Mérimée schreibt der „Inconnue“ aus Madrid im Oktober 1853: „Ich lese Wilhelm Meister, oder genauer, ich les' ihn wieder: ein seltsames Buch, wo die schönsten Sachen der Welt mit den lächerlichsten Kindereien abwechseln. In allem, was Goethe gemacht hat, ist das sonderbarste Gemisch von Genie und deutscher Einfältigkeit; machte er sich über sich selbst oder über die anderen lustig? Nach meiner Rückkehr lassen Sie sich von mir ‚Die Wahlverwandtschaften‘ geben, das ist, wie ich glaube, das Bizarrste und Anti-französischeste, was er geschrieben hat.“ Taine plante nach dem Abschluß seiner englischen eine deutsche Literaturgeschichte (von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis auf die Gegenwart). Er beriet sich im Winter 1870 mit Cherbuliez, Hillebrand, Gaston Paris und reiste kurz vor Kriegsausbruch nach Deutschland, wo er in Frankfurt halt machte, in Leipzig mit Universitätsprofessoren, in Dresden mit dem Kreis von Claire von

Glümer, in Weimar mit Reinhold Köhler verkehrte (Taine, *sa vie et sa correspondance*, Paris, II, 1904, 355ff.). Schon in Paris hatte er, der die Lyrik Goethes und Heines liebte und die deutsche Wissenschaft auf das Höchste schätzte, die Eindrücke seiner Lektüre deutscher Erzähler in dem Wort zusammengefaßt: der zupackende Griff (*la poigne*) fehle. *La prose de Goethe est ennuyeuse*; nach seinem Empfinden sei Dichtung und Wahrheit, Wilhelm Meister, Schillers 30jähriger Krieg schlecht oder vielmehr gar nicht geschrieben; Kleists *Kohlhaas* und die *Marquise von O.*, die man ihm als Meisterstücke deutscher Erzählungskunst rühmte, sind seines Erachtens dritter oder vierter Ordnung: zwanzig kleine Geschichten der *Vie parisienne* seien besser und all unsere großen Schriftsteller Mérimée, Stendhal, Balzac, Georges Sand überträfen sie bei weitem; der Grund ist, daß der französische Autor beim Schreiben stets seinen Leser, einen verwöhnten Weltmenschen vor sich habe, der ungeduldig, abgestumpft, starke, feinschmeckerische, geistige Kost, kurze, tiefe, hingeworfene Bemerkungen, eine Fülle von raffinierten Geistesgenüssen brauche, von denen der Deutsche keine Ahnung habe. Taine gab nach dem Deutsch-Französischen Krieg die Absicht seiner deutschen Literaturgeschichte in der Selbsterkenntnis auf: „Wir können nicht mehr unparteiisch sein.“ Grundverschieden von diesen absonderlichen Kritiken Mérimées und Taines sind die begeisterten Urteile empfänglicherer Franzosen über deutsche Meister von der Staël und Balzac bis auf Quinet und Renan. — S. 439. Mit diesem eigenen Urteil Balzacs über seine Stellung in der französischen Literatur stimmt die wohlwogene Ansicht eines so kühlen Kenners wie Faguet in seinem Buch „Balzac“ (in der Sammlung „*Les grands écrivains*“, 1912) zusammen: „Après Montaigne, Voltaire et Rousseau, je ne connais aucun écrivain français qui ait eu une influence morale et une influence littéraire égale à celle de Balzac.“ Ähnlich: Edmond Biré. *Romans et romanciers contemporains*. Paris (o. J. 1924?). *Préface de René Doumic*. S. 5. *Comme romancier Balzac ne se peut comparer à aucun autre. Il n'a d'égal en aucun temps et dans aucun pays. Si l'on veut mesurer la grandeur de son œuvre il faut se rappeler ce qu'était le roman au moment où il commença d'écrire 1820—1829.*

Zu S. 59 ff. Arrigon *Les débuts littéraires d'Honoré de Balzac* Paris 1924. S. 124 Z. 12 v. u. ist richtig zu lesen: „Schillers *Parricida*“ (nicht *Parri-eida*)-szene; S. 136 Z. 6 v. o. am 28. Februar 1832 (nicht 1838); S. 249 Z. 11 v. u. Manzoni (nicht Menzoni); S. 404 Z. 1 v. o. Gegenden (nicht Legenden).

Zu den Abbildungen. Das Titelbild nach einer im Text, S. 63, erwähnten Sepiazeichnung von Devéria verdanke ich der Liebenswürdigkeit von Marcel Bouteron, ebenso das Porträt von Mme Laure Berny nach dem Ölbild von einem Unbekannten und die Ansicht von



468 Anmerkungen zu XII und zu den Abbildungen

Wierzchownia nach einer Bleistiftzeichnung (Collection Lovenjoul). Bouterons wohlwollender Vermittlung bleibe ich auch verbunden für die mir von André Chancerel, dem Konservator des Pariser Balzac-Museums (Maison de Balzac, rue Raynouard 47), mit größtem Entgegenkommen zur Verfügung gestellten Bildnisse von Balzacs Vater und Mutter (Collection Mme Pierre Carrier-Belleuse), von Balzacs Gemahlin Eva Hanska-Rzewuska (Porträt von Jean Gigoux aus dem Jahre 1851) und das Daguerreotyp Balzacs (Nadar). Die von Balzac in ein Album der Gräfin Bolognini gezeichnete Selbstkarikatur, deren Vorgeschichte S. 249/50 berichtet wurde, hat Henry Prior in einem anmutigen und anregenden Privatdruck von und für Bibliophilen („Ne pereant“, Mailand 1919, Portrait de Balzac par Balzac. Un chapitre de Balzac et ses amis d'Italie par Henry Prior) aus der Verborgenheit gezogen: meinem Ersuchen, das Blatt in meinem Buch mitteilen zu dürfen, hat Prior gütig willfahrt.

## NAMENVERZEICHNIS

- Abrantès** 67, 104—107, 124, 186, 418.  
**Achard** 457.  
**d'Agoult** 301.  
**Aguado** 253, 292.  
**Aldenburg, Roger Baron** 107, 185, 268.  
**Alexander der Große** 176.  
**Ampère** 104.  
**Andrássy, Graf Julius** 185.  
**Andrieux** 11, 58, 277.  
**Angoulême, Herzog von** 197.  
**Anzengruber** 76, 439.  
**Apponyi, A. (Botschafter), Graf** 116, 178, 420, 454.  
 —, **Graf Rudolf** 449, 450, 451.  
**Arago** 154.  
**Ariost** 263.  
**Aristophanes** 263.  
**Aristoteles** 461.  
**Arnim, Bettina v.** 327, 341.  
**Arrivabene** 390.  
**d'Assonville** 61.  
**Audebrand** 446, 462.  
**Auerbach** 439.  
**Augier** 215, 434.  
**Aumale** 27, 491.  
  
**Balabine** 457.  
**Ballanche** 95, 104, 445.  
**Ballantyne** 71.  
**Balzac, Anna-Charlotte Laure (Mutter)** 34, 35, 39, 49, 51, 52, 58, 59, 62, 74, 142, 150, 195, 257, 325, 344, 378, 386, 394, 411, 447, 448, 467.  
**Balzac, Bernard (Vater)** 35 ff., 49, 50, 51, 59, 61, 73, 78, 87, 446, 447, 467.  
 —, **Henri (Bruder)** 67, 150, 414.  
 —, **Honoré Eltern** 34 ff. Geburt und Kindheit 41 ff. Schulzeit: in Vendome 42 ff., in Paris 49. Jurist 50. Literarische Anfänge 51. „Cromwell“ 54 ff. Pseudonyme Romane 59 ff., 72 ff. Verleger, Druckerei- und Schriftgießereiunternehmer 61 ff. Liquidation 62. Liebesverhältnis mit Madame Berny 63 ff. Droit d'aînesse. Histoire impartiale des Jésuites 75. In der Bretagne 78. Die Chouans 82 ff. Physiologie der Ehe 86. Die Peau de chagrin 89. Gobseck 97. Szenen aus dem Privatleben. Proben französischer Plauderstunden 98. Zeitungsaufsätze 100. Beziehungen zu Sophie Gay 103, Herzogin von Abrantès 104, Marquise de Castries 107, Zulma Carraud 110, Delphine de Girardin 111, George Sand 112. Geschichten aus dem vorrevolutionären Frankreich 117, aus der Revolutionszeit 118, aus der Ära Napoleons 119, Phantasiestücke 120, der Curé de Tours 123, La

**Balzac, Honoré.**

femme de trente ans 124, Louis Lambert 125, Histoire des treize 127, der Landarzt 127, Gaudissart 129, Eugénie Grandet 130, Erste Briefe von Eva Hanska-Rzewuska 135, Begegnung mit Eva: in Neuchâtel 141, in Genf 146. Dramatische Anläufe 153. La recherche de l'absolu 157. Sainte Beuves erste Balzac-Studie 161. Le père Goriot 165. Einheitsplan der Sittenstudien 171 ff. Reise nach Wien zu Eva 177. Besuch der Schlachtfelder von Eßling und Wagram 180. Bei Metternich 184. Seraphita 194. Le lys dans la vallée 196. Nachdrucksprozeß mit Buloz 200. In Turin mit Claire Marbouty 206. Tod der Berny 208. Leiter der Chronique parisienne 209. Les illusions perdues 217. Les souffrances de l'inventeur 231. Le cabinet des antiques 233. Splendeurs et misères des courtisanes 234. La dernière incarnation de Vautrin 234. Grandeur et décadence de César Birotteau 241. In Oberitalien 248. Finanznöte 253 ff. Bau der Villa Les Jardies 258. Les contes drolatiques 261. Bei George Sand in Nohant 268. In Korsika und Sardinien 269. Der Prozeß Peytel 269. Leiter der Revue parisienne 272. Kritiken von Cooper, Scott 273, Sainte-Beuves Port-Royal 274, Preislied auf Stendhals Chartreuse de Parme 275, Schauspiele: L'école des ménages 279, Mercadet 281, Auführung, Fehlschlag und Verbot von Vautrin 283 ff. Les ressources

de Quinola 289 ff. La femme supérieure 295. Le curé de village 296. Gambara. Massimilla Doni 298. Les secrets de la princesse de Cadignan 300. Une fille d'Eve. 301. Beatrix 301. Mémoires des deux jeunes mariées 302. La vieille fille 302. Pierrette 303. La muse du département 303. Ursule Mirouet 304. Cathérine de Médicis 305. Secret des Ruggieri 306. Le martyre calviniste 306. Une ténébreuse affaire 307. La rabouilleuse 309. Erste Gesamtausgabe der Comédie humaine 311. Vorwort zur Comédie humaine 312. Katalog der für die Comédie humaine bestimmten, vollendeten und geplanten Werke 319. Tod Hanskis 323. In Petersburg 326. In Berlin 331. Fehlschlag des Dramas Paméla Giraud 331. In Dresden 333. David modelliert Balzacs Kolossalbüste 334. Die Petits bourgeois 336. Plan einer Komödie Orgon 337. Modeste Mignon 339. Reisen mit Eva nach Deutschland und Belgien 343, nach Rom 344. Eva schwanger 346. Vorbereitungen einer heimlichen Ehe 346. Fehlgeburt 348. Les paysans 351. Kauf des Pavillon Beaujon 356. Le cousin Pons 359. La cousine Bette 363. Z. Marcas 373. Le député d'Arcis 373. L'envers de l'histoire contemporaine 374. In Wierzchownia 376. 1848 in Paris 379. La marâtre 381. Lettre sur le travail 382. Wieder in der Ukraine 383. Tödliche Erkrankung 384. Trauung in Berditschef 386. Heimkehr 386.

- Von den Ärzten aufgegeben 387. 68, 76, 88, 103, 106, 107, 109.  
 Victor Hugos letzter Besuch 387. 111, 126, 134, 136, 148, 150,  
 Stirbt 390. Leichenbegängnis. Vic- 163, 193, 204, 208, 300, 448, 469.  
 tor Hugos Grabrede 391. Testa-  
 ment 395. Eva und Champfleury  
 398. Sainte-Beuves Nachruf 400.  
 Balzacs Widmungen 409. Nachlaß  
 424. Nachwirkung auf Victor Hu-  
 gos Misérables 424, Flaubert 429,  
 Zola 431, Goncourt, Daudet, Mau-  
 passant 431, Paul Bourget 433,  
 Augier, Dumas fils 435, Taine  
 437. Nennt sich den Rivalen von  
 Molière, Scott, Lesage, Voltaire 439.  
 Balzac, Laura, Schwester (s. Surville)  
 36, 40, 41, 49, 52, 53, 57, 76, 142,  
 143, 413, 448.  
 —, Laurence (Schwester) 48.  
 Bandello 409.  
 Barbey d'Aureville 261, 453, 457,  
 467.  
 Barbier, August 77, 461.  
 Barchou de Penhoen 46, 173, 415.  
 Baroche 390.  
 Barol, Marquise 207.  
 Baschet 448, 462.  
 Baudoz 452.  
 Bazoche 414.  
 Beaumarchais 9, 10, 11, 12, 49, 71,  
 73, 118, 213, 238, 279.  
 Beauvoir, Roger de 200.  
 Béchet 205, 216.  
 Beethoven 154, 244, 299.  
 Bejar 422.  
 Bellessort 74, 441, 446, 448.  
 Belloy 284, 321.  
 Benedikt, Edmund 455, 456.  
 Béranger 76, 128, 437.  
 Berlioz 334, 418, 459.  
 Bernard, Charles de 160, 209, 418.  
 Berny, Alexandre 64, 68, 415.  
 —, Laure de 63, 64, 65, 66, 67.  
 Berry (Herzogin v.) 127.  
 Berryer 108.  
 Bertall 443.  
 Bertaut 443.  
 Boccaccio 69, 261.  
 Béthune 209.  
 Bettelheim, A. 451.  
 Bettelheim-Gabillon, Helene 451.  
 Biré 35, 446, 457, 467.  
 Bismarck 197.  
 Börne 100.  
 Bolognini 249, 250, 413, 454, 468.  
 Borel, Henriette 135, 136, 142.  
 Borget 140, 162, 463.  
 Boucicault 42.  
 Boulanger 419, 442.  
 Bourget 43, 433, 465.  
 Bouteron 397, 441, 448, 451, 454,  
 457, 458, 460, 467.  
 Brandes 32.  
 Brantôme 261.  
 Breuillac 449.  
 Brillat-Savarin 68.  
 Brohan 390.  
 Broussais 153.  
 Brummel 449.  
 Brunetière 15, 28, 465.  
 Brunne, Claire (Marbouty) 206 ff.,  
 452.  
 Buisson 108, 207.  
 Buloz 200, 201, 202, 203, 205, 208,  
 213, 452.  
 Bulwer 97, 449.  
 Byron 77, 101, 175.  
 Cabanès 349, 458.  
 Cagliostro 403.  
 Calas 271.

- Calvin 291, 306/7.  
 Candolle 146.  
 Cantù 454.  
 Capefigue 187, 188.  
 Don Carlos 153, 154.  
 Carlyle 18.  
 Carnot 101.  
 Carraud, Direktor der Pulverfabrik  
 180, 268.  
 —, Zulma, 68, 110, 111, 163, 206,  
 268, 280, 399, 414, 441, 450.  
 Carrel 214.  
 Cassagnac, Granier de 252.  
 Castries, Marquise 67, 107, 108, 109,  
 110, 127, 163, 185, 186, 206, 268,  
 292, 412, 449.  
 Cathérine, Médiçi 78, 170, 205, 268,  
 277, 298, 305 ff.  
 Cavé 286.  
 Cerfberr 433.  
 Cervantes 176, 422.  
 Chaix d'Estanges 200, 201.  
 Chambord, Graf 298.  
 Chamfort 237, 238, 291.  
 Champfleury 379, 398, 399, 424,  
 446, 448, 460, 463, 464.  
 Chancerel 441, 467.  
 Charlet 122.  
 Chasles 70, 94, 107, 130, 175, 449,  
 461, 462.  
 Chateaubriand 24, 77, 104, 143, 211,  
 214, 422, 454.  
 Chenier, André 65, 70, 103.  
 Chopin 299.  
 Christophe 433.  
 Chuquet 456.  
 Claretie 459.  
 Clemens XIV. 75.  
 Cleopatra 233.  
 Cogniard (Graf v. St. Helena) 234.  
 Colbert 207, 238.  
 Colla 207.  
 Colomb 456.  
 Columbus 13, 170.  
 Condé 411.  
 Constable 193.  
 Constant, Benjamin 24, 77, 214.  
 Cooper 272, 273.  
 Corneille 54, 55.  
 Cortez 170.  
 Courier 42, 101, 214.  
 Crébillon (Vater) 54.  
 Crébillon fils 268.  
 Cromwell 54, 317.  
 Curtius 32, 446.  
 Custine 450, 457.  
 Cuvier 16, 116, 313.  
**D**  
 Dablin 415.  
 Daffinger 179, 323.  
 Dantan 443.  
 Dante 13.  
 Danton 83, 373.  
 Daudet 43, 431, 465.  
 Daumier 443.  
 David d'Angers 260, 418, 442, 443.  
 Davin 173—176, 278.  
 Dawison 56.  
 Déjazet 101.  
 Delacroix (Maler) 173, 259, 419, 462.  
 Delacroix (Prokurator) 348.  
 Delannoy 247.  
 Delavigne 391.  
 Desbordes-Valmore 415.  
 Descartes 42.  
 Deschanel 450.  
 Desnoireterres 462.  
 Deveria 63, 419, 442, 467.  
 Dickens 57, 363, 437.  
 Diderot 25, 101, 237, 238, 261,  
 268, 382.  
 Dilthey 31.  
 Dino 331, 442, 457.  
 Doré 395, 453, 455.

- Dorval 292.  
 Dosne 277.  
 Dostojewski 31, 435.  
 Doumic 467.  
 Dubochet 289.  
 du Camp 43.  
 Duckett 209, 210, 211.  
 Dufaure 46.  
 Dumas A. père 112, 200, 286, 390, 407.  
 Dumas, Alexandre fils 43, 390, 434.  
 Dupuytren 153.  
 Duras, Herzog v. 140.  
 Dutacq 215, 452, 453, 454, 464.
- E**  
 Egger-Möllwald, Friedrich 441.  
 Eliot 436.  
 Ellenborough, Lady 126.  
 Eloesser 32.  
 Emerson 14.  
 d'Ennery 188, 189.  
 Ermatinger 445, 446.  
 Esterhazy, Prinz 177.
- F**  
 Faguet 432, 460, 467.  
 Falguières 443.  
 Fénélon 138.  
 Fernkorn 182.  
 Fessart 397, 448.  
 Feuillet 15.  
 Féval 459.  
 Fitz-James 108, 140, 185, 206.  
 Flaubert 151, 164, 297, 429—431, 465.  
 Forbus 460.  
 Fouché 83, 105, 307, 353.  
 Fourier 277.  
 Fournier (Bildhauer) 443.  
 France, A. 433.  
 Franz I. 265.  
 Fray-Fournier 450.  
 Freytag 13, 246, 439, 445.
- Friedrich der Große 318, 411.  
 Furne 289.
- G**  
 Gambetta 258.  
 Gaudy, J. L. 20, 444.  
 Gautier 14, 36, 103, 112, 127, 134, 151, 152, 156, 164, 208, 209, 248, 252, 253, 278, 281, 282, 284, 354, 379, 387, 399, 418, 441, 442, 449, 452, 455, 456, 460, 462, 463.  
 Gavarni 108, 122, 270, 271, 442, 449, 455, 460, 461.  
 Gavault 289.  
 Gay, Sophie 103, 111, 449.  
 Gérard 116, 324.  
 Girardin, Delphine 14, 111, 112, 293, 301, 399, 418, 443, 449, 450, 459, 460.  
 Girardin, Emile 36, 70, 215, 226, 254, 301, 449, 450, 453.  
 Giraud 390, 442, 459.  
 Godwin 175, 462.  
 Goethe 12, 28, 39, 63, 70, 77, 87, 94, 101, 102, 133, 195, 211, 214, 238, 263, 268, 276, 438, 444, 445, 467.  
 Goncourt 27, 431, 449, 455, 461.  
 Goldsmith 77.  
 Gortschakow, Fürst 186.  
 Gosselin 136, 255.  
 Got 56, 462, 466.  
 Gozlan 127, 134, 200, 252, 259, 293, 418, 451, 455, 456, 462.  
 Grammont 418.  
 Gregor VII. 123.  
 Grillparzer 195, 294, 363, 423, 439.  
 Grimm, Melchior 11.  
 Grisi 154.  
 Guenot 462.  
 Guise 263.  
 Guizot 49, 54, 100, 277.

- Halévy** 435.  
**Hallays** 447, 448, 450.  
**Hammer-Purgstall** 177, 190, 191, 251, 419, 451.  
**Hanotaux** 27, 62, 63, 448.  
**Hanska, Anna** 343, 413, 414, 464 ff.  
**Hanska, Eva** (geb. Rzewuska) 16, 20, 27, 34, 40, 66, 68, 134, 135—148, 149, 153, 155, 156, 163, 171, 172, 177, 180, 185, 189, 190, 191, 193, 196, 204, 205, 215, 230, 248, 253 ff., 261, 268, 269, 278, 279, 287, 289, 301, 322 ff., 394 ff., 441, 443, 447, 450, 463, 464, 468.  
**Hanski, Wenceslas** 135, 146, 156, 177, 180, 287.  
**Harel** 283, 284, 453.  
**Hastings** 448.  
**Hauptmann** 439.  
**Hautgoult** 47.  
**Haydn** 19.  
**Hebbel** 31, 156, 382, 445.  
**Heine** 31, 100, 115, 233, 287, 299, 399, 420, 450.  
**Heinrich III.** 37.  
**Heiss** 32, 446.  
**Herold** 299.  
**Hetzel** 289, 312, 457.  
**Heyse, Paul** 411.  
**Hillebrand** 31, 445.  
**Hinner** 63, 68, 300.  
**Hoffmann, E. T. A.** 13, 63, 68, 77, 121, 449.  
**Hofmannsthal** 32, 451.  
**Hohenlohe, Fürstin Marie** 135, 303.  
**Houssaye** 390, 459.  
**Hozier** 418.  
**Huch, Ricarda** 411.  
**Hugo, Victor** 15, 18, 25, 34, 54, 72, 86, 112, 140, 151, 160, 161, 164, 184, 202, 203, 211, 217, 274, 278, 286, 293, 386—393, 395, 417, 423, 424—429, 437, 442, 445, 459.  
**Humboldt, Alexander v.** 31, 116, 331.  
**Humboldt, Wilhelm v.** 30, 137.  
**Isabella v. Baiern** 78.  
**Jacquillart** 216.  
**Jan (Laurent)** 251, 252, 284, 434, 457.  
**Janin, Jules** 112, 140, 200, 202, 225, 229.  
**Johannot** 140.  
**Jordaens** 261.  
**Don Juan** 120, 121.  
**Don Juan d'Austria** 151.  
**Jugurtha** 241.  
**Julius II.** 121.  
**Junot** 104, 449.  
**Karl I.** 54.  
**Karl X.** 298.  
**Karl, Erzherzog** 181, 182, 461, 462.  
**Karr** 209, 210, 252, 255, 300, 452, 453, 456, 461, 462.  
**Keller, G.** 31, 43, 57, 439, 445.  
**Kettner** 29.  
**Kleinmichel, Gräfin** 458.  
**Kleist** 438, 467.  
**La Bruyère** 65.  
**Lacroix, Jules** 464.  
**Lacroix, Paul (Bibliophile Jacob)** 74, 77, 448, 462, 463, 464.  
**Lafayette** 100.  
**Laffitte** 100.  
**Lafontaine, August** 77, 133.  
**La Fontaine, Jean de** 55, 61, 75.  
**Lamartine**, 112, 161, 211, 260, 271, 277, 292, 293, 418, 462.  
**Lamennais** 275.  
**Lanson** 441.

- Laplace 125.  
 Laroche Foucauld, Gräfin 410.  
 Larrey 456, 457.  
 Lassailly 283, 284.  
 Lassolu 157.  
 Latouche 70, 77, 102, 140, 147, 161, 250, 254, 274.  
 Latour-Mézeray 155, 449.  
 Laube 31, 445, 450, 451.  
 Lauzun 154, 179.  
 Lavoisier 125, 157.  
 Lawton 465.  
 Le Breton 28, 60, 74.  
 Lemaitre, Frédérick 56, 189, 281, 228, 283, 286.  
 Lemaitre Jules 448.  
 Lemer 462.  
 Lemos 422.  
 Lenotre 454.  
 Lepitre 197.  
 Le Poittevin 72, 73.  
 Lesage 238, 276, 439.  
 Le Sourd 451.  
 Lessing 221.  
 Lévy 464.  
 Leykam 189.  
 Lieven 87, 449.  
 Liszt 135, 301, 419, 458.  
 Longnon 441.  
 Loti, Pierre 422.  
 Lovenjoul 27, 117, 189, 408, 440, 441, 442, 448, 450, 452, 453, 455, 456, 457, 460, 461, 462, 463, 464.  
 Ludwig XI. 48, 117, 263.  
 Ludwig XIV. 24, 277.  
 Ludwig XVI. 63, 118.  
 Ludwig XVIII. 199, 285.  
 Ludwig, Otto 439.  
 Lumet 446.  
 Lurine 462.  
 Luther 205.
- M**abuse 121.  
 Macchiavell 276.  
 Maffei 454.  
 Mahomet 299.  
 Maigron 448.  
 Mame 180, 181, 255.  
 Manzoni 249, 454, 455.  
 Marat 118, 236.  
 Marbouty (s. Claire Brunne) 206—8.  
 Margonne 165, 216, 414, 447.  
 Maria 134, 412.  
 Maria v. Medici 78.  
 Maria Stuart 306.  
 Marie Antoinette 63, 118, 242, 300.  
 Marie Touchet 306.  
 Martin 119.  
 Martinez della Rosa 292.  
 Marx 31, 435, 437, 446.  
 Masséna 55, 183.  
 Masson 20, 444, 466.  
 Maturin 77, 120.  
 Maupassant 215, 405, 431.  
 Mehring 435.  
 Meilhac 435.  
 Meissonier 442.  
 Mercier 29.  
 Mérimée 54, 72, 83, 121, 137, 161, 162, 167, 208, 290, 407, 466.  
 Merville 50.  
 Méry 200, 345.  
 Metternich, Clemens 87, 102, 104, 107, 184—189, 281, 449, 451.  
 Metternich, Melanie, Fürstin 185 bis 187.  
 Metternich, Victor 107, 185.  
 Meurice, Froment 108, 395.  
 Meyerbeer 299, 300.  
 Mitterwurzer 56.  
 Molière 55, 61, 75, 96, 121, 238, 242, 279, 301, 337, 439.  
 Mommsen 12.



- Monnier, Henri 112, 122, 129, 154, 253, 279, 295, 361, 462.  
 Montaigne 38, 467.  
 Montalembert 70, 95, 170.  
 Monteil 140.  
 Montesquieu 402.  
 Montmorency 265, 266.  
 Montpensier, Prinzessin v. 154.  
 Mozart 19, 299.  
 Müller, Kanzler v. 444.  
 Musset 72, 77, 87, 89, 107, 160, 161, 162, 223, 268, 276, 441, 443.
- N**apoleon 11, 16, 19, 20, 21, 22, 24, 37, 42, 83, 88, 101, 104, 105, 118, 120, 128, 140, 182, 183, 184, 214, 242, 256, 277, 297, 389, 444, 449, 466.  
 Napoleon, Louis 277, 390, 442, 444, 449, 459, 466.  
 Navarete 390.  
 Nettamente 19, 444.  
 Newton 19.  
 Nietzsche 31, 446.  
 Nikolaus, Kaiser 186, 458.  
 Nisard 203.  
 Niveleau 130, 450.  
 Nodier 89, 140, 155, 203, 417.
- O**'Connell 16.  
 Ourliac 462.  
 Overbeck, F. 446.  
 Owen 277.
- P**ailleron, Louise 452.  
 Parmentier 253.  
 Pascal 125.  
 Passez 50.  
 Paul (Jean) 63, 77, 438.  
 Pellico 207.  
 Pellissier (Olympia) 94, 140, 155.  
 Péremé 280, 281, 456.
- Périolas 180, 441.  
 Perrault 25.  
 Peter der Große 277.  
 Pétigny 448.  
 Peytel 269—272, 455.  
 Philipp II. 153, 154, 289, 290.  
 Philipp v. Macedonien 176.  
 Philippe, Louis 20, 23, 38, 100, 271, 278, 283, 285, 372, 382.  
 Pigault-Lebrun 60, 466.  
 Pinaigrier 42.  
 Piron 237.  
 Pitt 417.  
 Pixérécourt 60.  
 Pizarro 170.  
 Planche 112, 208, 209, 278, 281, 301.  
 Plantin 42.  
 Platier 443.  
 Poggio 69.  
 Poitou 462.  
 Pognac 102.  
 Pommereul 78, 79, 80, 81, 82, 414.  
 Pontavice de Heussy 449.  
 Porcia 454.  
 Poussin 121.  
 Prévost 268.  
 Prior 441, 452, 454, 455, 457, 468.  
 Pückler-Muskau 185.  
 Putinatti 249.
- Q**uinet 467.
- R**abelais 9, 12, 13, 38, 48, 89, 128, 170, 261, 265, 276, 443.  
 Rabou 130, 338, 424.  
 Racine 55, 402.  
 Radcliffe 12, 77, 95.  
 Raisson 75.  
 Raphael 417.  
 Rasumowsky, Fürst 191.  
 Raucourt 49.

- Récamier 94, 104.  
 Regnault 209.  
 Regnard 144.  
 Reichstadt, Herzog von 192.  
 Renan 164, 423, 462, 467.  
 Rétif de la Bretonne 31.  
 Reuter, Fritz 439.  
 Rey 270.  
 Rhyn, René v. 451.  
 Ricci 277.  
 Richelieu 18, 277.  
 Rilke 443.  
 Riza Bey 390.  
 Robert, Louis 173.  
 Robespierre 118.  
 Rodin 443.  
 Rohr, Baronesse, Christine 441.  
 Rosa, Wirtschafterin 205.  
 Rosegger 439.  
 Rossini 94, 116, 140, 155, 253, 299,  
 300, 418.  
 Rothschild, James 116, 144, 193,  
 195, 211, 277, 292, 420, 452.  
 Rousseau 12, 65, 71, 73, 101, 175,  
 298, 467.  
 Rowohlt 32.  
 Rubini 154.  
 Ruxton (Geneviève) 448.  
 Rzewuska, Rosalie, Gräfin 177, 189,  
 190, 450.  
 Rzewuski, Severin 396.  
 —, Stanislaus 396, 460.  
 Sainte-Beuve 11, 27, 34, 35, 39, 74,  
 107, 151, 161—164, 196, 197, 203,  
 215, 217, 250, 274, 275, 297, 390,  
 400—407, 449, 454, 455, 460,  
 467.  
 Sainte-Croix 183.  
 Saint-Germain 403.  
 Saint Hilaire Geoffroy 313, 419.  
 Saint-Martin 198.  
 Saint-Pierre, Bernardin de 12, 422.  
 Saint-Simon 277.  
 Sallambier 64.  
 Sand, George 14, 15, 88, 103, 112 bis  
 115, 140, 145, 147, 161, 162, 164,  
 202, 207, 257, 260, 268, 275, 279,  
 280, 300, 301, 302, 399, 416, 417,  
 437, 441, 462.  
 Sandeau 14, 154, 162, 206, 207, 208,  
 209, 252, 253, 268, 404, 463/4.  
 Sanders 465.  
 San Severino Porcia 409.  
 Sanson 70, 118.  
 San Tommaso 454.  
 Scheffel 439.  
 Scherer, Edmond 32, 446.  
 Schiller 28, 30, 55, 63, 77, 154.  
 Schmidt, Erich 32, 446.  
 —, Julian 32, 445.  
 Schönburg, Prinz 177.  
 Schönburg, Louise, Fürstin 186.  
 Schopenhauer 126.  
 Schwarzenberg, Felix, Fürst 126.  
 —, Fritz, Fürst v. 181, 182, 419,  
 451.  
 Sclopis 207.  
 Scott, Walter 13, 65, 68, 70, 71, 77,  
 84, 117, 170, 174, 175, 193, 272,  
 273, 439, 449.  
 Scribe 50, 140, 203, 278, 279, 357,  
 434.  
 Séché, Alphonse 443, 459.  
 —, Léon 449.  
 Semblançay 48.  
 Senancour 179.  
 Serval 452.  
 Sevigné 138.  
 Shakespeare 13, 188, 233, 263.  
 Sismondi 146, 288.  
 Sorel 322, 457.  
 Soret 444, 445.  
 Soulié 200.

- Souvestre 86.  
 Spinoza 384, 430.  
 Staël 24, 77, 105, 112, 300.  
 Stendhal-Beyle 89, 160, 184, 189,  
 275, 276, 300, 436, 456.  
 Sterne 12, 13, 38, 276.  
 Stifter 439.  
 Strunz 300.  
 Sue 94, 112, 140, 200, 428, 439.  
 Surville, Laure 14, 150, 195, 280,  
 399, 403, 452, 462/3, 471.  
 — (Schwager) 10, 58, 150, 170, 253,  
 298, 388, 414.  
 Swedenborg 39, 194.
- T**  
 Tacitus 24.  
 Taine 13, 15, 25, 67, 151, 164, 199,  
 322, 435, 438, 448, 463, 466.  
 Talleyrand 184, 189, 442, 458.  
 Talma 54.  
 Tamburini 154.  
 Teano prince de Caetani 372, 420.  
 Terburg 443.  
 Thiers 58, 100, 116, 167, 214.  
 Thirion 191, 451.  
 Thomas, Ambroise 459.  
 Thomas a Kempis 138.  
 Thürheim, Gräfin, Louise 191, 192,  
 277, 420, 451, 452.  
 Tiberius 24.  
 Tieck 31, 331, 411.  
 Tirso de Molina 121.  
 Toldo 455.  
 Tolstoi 31, 437.  
 Toussaint-Louverture 252, 253, 455.  
 Treitschke 31, 445.  
 Turgénjew 40, 437.
- V**  
 Vabitte 456, 457.  
 Vallès 43.  
 Vernou 463, 464.  
 Véron 203.  
 Verville 42, 69, 261.  
 Vicaire 27, 62, 63, 441, 448.  
 Vidocq 237.  
 Vigny 72, 86.  
 Villemain 49, 54, 277.  
 Villemessant 452.  
 Visconti-Guidoboni 206, 207, 208,  
 210, 248, 455.  
 Voguë, E. M. 436.  
 Voltaire 12, 19, 24, 25, 71, 73, 214,  
 238, 268, 271, 402, 439, 467.
- W**  
 Wagner, Cosima 301.  
 —, Richard 31, 303, 428.  
 Wallenstein 404.  
 Walter 179.  
 Warens 65.  
 Wassermann 454.  
 Weigand 32.  
 Wellington 102.  
 Werdet 173, 178, 192, 193, 205,  
 209, 210, 247, 254, 257, 259, 451,  
 452, 455, 462.  
 Wilbrandt 438.  
 Wilde, Oscar 94.  
 Wurzbach 450, 451.
- Y**  
 Ypsilanti 191.
- Z**  
 Zedlitz, Freiherr v. 177, 190.  
 Zola 15, 31, 261, 431, 465.  
 Zweig 32.

Früher ist erschienen

# BEAUMARCHAIS

VON

## ANTON BETTELHEIM

Zweite, gänzlich neubearbeitete Auflage  
Mit einem Bildnis  
In Ganzleinen M 12.—, in Halbfranz M 17.—

★

Ein herrliches Buch; ein Stück Kulturgeschichte des 18. Jahrhunderts, ein Stück Goethe („Clavigo“), ein Stück Mozart („Figaro“), vor allem aber eine Lebensgeschichte voll Feuer, voll Kraft, auch voll Abenteuern.

Nationalzeitung Basel

Einen Beaumarchais zu charakterisieren, ohne ein Bild der Zeitgeschichte zu geben, wäre ein Unding, und so wächst denn diese Biographie sich aus zu einer grandiosen Beschreibung der Zeit vor der französischen Revolution und der ersten Jahre dieser Zeitepoche selbst.

Hamburger Fremdenblatt

Es darf mit Freude ausgesprochen werden, daß Beaumarchais in Anton Bettelheim wohl den verstehendsten Biographen gefunden hat, der sich denken läßt. Diese Biographie ist ein Muster von Vereinigung gelehrter Einzelforschung und anregender Darstellung, für die man bei dem Stoffe sogar das Epitheton „amüsant“ und bei den einzelnen Episoden das sonst noch unwissenschaftlichere „spannend“ wagen darf.

Grenzboten (Wien)

Man wird zuweilen mißtrauisch und schlägt im Quellenanhang nach, denn allzu süßig und gefällig liest sich dieses romanhafte Leben, aber man überläßt sich zugleich desto ruhiger der Weiterführung der biographischen Schilderung, denn alles das Unwahrscheinliche, das zu verlockend Novellenhafte ist redlich mit Aktenbündeln belegt.

Deutsche Tageszeitung

Man braucht für dieses Buch nicht zu werben. Sobald es einer in der Hand hat, liest er es auch zu Ende. Es ist so unterhaltsam und fesselnd, wie wir es nur von spannendsten Romanen gewöhnt sind, und es entrollt ein Zeitbild von einer Farbigkeit, wie sie der Kulturhistoriker nur selten erreichte.

Der Türmer

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung  
München

